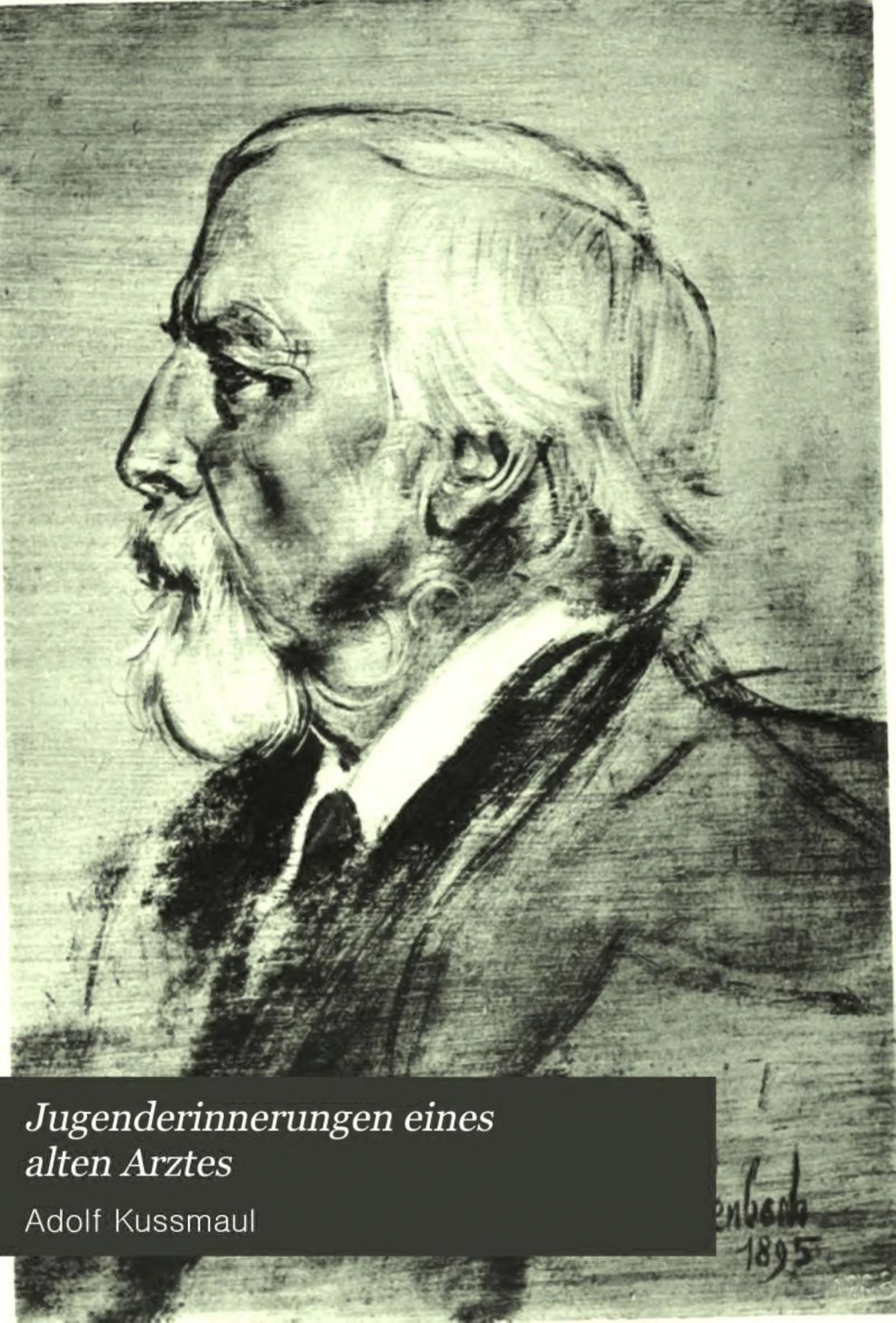


Jugenderinnerungen eines alten Arztes

Adolf Kussmaul

LANE

MEDICAL LIBRARY

GIFT
Miss Johanna Dresel

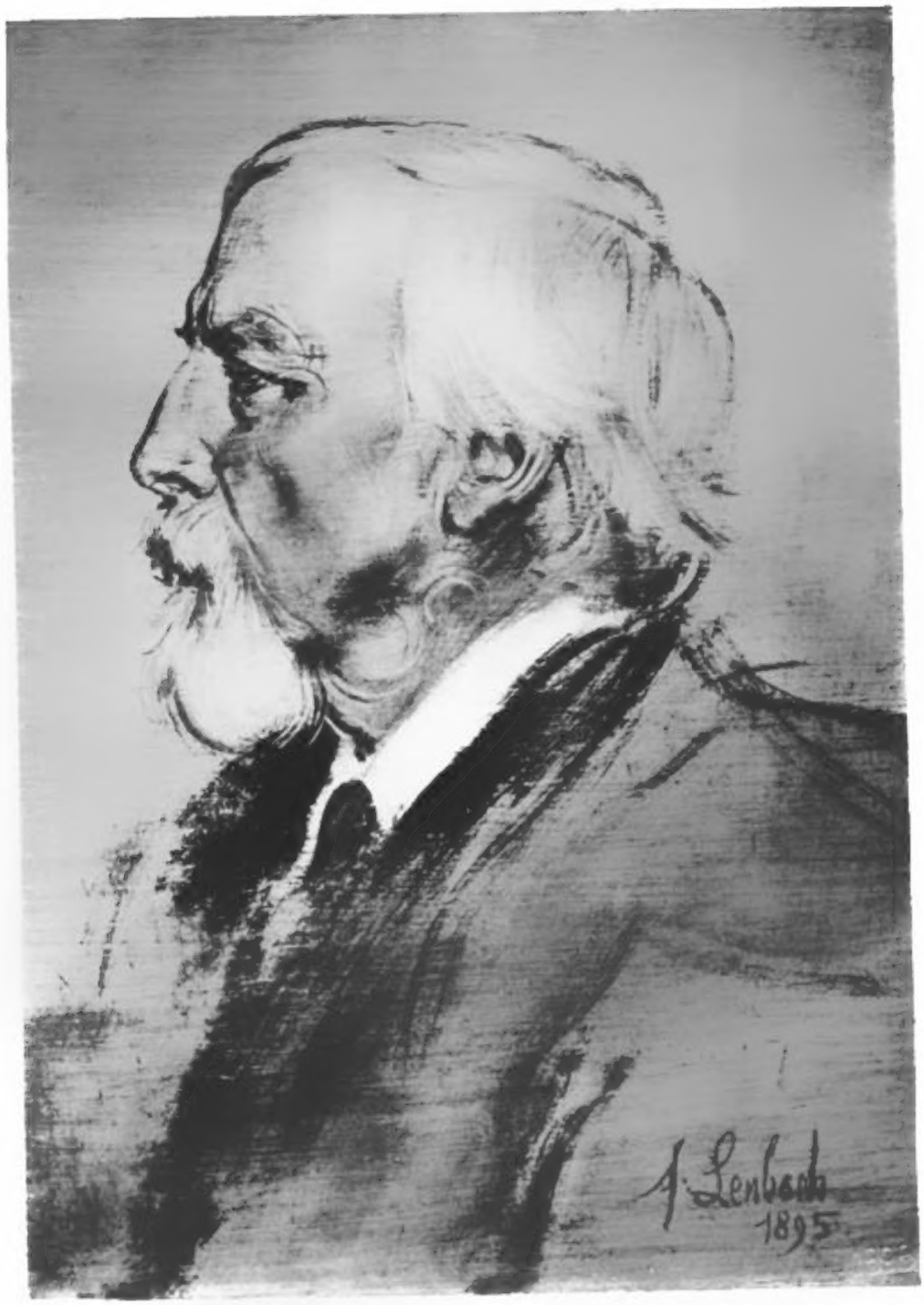
AMERICAN BANK NOTE CO. LITHO

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Dr. Kaufmann

Digitized by Google

Jugenderinnerungen

eines

alten Arztes

von

Adolf Kußmaul.

Mit dem Porträt des Verfassers nach einem Gemälde von

Franz Lenbach.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1899.

Digitized by Google

Digitized by Google

Jugenderinnerungen

eines

alten Arztes

von

Adolf Kußmaul.

Mit dem Porträt des Verfassers nach einem Gemälde von

Franz Lenbach.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1899.

Digitized by Google

Buchdruckerei A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

512 H
17
279

Vorwort.

Mußt du Gram im Herzen tragen
Und des Alters schwere Last,
Lade dir aus jungen Tagen
Die Erinnerung zu Gast.

20-18

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort III

Erstes Buch. Kindheit.

Einleitung 3
Geschlecht und Name 6
Mein Vater 10
Ein Heft meines Vaters aus Schoenleins Klinik 17
Früheste Erinnerungen 22
In der Volksschule zu Boxberg 25
Auf der Landstraße 27
Im Pfarrhaus zu Buch am Ahorn 30
Der Zehnte 35
Zeitbegebenheiten 37

Zweites Buch. Auf den Gymnasien.

Wertheim 45
Mannheim 48
Das Mannheimer Lyceum 53
Heidelberg 60
Das Heidelberger Lyceum 69
Mein Bruder Rudolf 75
Napoleonkultus in Baden 83
Die Duldsamkeit der Väter 90
Komfort und Lebensgenuß 93
Die alte Landstraße im Rheinthal 97
Die Eröffnung der ersten badischen Eisenbahn 101

Digitized by Google

Drittes Buch. Burschenleben.

Seite

Der Maulesel 107
Der Franzosenlärm 1840 109
Der Fuchs 112
Die Burschenwelt 117
Die Studentenschaft der Ruperto-Carola bis 1840 119
Das Schwabenkorps 123
Korpsbrüder 129
Ein Besuch bei Herrn Benazet in Baden 134
Das Pauken 139
Der S.C. 145
Die Opposition 150
Die allgemeine Studentenschaft 155
Die Alemannia 162
Der Neckarbund 168
In memoriam 173
Letzter Kommers 180
Poetische Nachklänge 181

Viertes Buch. Medizinisches Studium.

Romantik und Rationalismus zu Beginn des Jahrhunderts in Heidelberg 187
Friedrich Tiedemann 193
Die Anatomen Kobelt und Bischoff 200
Naturforscher 202
Das philosophische Zwangskollegium 205
Die klinischen Anstalten 207
Friedrich August Benjamin Puchelt 210
Maximilian Josef von Chelius 221
Franz Karl Naegele 224
Hermann Naegele 233
Jakob Henle 234
Karl von Pfeufer 242
Medizinische Studiengenossen 248
Die gelöste Preisfrage 253
Poliklinische Lehrzeit 258

Fünftes Buch. Vor und nach der medizinischen Staatsprüfung.

Die Vorbereitung zur Prüfung 263
Der ärztliche Lizenzschein und das Doktordiplom 265
Die badische Staatsprüfung 267

Digitized by Google

Seite

Die Verlobung 273
Eine Lektion bei der alten Frau Doktorin 277
Wunderkuren 283
Purgierkuren und Blutentziehungen 290
Vomierkuren 297
Prüfung auf dem Krankenbette. Akuter Gelenkrheumatismus im Winter 1846—47 303

Sechstes Buch. Reisebilder.

Der Frühling 1847 311
Die Fahrt nach München 314
München 317
Lola Montez 322
Schleißheim und Abschied von München 326
Tegernsee und der Schandl 329
Tirol 332
Das Salzburger Land 336
Das Salzkammergut 341
Nach 33 Jahren 345

Siebentes Buch. Wien und Prag.

In der Alservorstadt 349
Umschau in Wien 354
Politische Streiflichter 360
Im allgemeinen Krankenhause 363
Bei Rokitansky 368
Bei Semmelweis 371
Die junge Wiener Schule 376
Weihnacht-Abend in Wien 384
Prag 386
Die Prager Fakultät 389
Vereitelte Zukunftspläne 394

Achtes Buch. Im badischen Heere 1848 und 1849.

Die Heimreise von Prag im März 1848 399
Eintritt in das badische Heer 402
Die Heerfahrt nach Holstein im August 1848 406
Der Winter 1848—49 in Lörrach 415
In Schleswig-Holstein 1849 418

Digitized by Google

Seite
Widerwärtigkeiten und Heimkehr 425
In Raſtatt 432
Weitere Erlebniſſe in Raſtatt 441

Neuntes Buch. In Kandern.

Kandern 451
Land und Leute 454
Alte Zecher 460
Landpraxis und Landärzte 464
Auf dem Pegaſus 470
Aus den poetiſchen Jugendſünden des Dr. Oribaſius 471
Gelähmt 480
Weiland Gottlieb Biedermaier 485
Schluß 489

Druckfehler.

S. 93, Z. 5 v. u. lies: erſchrickt.
S. 115, Z. 1 v. u. lies: den.
S. 205, Z. 17. v. o. lies: Metaphyſik.
S. 259 lies: Enchiridion.
S. 286 lies: Paullinis.

Digitized by Google

Erſtes Buch.

Kindheit.

Digitized by Google

Längſt vergangnes liegt mir nah',
Als ob geſtern es geſchah,
Doch was geſtern ſich begeben,
Will mir heute ſchon entſchweben.

Digitized by Google

Einleitung.

Geboren am 22. Februar 1822 ist es mir vergönnt, am Ende des Jahrhunderts die Erinnerungen meiner Jugend niederzuschreiben. Ich preise mich glücklich, als ein Kind dieses Jahrhunderts durch das Leben gegangen zu sein, denn kaum einem von den unzähligen, in der Zeiten Schoße versunkenen, ist die Menschheit zu größerem Danke verpflichtet. Keines ist ihm vergleichbar an Mut und Geschick, in die tiefsten Geheimnisse der Natur einzudringen, keines hat mit gleich erfinderischem Geiste und gleichen Erfolgen die allgemeine Wohlfahrt gefördert und das Leben verschönert und veredelt, keines endlich entschlossener und siegreicher in allen Weltteilen die Ketten der Sklaverei gesprengt.

Die Natur hat allen Dingen Grenzen des Raums und der Zeit gezogen, aber kühner denn je zuvor nahm der Mensch den titanischen Kampf mit ihr auf und durchbrach die Schranken, die sie seinen Sinnen, seinen leiblichen Kräften gesetzt hat. Mit den Werkzeugen der Wissenschaft bemeistert er Zeit und Raum, Stoff und Kraft. Er zerlegt die Materie in ihre Elemente und zwingt ihre Atome neue Verbindungen mit neuen Eigenschaften und Werten einzugehen. Mit dem Spektrum enträtselt er den Bau des Weltalls, mit der Linse des Mikroskops den Bau der organischen Welt. Hinter der wechselnden Gestalt der Naturkräfte erkennt er deren Einheit und macht sie seinen Zwecken dienstbar. Listig entnimmt er dem Lichte Strahlen, begabt mit der Kraft, das Undurchsichtige zu durchdringen; gehorsam treiben Wärme und elektrischer Strom Schaufeln und Räder,

Digitized by Google

und ſprengen befreite Spannkräfte die granitnen Wälle der Alpen. Mit eiſernen Schienen hat dieſes Jahrhundert den Erdball umgürtet, mit den Flügeln des Dampfs Wagen und Schiffe beſchwingt, in allen Zonen dem Austauſch der Güter und Gedanken offene Wege gebahnt. Mit der Geſchwindigkeit des Blitzes eilt das geſprochene Wort von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, das geſchriebene über Weltteile und Meere, ja, der Phonograph zaubert die Stimme der Verſtorbenen aus der Tiefe der Grüfte. — Mit beſſerer Ausſicht als die Theoſophie vergangener Jahrtauſende wagt ſich die exakte Forſchung an die Löſung des Problems der Weltſchöpfung.

Als Wiſſenſchaft und Kunſt hielt die Medizin gleichen Schritt mit den Naturwiſſenſchaften und den techniſchen Künſten. Sie löſte die unnatürliche Allianz, die ſie mit der Spekulation geſchloſſen hatte, und nahm ihren richtigen Platz bei den Erfahrungswiſſenſchaften. Als eine Schweſter der Biologie teilt ſie mit ihr Methode und Werkzeuge. Reich an Entdeckungen und Erfindungen, behorcht ſie mit Glück Atmung und Kreislauf, beleuchtet die dunkeln Tiefen der Leibeshöhlen, mißt die bewegende und empfindende Kraft der Nervenſubſtanz und deckt die mörderiſchen Feinde auf, die unſichtbar aus ihren Verſtecken hervorbrechend Völker und Individuen mit furchtbaren Seuchen heimſuchten und die Geſchicklichkeit der Aerzte, Chirurgen und Geburtshelfer zu Schanden machten. Nicht länger ſteht die Heilkunſt den vergifteten Pfeilen der grauſamen Natur, die mit grimmiger Luſt zerſtört, was ſie eben ſchuf, ratlos in Ohnmacht entgegen. Sie hat zwei Triumphe errungen, wie ſie kein früheres Jahrhundert geahnt: durch die empfindlichſten Gebilde des Leibes hat ſie die Schneide des Meſſers ſchmerzlos führen und die Wunde vor der Tücke der Sepſis wahren gelernt.

Uns Deutſchen gebietet die Pflicht, dem ſcheidenden Jahrhundert ein doppelt feuriges Danklied zu ſingen. Den patriotiſchen Sinn, der uns in der langen Zerriſſenheit und dem unſeligen Hader der Stämme, Fürſten und Konfeſſionen verloren gegangen war, hat es dem deutſchen Volke wieder gegeben. Es ſchenkte uns zur rechten Stunde den Fürſten von unerſchütterlichem Pflichtbewußtſein und klarem Urteil, der mit ſicherem Blick die genialen Helfer zu dem großen Werke

Digitized by Google

der Wiederherstellung des Reiches fand, den Staatsmann und den Feldherrn, um die uns die Welt beneidet. In treuer Hingebung und felsenfestem Vertrauen folgte die Nation den herrlichen Führern und erkämpfte auf den blutgetränkten Schlachtfeldern Frankreichs die ersehnte Einheit und die Deutschland gebührende Stellung im Rate der Völker.

Möchten die Söhne und glücklichen Erben den heiligen Besitz, den sie ebensowohl der klugen Besonnenheit, als dem Wagemut und Genie der Väter verdanken, treu schirmen und fernen Geschlechtern wahren!

Digitized by Google

Geschlecht und Name.

Das Geschlecht Kußmaul ist schwäbisch. Der Stifter des badischen Zweigs war ein Tischler dieses Namens, der 1701 aus Württemberg nach dem Pfarrdorf Soellingen bei Durlach zog und hier eine Soellingerin zur Frau nahm.

So wunderliche Familiennamen, wie der meinige, sind empfindsamen Gemütern anstößig, erregen die Teilnahme biederer Leute und die Heiterkeit gewöhnlicher Maier und Müller. Mein seltner, durch Alter und edle, freilich verborgene Bedeutung ausgezeichneter Name hat mir in jungen Jahren zuweilen Verlegenheit bereitet, jedoch manchmal auch recht vergnügte Augenblicke verschafft.

Es kam vor, daß man mir nicht glauben wollte, wenn ich mich nannte, wie ich urkundlich hieß. Als Student ersteigerte ich in öffentlicher Auktion die Lieder von Béranger und rief dem Versteigerer meinen Namen für das Protokoll zu; er verbat sich den Spaß und das Publikum lachte.

Besonders schlecht eignen sich solche Namen für angehende Schriftsteller, sogar auf medizinischem Gebiet, wie ich als junger Professor erfuhr.

Bei meiner Berufung von Heidelberg nach Erlangen 1859 mußte ich der Universität, die mich unter ihre Mitglieder aufnahm, ein Programm vorlegen und schrieb eine Abhandlung: „Untersuchungen über das Seelenleben des neugeborenen Menschen" (Winter, Heidelberg). Ich hatte in Heidelberg neben anderen Fächern Psychiatrie gelehrt und mich bei meinen psychologischen Studien mit der Entwicklungs-

Digitized by Google

geſchichte der Seele beſchäftigt, namentlich der ſeeliſchen Thätigkeit des neugeborenen Menſchen meine Aufmerkſamkeit zugewendet. Weder die Philoſophen, noch die Naturforſcher und Aerzte waren dieſer Frage bis dahin auf dem Wege genauer Beobachtung und des Verſuchs näher getreten. Die Ergebniſſe meiner Unterſuchung ſtellte ich in jener Schrift zuſammen. Sie fand gute Aufnahme und hat noch kürzlich, nach 36 Jahren, eine dritte Auflage erlebt (Pietzke, Tübingen, 1896). Bald nach ihrem erſten Erſcheinen hatte man ſie einer hohen Dame, die ſolche Probleme lebhaft intereſſierten, zu leſen empfohlen, aber mein Name war ihr ſchrecklich, ſie rief, wie mir erzählt wurde: „nein! es iſt unmöglich! ſo kann man nicht heißen!“ — Der unmögliche Name hinderte ſie nicht, ſpäter meinen ärztlichen Rat einzuholen.

In Süddeutſchland giebt es eine Reihe von Geſchlechtern, die mit den Kußmaul namensverwandt ſind, die Kuß, Küß, Küßwieder und die Maul, die ſich ohne Kuß behelfen. Die Küß ſind Elſäſſer. Die linksrheiniſchen Alemannen lieben die Diphthongen und Triphthongen noch mehr als die rechtsrheiniſchen, ſie machen aus gut güt, wandeln das Knie in Kneu um und das Zeitwort liegen in laijen, mich nannten ſie in Straßburg, während ich dort docierte, Küßmaul. Am bekannteſten iſt aus dem Geſchlechte der Küß der Profeſſor der Faculté de médecine in Straßburg Emile Küß geworden, der letzte Maire der Stadt.

Wie verbreitet die Kußnamen im Großherzogtum Baden ſind, erfuhr ich im Winter 1849/50 auf einem Ball in Karlsruhe. Während der Tanz im beſten Gang war, flog ein gedruckter Zettel durch den Saal mit der erfreulichen Anzeige, daß die Herren Kuß und Kußmaul und die Fräulein Küßwieder den Ball mit ihrer Gegenwart beehrten.

In Süddeutſchland erregte mein Name weniger Befremden, als in Norddeutſchland. In den Jahren 1848 und 1849 marſchierte ich als Militärarzt mit badiſchen Truppen mehrmals durch das Königreich Hannover und verweilte zweimal längere Zeit in den Herzogtümern Schleswig-Holſtein. Wenn ich bei dieſen Märſchen nach der Ankunft in einem neuen Quartiere der Dame des Hauſes meine Auf-

Digitized by Google

wartung machte, durfte ich, ſobald ich meinen Namen nannte, eines vergnügten Empfangs und der neugierigen Muſterung des Trägers eines ſo bedenklichen Namens ſicher ſein. Am munterſten empfing mich die hübſche Frau eines hannoverſchen Kollegen, der ſich den Militärarzt des angemeldeten badiſchen Bataillons ins Quartier ausgebeten hatte. Als ich in ſeinem Hauſe abſtieg, befand ſich der Kollege auf der Praxis und ich meldete mich bei ſeiner Gattin. Sie glaubte meinen Namen nicht richtig verſtanden zu haben, ſah mich zweifelnd an und bat, ihn zu wiederholen. Ich buchſtabierte ihn vor und ſie lachte mir faſſungslos ins Geſicht.

Mein alter Lehrer und Gönner Naegele, bei dem ich als Student Aſſiſtent war, hatte mir derlei Scenen wiederholt vorhergeſagt und mich dringend ermahnt, den Namen zu ändern. Ich ließ mir aber nicht bange machen und erklärte ihm eines Tages trocken, daß ich einen vornehmen, altbewährten Namen trüge und nun und nimmer ablegen würde. Meine Familie ſei vom älteſten mediziniſchen Adel. Wir ſtammten von dem großen Oribasius, dem berühmten Leibarzte Julians, des Abtrünnigen. Nach dem Tode des Kaiſers ſei bekanntlich der verdiente Mann vom Hofe verbannt worden und zu den Goten an die Donau gezogen, die ſeinen Namen in Kußmaul überſetzt hätten. Os der Mund und Basium der Kuß, machten zuſammen Oribasius. — Dieſe Etymologie war Waſſer auf die Mühle meines verehrten, zu Scherzen aufgelegten Meiſters. Einige Tage nachher feierte die Fakultät ein Feſt in engſtem Kreiſe. Die Herrn unterhielten ſich vortrefflich und Naegele brachte die Rede auf mich. Er habe in mir von allen Aſſiſtenten der Fakultät den vornehmſten, denn ich ſtamme von dem großen Oribasius und ſei erbötig meine Abkunft von dieſem Stammvater mit Pergament und Siegel nachzuweiſen. Man lachte, aber der grundgelehrte Pathologe Puchelt, durch einen verſtohlenen Wink Naegeles verſtändigt, verteidigte meine Anſprüche auf den ſtolzen Stammbaum. Am nächſten Morgen jedoch ließ Puchelt ſein philologiſches Gewiſſen keine Ruhe und zwang ihn, ſeinem Kollegen ein Briefchen zu ſchreiben, worin er ihm darlegte: Oribasius ſei kein lateiniſches, ſondern ein latiniſiertes griechiſches Wort. Es habe mit Mund und Küſſen nichts zu thun, eher mit ὄρος, Berg, und βαίνω,

Digitized by Google

ich gehe. Wolle man Oribasios verdeutſchen, ſo wäre Berggänger oder allenfalls Bergmann richtiger.

Seitdem ließ ich meine Anſprüche auf klaſſiſche Abſtammung fahren, und wenn es eines Troſtes bedurft hätte, würde ich ihn 25 Jahre ſpäter in der ehrenvollen Ableitung meines Namens gefunden haben, die der wackere deutſche Sprachkenner Ludwig Steub in ſeinem Buche: „Die oberdeutſchen Familiennamen, München, 1870," aufgeſtellt hat. Danach iſt Kußmaul ein zuſammengeſetzter Koſename, der auf germaniſche Ahnen reinen Bluts, gute und mutige Männer, beſtimmt hinweiſt. Mit minniglichem Kuſſe hat die erſte Silbe ſo wenig zu thun, als die zweite mit Mund oder Maul. Wie Friedrich aus Fritz, ſo entſtand Kuß aus Kusso, was der Gute bedeutet, wie Gozzo und Gutilo, und Maul kommt von Mulo oder Mutilo, dem Mutigen. Die altgermaniſche Abſtammung bekunden noch heute der lange Schädel und das Blau der Augen, die blonden Haare freilich hat das Alter längſt gebleicht.

Zum Schluße lege ich Germaniſten von Fach einen Kußnamen zur Aufhellung vor, der mir gelegentlich eines Spaziergangs in der Nähe von Walzenhauſen im Appenzeller Lande zur Kenntnis kam. Der Weg führte mich zu einem reizend gelegenen Bauernhof mit einer großen prächtigen Matte. Der Hof heißt der Kuß, die Matte die Kußmatte. Ob ein Kußſervitut auf dem Gute ruht, konnte ich nicht erfahren.

Digitized by Google

Mein Vater.

Ein „selfmade man“ hat sich mein Vater vom armen Bauernjungen zum tüchtigen Arzte heraufgearbeitet. Je älter und einsichtiger ich geworden bin, desto besser lernte ich die Schwierigkeiten ermessen, die er dabei überwinden mußte, wobei ich freilich zugebe, daß es ihm mit den Mitteln, wie es damals gelang, heute nicht mehr gelingen könnte. — Was ich am meisten bewunderte, war, daß er sich, obwohl er unter der Dorfjugend aufgewachsen war und kein Gymnasium besucht hatte, doch eine gute allgemeine Bildung verschaffte, eine gewählte Sprache und gewinnende Umgangsformen. Ein kenntnisreicher Mann von heiterem Gemüt, von Geist und Witz, war er ein angenehmer Gesellschafter, wenn sein schwerer Beruf ihm Zeit dazu ließ. Sein klarer Verstand hielt ihn frei von Aber- und Wunderglauben, ebenso von dem Unglauben, der in den vierziger Jahren bei den deutschen Aerzten einriß, er blieb fest im Glauben an die hippokratische Heilkunst.

Auch an Sonn- und Feiertagen war dem unermüdlichen Manne wenig Muße vergönnt. Neben seinem Amt als Physikus — so hießen damals die Bezirksärzte — besorgte er eine große Privatpraxis, meist zu Fuße. Er stand in der Regel schon vor der Sonne auf und marschierte oft 6—8 Stunden am Tage. In 29jährigem Staatsdienst nahm er nur einmal einen Urlaub von mehreren Wochen.

Seine ruhige und teilnehmende Art mit den Kranken zu verkehren gewann ihm überall, wo er sich niederließ, bald das Vertrauen der Leute. Niemals stieg er, um die Gunst der Menge buhlend, von der Höhe seiner Bildungsstufe herab, gegen vornehm und nieder be-

Digitized by

wahrte er die gleiche, achtungsvolle Höflichkeit. Diese hält dem Arzte die Gemeinheit ferne und gewinnt ihm besser als rohe Manieren auch die Wertschätzung der Niedergestellten, die sich durch höfliches Benehmen des höher Gebildeten geehrt und gehoben fühlen.

So rastlos thätige Aerzte erreichen selten ein hohes Alter, am wenigsten in der Landpraxis. Sie sind, wie Soldaten im Feld, stets in Gefahr alarmiert zu werden, oder im Gefecht. Das unregelmäßige Leben voller Verantwortung und ohne ausreichenden Schlaf und längere Erholung zehrt die Kraft des Körpers und namentlich die des Herzens vor der Zeit auf. Das wunderbare Pumpwerk, das den Leib Tag und Nacht ununterbrochen mit Blut versorgen muß, wenn nicht die ganze Maschine fast augenblicklich stille stehen soll, schlägt beim Erwachsenen im Jahre mehr als sechsunddreißig und ein halb Millionen mal, beim Kinde noch öfter. Diese riesige Arbeit vermag es bei guter Leibesbeschaffenheit 70 Jahre und länger auszuführen, wenn nicht übermäßige Ansprüche an die Leistungsfähigkeit des feinen Werkes es früher abnützen. Mein Vater brachte es nur auf 60 Jahre, obwohl er nüchtern und einfach lebte, nur wenig gewürzte Kost nahm und leichten Landwein mäßig trank. Dem Kaffee allein war er fast leidenschaftlich ergeben, er trank ihn viel und stark; ich bin überzeugt, er wirkte nachteilig auf sein Herz und half sein Leben verkürzen. Er kannte seine Schädlichkeit und beschwor mich, den Kaffee zu meiden, konnte selbst aber nicht davon lassen.

Weil ich meinen Vater der ärztlichen Praxis mit Liebe und Eifer nachgehen sah, bin auch ich seinem Vorbilde gefolgt und Arzt geworden. Er nahm mich schon als Kind oft mit zu den Kranken auswärts. Mir schien der Beruf des Landarztes der beste. War es doch wunderschön, unter freiem Himmel durch Flur und Feld, Wald und Wiese zu streifen! Bäuerin und Edelfrau empfingen meinen Vater mit herzlicher Verehrung und ein Teil ihrer Wertschätzung fiel sogar auf sein Söhnchen ab. Ein Zoll ihrer Dankbarkeit in Gestalt von Obst und Backwerk füllte beim Abschied meine Taschen. Als Physikus war mein Vater überdies eine Respektsperson, nur vor dem Herrn Oberamtmann zogen Bürger und Bauer den Hut tiefer herab. Ich wollte Landarzt werden und schließlich Physikus, dies stand fest bei mir.

Digitized by Google

Nur eine Zeit lang schwankte ich, ob ich nicht den Beruf eines Landgeistlichen vorziehen sollte, nachdem ich den köstlichen Frieden eines Landpfarrhauses gekostet, wo ich, wie das Kind gehalten, zwei Jahre lang verweilt hatte, doch kehrte ich zu meinem ersten Vorsatz zurück, sobald ich wieder meinen Vater ärztlich wirken und walten sah.

Der Geburtsort meines Vaters, die Wiege unsres Geschlechts, war Soellingen, ein Dorf der alten Markgrafschaft Baden-Durlach in dem lieblichen Pfinzthal an der Straße von Durlach nach Pforzheim. Er kam hier am 23. Dezember 1790 zur Welt. Mein Großvater, Johann Georg Kußmaul, wird in einer amtlichen Zuschrift, die ich bewahre, Chirurgus genannt. Mit diesem wohlklingenden Titel beehrte man die Feldscherer, doch besorgte er zweifelsohne die ganze ärztliche Praxis im Dorfe. Es war auf dem Lande noch nicht Brauch, studierte Aerzte aus den Städten zu Hilfe zu holen. Der Arzt aus der Amtsstadt Durlach wurde, wie mir mein Vater erzählte, kaum zwei bis dreimal im Jahr ins Dorf gerufen, und wenn er hereinfuhr, so liefen die Leute zusammen und fragten, wer denn sterben müsse? Denn nur, wenn es ans Sterben ging, ließ man den Doktor holen. — Mein Großvater starb schon mit 40 Jahren und ließ seine Witwe mit vier Kindern und wenig Mitteln zurück, doch meine Großmutter, obwohl nur auf den Betrieb einer kleinen Landwirtschaft angewiesen, schlug sich mit ihrer Familie tapfer durchs Leben und hatte noch die Freude, bei ihrem zum Arzte aufgestiegenen Sohne meine Taufe mitzufeiern.

Soellingen war lutherisch. Mein Vater besuchte bis zum 14. Jahre die Volksschule und half der Mutter in Haus und Feld. Im Herbst hütete er mit den andern Dorfkindern, wie es Brauch auf dem Land, das Vieh auf den Wiesen. Eines Tags ging der Pfarrer des Orts, ein gutmütiger Herr namens Schuhmacher — wenn ich in dem Namen nicht irre — spazieren, und sah den Knaben, ein Buch in der Hand, bei den Kühen. Verwundert trat er zu ihm und besah das Buch, es war das lutherische Gesangbuch der baden-durlachischen Markgrafschaft. Sein Erstaunen wuchs, als er sich überzeugte, daß der junge Mensch, der eben aus der Schule entlassen war, sämtliche Lieder des Gesangbuchs auswendig hersagen konnte. Dieser ungewöhnliche Trieb zu lernen und das gute Gedächtnis des Knaben machten einen solchen Eindruck

Digitized by Google

auf ihn, daß er sich seiner annahm, ihm lateinischen Unterricht erteilte und Lehrbücher schenkte. Nach einiger Zeit that er noch mehr. Weil der Knabe Wundarzt zu werden wünschte, benahm er sich mit dem befreundeten Amtschirurgen in Durlach und interessierte ihn für seinen Günstling.

Der Amtschirurg hieß Kaercher und war der Vater des um das badische Schulwesen verdienten Philologen und Direktors des Karlsruher Lyceums Ernst Friedrich Kaercher. Er war ebenso gutmütig, wie der Soellinger Pfarrer, jovial und ein guter Wundarzt. Obwohl er viel beschäftigt war, versprach er, den jungen Menschen gleichfalls zu unterrichten. Mein Vater mußte an mehreren Wochentagen nach Durlach gehen, wo ihn Kaercher in der Knochenlehre und den Anfangsgründen der Anatomie überhaupt, auch in der Verbandlehre und Wundbehandlung unterwies und mitunter auf die Praxis mitnahm. Mit tiefer Rührung erzählte mir mein Vater, bisweilen sei Kaercher morgens über Land gewesen und müde und hungrig heimgekommen; er hatte eben gespeist, sein Schöppchen Wein getrunken und zu einem Schläfchen sich ausgestreckt, wenn der Schüler in das Zimmer trat. Sogleich raffte er sich auf und begann den Unterricht.

Seine weitere chirurgische Schulung erhielt mein Vater in Bruchsal, ehemals, bis 1803, die Residenz der Fürstbischöfe von Speier. Aus der bischöflichen Zeit befand sich noch in Bruchsal eine Schule für Hebammen und Chirurgen, die der berühmte Johann Peter Frank, der von 1772—1784 als Leibarzt des Fürstbischofs dort verweilte, eingerichtet hatte. — Nachdem mein Vater 1814 das Staatsexamen für Wundärzte in Karlsruhe abgelegt, wurde er Militärwundarzt bei den badischen Truppen, machte die Belagerung von Kehl und Straßburg mit und kam bis Lothringen. Hier befiel ihn der Typhus, vermutlich der Flecktyphus, den die Franzosen aus Rußland mitgebracht hatten und der auch unter den Alliierten und schließlich in der bürgerlichen Bevölkerung furchtbar wütete.

Mein Vater machte, und wie er meinte, zu seinem Glück, den Typhus großenteils auf Stroh im offenen Wagen durch. Man hatte, wie ich zuerst von ihm erfuhr, nach der Völkerschlacht bei Leipzig die typhösen Soldaten, die in offenen Schuppen lagen, besser davon kommen

Digitized by Google

ſehen, als die in den Hoſpitälern untergebrachten. Er lehrte mich die reine Luft bei der Behandlung der typhöſen Krankheiten in ihrem großen Werte ſchätzen. Es iſt unglaublich, welche verkehrten Anſchauungen bei Laien und Aerzten bis tief in unſer Jahrhundert herein auf dieſem Gebiete der Heilkunſt herrſchten. Als ich in Kandern praktizierte, erzählte mir ein alter Bauer in Sitzenkirch, einem nahe gelegenen Dörfchen, von der ſchlimmen Seuche, die während des Krieges von 1814 bis 1815 dort in den Höfen und Hütten herrſchte. Man ſperrte die Kranken von der äußeren Luft ab, hielt die Fenſter geſchloſſen und verwehrte den Durſtigen Waſſer zu trinken. Glücklicherweiſe ſei ein Militärarzt durch Sitzenkirch gekommen und habe ſich der Unglücklichen erbarmt, die Leute belehrt, Luft in die Stuben gelaſſen und die Kranken mit Waſſer erquickt. Danach nahm die Sterblichkeit ab. Der alte Phyſikus B. in Kandern aber habe von dieſer „neuen Mode, das Nervenfieber zu behandeln," nichts wiſſen wollen, er ſcheute das Waſſer noch mehr als die Luft. „Es hat ihm arg gruſet*) vor dem Waſſer," ſo verſicherte mich der Alte, „aber vom Wi hat er ſölli viel ghalte."**)

Nach beendigtem Kriege verſchaffte ſich mein Vater durch die chirurgiſche Praxis die nötigen Mittel, um ſich zunächſt in Privatſtunden die Kenntniſſe für die gymnaſiale Reifeprüfung zu verſchaffen. Er beſtand ſie glücklich. — Welche Anforderungen in Latein und Griechiſch an den Kandidaten geſtellt wurden, weiß ich nicht, nur ſo viel, daß er in beiden Sprachen geprüft wurde, im Lateiniſchen noch als Phyſikus etwas, im Griechiſchen nicht mehr bewandert war. Jedenfalls aber wog er als Lateiner bedeutend mehr, als ſein Phyſikatsvorgänger in Wiesloch, ein alter, in einer Kloſterſchule erzogener Herr, deſſen Rezepte den Apotheker mitunter in große Verlegenheit brachten. Er verordnete eines Tags einem viel geblähten Amtsſchreiber eine Unze „carponis animalis", zu deutſch: Karpfen aus dem Tierreich. Der Apotheker lief zu meinem Vater und klagte: Er könne ſich unmöglich zu ſeinem Blutegelteich auch noch einen Karpfenteich anlegen.

*) Gegrauſt.

**) Aber vom Wein hat er ſehr viel gehalten.

Digitized by

— Mein Vater beruhigte ihn: Der alte Kollege meine sicherlich Knochenasche, „carbo animalis“, Karpfen beziehe man ja besser und billiger als aus der Apotheke, aus dem Gasthof zu den drei Königen.

Sehr gut war mein Vater in der Botanik beschlagen. Ihm verdanke ich meine ersten Kenntnisse in dieser „scientia amabilis“,*) er lehrte mich Pflanzen suchen, bestimmen, sammeln und im Kräuterbuch geordnet einlegen. Die alten Aerzte schätzten die beschreibende Botanik in der Art, wie sie mein Vater mich betreiben lehrte, sehr hoch. In der That übt sie schon das Auge des Knaben für die künftigen ärztlichen Diagnosen. Außerdem kräftigen die botanischen Ausflüge den Leib. Endlich beglückt die Kenntnis der Pflanzen noch die späten Tage des Lebens, wenn das Herbarium längst ein Fraß der Motten geworden, mit holden Erinnerungen aus der Jugend. Das Gedächtnis bewahrt treu die schönen Bilder aus der Pflanzenwelt. Auf Spazierwegen und Reisen treten die Kinder Floras wie geliebte Jugendfreundinnen an uns heran.

Nach überstandener Maturitätsprüfung erhielt mein Vater die damals nötige Staatserlaubnis, an der Universität Medizin zu studieren. Er wandte sich zuerst nach Heidelberg und von da im Frühjahr 1819 nach Würzburg, wo gerade das leuchtende Gestirn Schoenleins aufgegangen war. Außer der Klinik Schoenleins besuchte er noch die anatomischen Vorlesungen Hesselbachs und die physiologischen Doellingers. Er verweilte in Würzburg bis in den August 1820 und machte dann im Herbst das Karlsruher Staatsexamen in der inneren Medizin. Nunmehr besaß er die Lizenz in den drei Fächern der Heilkunde als „Arzt, Wundarzt und Hebarzt“, wie das Diplom lautete. Seine Ausdauer, sein Talent feierten den verdienten Triumpf.

Gleich nach dem Staatsexamen erhielt mein Vater die Stelle eines Assistenzarztes bei dem Landamt Karlsruhe in dem Marktflecken Graben und den Titel eines großherzoglichen Stabsarztes. Er hatte in Durlach meine Mutter kennen gelernt, Luise Böhringer, die jüngste Tochter des bereits verstorbenen, mit Kindern reich gesegneten Besitzers der Glasfabrik Buhlbach bei Freudenstadt in Württemberg, und führte

*) „Lieblichen Wissenschaft“.

Digitized by Google

ſie 1821 heim. Ein Jahr nachher kam ich zur Welt. Die glücklichen Eltern begrüßten den Erſtgeborenen zärtlichſt und mein Vater erwies mir die erdenklichſten mediziniſchen Aufmerkſamkeiten, unterſuchte mich überall ſorglich und legte mich auf die Wage. Ich wog 6½ Pfund, ward ſomit leicht befunden, doch ſchien meine übrige Beſchaffenheit zu guten Erwartungen zu berechtigen. Es kamen im weiteren Verlauf der Ehe noch ſechs Geſchwiſter, aber mir allein, als dem Erſtgebornen, hatte mein Vater den Vorzug einer exakten Wägung zu teil werden laſſen; — mein Leibesgewicht iſt zu meiner Zufriedenheit ſtets in mäßigen Grenzen geblieben.

Von Graben wurde mein Vater 1823 mit dem Titel eines Amtschirurgen nach Emmendingen im Breisgau verſetzt, von da 1829 als Phyſikus nach Boxberg im Taubergrund, zuletzt, fünf Jahre ſpäter, nach Wiesloch bei Heidelberg.

Im Sommer 1850 raffte den teuren Mann ein Herzſchlag mitten aus der Thätigkeit hinweg. Seit 30 Jahren litt er an ausſetzendem Puls ohne objektive Symptome eines organiſchen Herzleidens. In den letzten Jahren war das Ausſetzen häufiger geworden und hielt länger an. Er mußte unterwegs öfter ſtehen bleiben und wurde von Schwindel befallen mit Verdunklung des Geſichts. Er hielt mir in ſolchen Fällen den Arm hin zum Befühlen des Pulſes und proſezeite, er werde plötzlich auf der Straße ſterben. Scherzend trug er mir auf, ihn zu ſecieren. „Du glaubſt nicht," fügte er bei, „wie ſehr dein Befund mich intereſſiert." Es traf ein, wie er vorausgeſagt hatte. Auf dem Heimweg von der Praxis ſank er beim Ueberſchreiten eines Brückenſtegs lautlos zuſammen.

Ein meinem Vater befreundeter Kollege führte ſeinen Wunſch aus. Das Herzfleiſch des mageren Mannes hatte ſich in der raſtloſen Arbeit aufgezehrt, es war wie blaßgelbes Wachs geworden. Andre Fehler zeigte das Organ nicht.

Digitized by Google

Ein Heft meines Vaters aus Schoenleins Klinik 1819—1820.

Aus den hinterlassenen Papieren meines Vaters besitze ich ein dickes Heft mit Aufzeichnungen aus der Klinik Schönleins vom Juni 1819 bis zum August 1820. Wenn ich darin blättere, wird es mir wunderlich zu Mute. Ich hospitiere, von meinem Vater eingeführt, bei Schoenlein in den Sälen des Juliushospitals, der Professor und mein Vater sind jung, junge Studenten stehen um die Betten, alle stecken in altväterischen Röcken und ich habe oft Mühe, ihre Reden zu verstehen. Es geht mir fast, wie dem Mann im Märchen, der in eine verzauberte Stadt mit längst verstorbenen Menschen gerät, deren Treiben ihn seltsam anmutet.

Das Heft hat geschichtlichen Wert. Es giebt einen lebendigen Einblick in den Stand der inneren Medizin vor 80 Jahren und in die Lehrweise des jungen Meisters, der sich rasch den Ruf verschaffte, Deutschlands erster Kliniker zu sein. Der Schüler, der die Aufzeichnungen machte, war kein unreifer Student, er war drei Jahre älter als sein Lehrer, und hatte selbst schon viele Kranke gesehen und behandelt. Auch geht aus manchen seiner Bemerkungen hervor, daß er nicht alle Diagnosen und Behauptungen des Professors gläubig hinnahm.

Die Würzburger Klinik war eine der größten Deutschlands. Die klinischen Anstalten unsrer meisten Universitäten waren noch äußerst mangelhaft eingerichtet, viele nur Polikliniken. Das Juliushospital bot Kranke in reicher Auswahl und mit mannigfachen Krankheitsformen.

Digitized by Google

Das Heft verzeichnet 84 Kranke mit Angabe ihrer Krankheiten, die mein Vater in dem einen Monat August 1820 in den Sälen Schoenleins gesehen hat. — Der junge Lehrer verwertete seinen klinischen Reichtum mit genialem Geschick. Er führte den Schülern möglichst viele Krankheitsbilder vor, sie mußten selbst untersuchen, die Diagnose stellen, die Behandlung vorschlagen; dabei griff er anleitend, erläuternd, verbessernd in anregendster Weise am rechten Fleck ein und erhielt seine Zuhörer in fortwährender Spannung. Das Heft nennt die Vorstellungen der Kranken wiederholt Disputationen, sie trugen oft fast den Charakter ärztlicher Konsilien.

Ein solches Konsilium sei als Beispiel mitgeteilt. Am 8. Juli 1820 kam ein Mädchen mit aufgetriebenem Unterleib und starken Pulsationen „in scrobiculo cordis“*) in die Klinik. Am 9. Juli wurde „die Disputation über diesen casus“ abgehalten. Der Praktikant, ein kühner Diagnostiker, erklärte den Fall ohne weiteres für ein Aneurysma**) der Milzarterie. „Die meisten fielen ihm bei,“ bemerkt mein Vater, „aber ich teilte diese Ansicht nicht, die Kausalmomente“ — wir würden heute Anamnese sagen — „und die Konstitution der Kranken sprachen dagegen, ich meinte, das Klopfen rühre von Obstruktion***) her.“ Schoenlein teilte diese Ansicht. Es gebe vier Ursachen solchen Klopfens: Aneurysmen, Obstruktionen, verhärtete Eingeweide, die auf die Schlagadern, namentlich die Aorta, drückten, und die Hysterie. Er kam dabei auch auf Herzklopfen zu sprechen, das von „Entzündung des Plexus cardiacus“ herrühre, und erzählte einen Fall von geheiltem Herzklopfen bei einem Mädchen nach abgelaufenem Typhus. Man habe das Klopfen auf ein organisches Herzleiden zurückgeführt, er aber habe diese Annahme bestritten, weil das Klopfen zu oft wechselte, und weil jeder Witterungswechsel darauf Einfluß hatte. Nachdem man Autenriethsche Salbe†) eingerieben habe, sei das Mädchen in 6 Wochen

*) In der Herzgrube, also in der oberen vorderen Magengegend unter dem Brustbein.

**) Eine Pulsadergeschwulst.

***) Verstopfung.

†) Pusteln bildende Brechweinsteinsalbe, noch in den vierziger Jahren viel angewendet.

Digitized by Google

geneſen und „lebe noch heute.“ — Nach dieſer Beſprechung verordnete Schoenlein Diät und, um beſſer unterſuchen zu können, zunächſt Abführmittel. Am 14. Juli bezog er das Klopfen auf verhärtete Gekrösdrüſen und von da an erhielt die Kranke Calomel, Rhabarber, Guajak, Löwenzahnextrakt, eſſigſaures Kali. Am 21. Juli war das Klopfen weniger; was weiterhin erfolgte, iſt nicht angegeben.

Die Hilfsmittel der kliniſchen Unterſuchung waren noch äußerſt dürftig, vom Behorchen der Kranken mittelſt Perkuſſion und Auskultation iſt nirgends die Rede. — Die Unterlaſſung der Auskultation begreift ſich aus dem Umſtand, daß Laennecs „Traité de l'auscultation médiate“ *) erſt 1819 im Druck erſchien, aber es iſt für die Deutſchen beſchämend, daß die Erfindung der Perkuſſion, die der Steiermärker Auenbrugger ſchon 1761 in Wien als „novum inventum“**) veröffentlicht hatte, noch in keiner Klinik Deutſchlands geübt wurde. Sie mußte ihren Weg von Wien, wo ihr Maximilian Stoll im vorigen Jahrhundert nur eine flüchtige Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte, nach Deutſchland über Paris nehmen, um in ihrer außerordentlichen Bedeutung anerkannt zu werden. Erſt Corviſart, Napoleons Leibarzt, hat ſie eingehender Prüfung gewürdigt und Auenbruggers Schrift, verſehen mit einer franzöſiſchen Ueberſetzung und einem ausführlichen Kommentar, 1808 aufs neue herausgegeben. Zwölf Jahre nachher wurde ſie in Schoenleins Klinik noch nicht geübt, — wie ſehr war doch damals die franzöſiſche Medizin der deutſchen überlegen! Bei Beſprechung des Empyems***) in der Klinik zählte Schoenlein die unſicherſten Symptome auf, z. B. das Einſchlafen eines Arms, aber der wichtigen Erſcheinung des dumpfen Schalls, die durch den Schlag mit dem Finger oder Hammer an die Bruſtwand gewonnen wird, iſt nicht gedacht.

Die Diagnoſen des jungen Klinikers ruhen noch ganz in herkömmlicher Weiſe auf dem ſchwachen Boden der ſymptomatiſchen Auffaſſung der Krankheiten. Wo er verſucht, die Diagnoſen auf anatomiſchen Boden zu ſtellen, läuft er Gefahr, grob zu irren, weil die

*) Auscultation médiate iſt das Behorchen mittelſt des Hörrohrs.

**) Die neue Erfindung.

***) Hier iſt unter Empyema die Anſammlung von Eiter im Sack des Bruſtfells gemeint.

pathologiſche Anatomie zu wenig vorgearbeitet hatte. Diagnoſen, wie Synocha, Febris nervosa, Febris gastrico-rheumatica, Typhus e torpore u. a. dieſer Art, die das Heft reichlich aufweiſt, ſind heute aus den Kliniken verſchwunden; Schoenlein ſelbſt verwarf ſpäter die „eſſentiellen Fieber". Die Diagnoſe der Lienitis oder Milzentzündung, die wir heute nur äußerſt ſelten ſtellen dürfen, bringt das Heft häufig. Schoenlein führte die Magenblutungen meiſt auf Lienitis zurück, es war eben noch nicht durch die Anatomen Cruveilhier und Rokitansky feſtgeſtellt, daß ſie meiſt von eigentümlichen Geſchwüren des Magens herrühren. Ebenſo ſchlimm ſieht es mit den Typhusdiagnoſen aus, hier ließen Schoenlein die pathologiſche Anatomie und die Aetiologie*) im Stich, man hat heute gut ſpotten, wenn er einen Ganglien- und einen Gehirntyphus unterſchied.

Das Heft teilt die Ergebniſſe einiger kliniſchen Sektionen mit; man merkt deutlich: allerlei Veränderungen der Organe, die erſt in der Leiche infolge von Senkung des Bluts nach den Geſetzen der Schwere, von Fäulnis u. ſ. w. vorkommen, wurden als Erzeugniſſe der Krankheit, als Zeichen von Entzündung, Brand u. dgl. gedeutet.

Die Behandlung iſt ſtets eingehend beſprochen. Schoenlein liebte das zuwartende Verfahren nicht, er griff mit Medikamenten entſchieden ein, machte auch vielen Gebrauch von kaltem und warmem Waſſer in Geſtalt von Abwaſchungen, Umſchlägen, Begießungen, Wannen-, Sitz- und Fußbädern. Er beſchrieb die pharmazeutiſche Zubereitung der Arzneimittel ausführlich, belehrte die Hörer über die Natur und Herkunft der Droguen und gab Rezeptformeln in Menge. Ebenſo ausführlich verbreitete er ſich über die Anzeigen des Gebrauchs der verſchiedenen Heilmittel. An örtlichen und allgemeinen Blutentziehungen wurde nicht geſpart, auch nicht bei typhöſen Kranken.

In dem Hefte findet ſich noch keine Andeutung von dem naturhiſtoriſchen Syſtem der Pathologie, das Schoenlein ſpäter aufgebaut hat, und er iſt noch nicht frei von naturphiloſophiſchen Anwandlungen. „Leber und Milz," ſteht wörtlich darin, „ſind zwei entgegengeſetzte Pole, Eiſen und Queckſilber auch. Eiſen iſt das ſtarrſte

*) Die Lehre von den Krankheitsurſachen.

Digitized by Google

und feſteſte, Queckſilber das weichſte und durchdringendſte Metall. Daraus läßt ſich eine Theorie von dem Nutzen des Eiſens in Milzkrankheiten aufſtellen. So wirkſam das Queckſilber bei den Krankheiten der Leber, ebenſo wirkſam iſt das Eiſen in Milzkrankheiten."

Digitized by Google

Früheſte Erinnerungen.

Aus dem Nebelmeer meiner früheſten Erinnerungen tauchen mir als erſte lichte Punkte zwei Bilder auf, die ſich an ein ſchmerzhaftes Ereignis in Emmendingen knüpfen.

Lebhafte Kinder zieht es unwiderſtehlich zum flackernden Herdfeuer der Küche, wie die Fliegen zum Kerzenlichte. Es iſt weniger die Naſchſucht, wie bei Hund und Katze, die den kleinen Menſchen in den verbotenen Raum lockt, als die Neugier und Luſt an dem unterhaltenden Schauſpiel, womit die Küche alle Sinne befriedigt. Es lodert die Flamme, es ſiedet der Topf und brodelt der Keſſel, es dampft und duftet; die Köchin ſchürt die glühenden Kohlen, ſie ſchneidet und ſchält, backt und brät und iſt immer thätig; es geſchehen die merkwürdigſten Verwandlungen: aus Mehl und Eiern wird Teig und ein gelblicher Kuchen, der in der Pfanne ſich bräunt. Mit dem Angenehmen verbindet ſich das Nützliche. Iſt die Köchin dem Kinde hold, ſo giebt ſie ihm Gutes zu koſten, und iſt das Kind ein Leckermäulchen, ſo verlangt es noch mehr.

Mein erſtes Erinnerungsbild verſetzt mich in die Küche. Im Röckchen laufe ich der Köchin in die Beine, ſie hat gerade einen Topf mit ſiedendem Waſſer vom Herde gehoben, ſchwankt, ſchüttet ihn aus und verbrüht mir den behaarten Kopf. Ich ſchreie unbändig und meine zum Tod erſchrockene Mutter fliegt herbei und ſchließt mich in die Arme.

Im zweiten Bilde lieg' ich im Bette. Mein Vater iſt von der Praxis heimgekommen, neigt ſich über mein Haupt und beſieht den Schaden.

Digitized by Google

Alles andre, was ſich an die Verbrühung angeſchloſſen haben muß, iſt in der Erinnerung nicht haften geblieben, nur dieſe beiden Augenblicke bleiben unauslöſchbar beleuchtet. Als objektives Zeichen behielt ich eine narbige Vertiefung am Scheitel, die das Haupthaar von den Rändern her überdeckt.

Eine ſpätere Erinnerung, vermutlich aus dem fünften Jahre, bietet Freunden der Seelenkunde ein Problem zur Löſung in müßiger Stunde.

Die Beweggründe der Seele des Kindes beim Reden und Handeln ſind meiſt durchſichtig, doch giebt es Ausnahmen, wo ſie dunkel bleiben. Obwohl ich im ganzen lenkſam war, ſo zeigte ich, als ich meine erſten Gebete lernen mußte, einen unbegreiflichen Starrſinn. Meine Mutter hatte mich die zwei bekannten kleinen Gebete gelehrt, das Tiſchgebet: „Komm Herr Jeſus, ſei unſer Gaſt“ u. ſ. w. und das Abendgebet im Bette: „Ich bin klein, mein Herz iſt rein“ u. ſ. w. Das Tiſchgebet ſagte ich ganz richtig her, aber vor das Abendgebet ſetzte ich regelmäßig die Anrede: „Büble!“ Ich betete: „Büble! Ich bin klein,“ mochte meine Mutter mir es noch ſo ernſtlich verweiſen, zürnen und mich ſtrafen. Von dem Büble ließ ich nicht, es ſtand leibhaftig vor mir, ſobald ich das Abendgebet herſagen mußte, es hatte meine Größe und Geſtalt, es ſah einmal aus wie das andremal und hörte mir aufmerkſam zu, wie ein guter Spielkamerad; zweifelsohne intereſſierte es ſich für meine erfreuliche Mitteilung, daß ich klein und mein Herz rein ſei. — Bekannte, mit denen ich das Problem beſprach, meinten, ich hätte mir unter dem Büble das Chriſtkind vorgeſtellt, ich hätte ja bei Tiſch das Gebet an Jeſus gerichtet, aber dieſe Hypotheſe iſt unrichtig. Der Herr Jeſus war für mich kein Büble, ſondern ein freundlicher Mann mit einem Kelch in der Hand, genau ſo wie ſein Bild an der Wand hing, und verſchieden von dem Chriſtkind, das auch ſicher kein Büble war, ſondern ein Mädchen, denn kurz vor Weihnacht war es in weiblichem Gewand mit Schleier und Rute in das Zimmer gekommen, hatte mich mit feiner Stimme ermahnt, folgſam zu ſein, und mir goldene Nüſſe und Aepfel beſchert. — Zu meinem großen Verdruß iſt es mir bis heute nicht gelungen, das Rätſel ſicher zu löſen; nur eins iſt gewiß, das Büble war das Kind einer lebhaften Einbildungskraft, ein Phantasma.

Digitized by Google

Als mein Vater 1828 von Emmendingen nach Boxberg verſetzt wurde, legten wir den weiten Weg dahin in einer großen Mietkutſche zurück. Wir waren damals vier Kinder und der Umzug machte uns großes Vergnügen, denn der Menſch iſt ein geborner Nomade. Mit uns fuhr ein lieber, rothaariger Spielgefährte, ein junges Eichhorn oder Eichkätzchen. Es war an ein langes Kettchen gebunden und trieb ſein poſſierliches Spiel mit Männchen machen und Nüſſe knacken, bald auf dem Kutſchendach, bald im Innern. Wurde es abends kühl, ſo ſchlüpfte es zu uns Kindern herein in die Wärme. Nachdem wir glücklich an den Neckar bei Hasmersheim gekommen waren, fuhren wir im Dunkel der Nacht die ſchlechte Straße ins Dorf herab, der Kutſcher warf um, und wir quetſchten unſeren armen Spielkameraden, der bereits bei uns untergeſchlüpft war, unſeliger Weiſe zu Tode. Wir waren untröſtlich, bis uns der holde Freund der Kinder, der Engel mit der Mohnblume, die verweinten Augen zudrückte.

Digitized by Google

In der Volksschule zu Boxberg.

Schon in Emmendingen hatte ich einigen Unterricht zu Hause erhalten, sogar mensa deklinieren lernen, in Boxberg sollte ich die Volksschule besuchen. Das armselige Städtchen — die Beamten nannten es den Bloxberg — hatte nur Einen Lehrer, einen Schulmeister, wie sie nicht mehr vorkommen, auch damals war er wohl einzig in seiner Art.

Der Schulmeister war ein baumstarker Mann in den Fünfzigen, ein gedienter Soldat, hatte die Kriege als Reitersmann mitgemacht, vermutlich bei den badischen Husaren, die später in Dragoner umgewandelt wurden, und konnte lesen, schreiben und die vier Spezies rechnen. Deshalb wurde er wahrscheinlich zum Schullehrer für gut befunden. Wir waren nur wenige Kinder in der Schule und es ist mir nichts anderes daraus geblieben, als ein wenig biblische Geschichte vom König David und seinen Heldenthaten wider den Riesen Goliath, die Philister und Amalekiter. Dazu erzählte der Alte uns begeistert, daß auch er beim Kriegshandwerk gewesen und wie er es in Feindesland gehalten habe. „Ich sag' euch, ihr Buben," rief er uns grimmig zu, „es geht halt nichts in der Welt über einen rechtschaffenen Reitersmann im Krieg. Der steigt, wenn kommandiert wird, aufs Roß, reißt den Palasch aus der Scheide, setzt die Sporen ein, und die ganze Schwadron reitet dem Bauern in den Klee oder die Frucht, wie es gerade kommt. Da schreit der Bauer und die Bäuerin jammert, aber es hilft nichts und muß alles ruiniert werden. Und wenn sich der Bauer widersetzt, so fliegt ihm der rote Hahn aufs Dach, daß die

Digitized by Google

Flammen an allen Ecken aus der elenden Strohhütte 'rausschlagen. So ist es recht und so muß es im Kriege zugehen!"

Als ich meinem Vater erzählte, wie uns der Schulmeister biblische Geschichte lehrte, schüttelte er den Kopf und nahm mich aus der Schule. Ein Lehrer aus einem Nachbardorf sollte in der Woche mehrmals nach Boxberg kommen und mir Stunden geben. Da er aber nicht regelmäßig erscheinen konnte, so kam dabei nicht viel heraus.

Nach vielen Jahren — wir waren inzwischen weggezogen — hörte ich wieder von dem Boxberger Schullehrer und was sich seither mit ihm begeben hatte. Ein junger Bauer hatte seine Tochter geheiratet, der alte Bauernfeind konnte sich aber mit dem Schwiegersohn nicht vertragen. Sein Haß wurde so groß, daß er ihm unter der Stallthüre auflauerte und ihn mit der Mistgabel tot schlug. Im Zuchthaus beschloß er seine Tage.

Digitized by

Auf der Landstraße.

In dem nahen Flecken Schweigern behandelte mein Vater die Frau des Pfarrers Hermani; sie litt an Schwindsucht, nahm viel Schneckenbrühe, schlief auch eine Zeit lang im Kuhstall, worauf man damals viel hielt, und schleppte sich mit der Krankheit leidlich hin. Aus Freundschaft erbot sich der Pfarrer, mir fünfmal in der Woche Unterricht erteilen zu wollen, was mit großem Dank angenommen wurde.

Anfangs ging die Sache gut. Man schnallte mir morgens das Schulränzchen auf den Rücken und vergnügt trollte ich mich aus dem Hause. Man legt die Strecke bis Schweigern in einer halben Stunde zurück, ich brauchte anfangs eine Stunde für den Hinweg, $1^1/_2$ bis 2 für den Heimweg, aber von Woche zu Woche dehnte sich der Weg, bis ich zuletzt erst gegen Mittag in Schweigern und am Abend wieder in Boxberg eintraf. Die Landstraße ließ mich nicht los, das ganze Naturreich verschwor sich, mich unterwegs festzuhalten und wunderschöne Herbsttage spendeten ihren Segen dazu.

Da winkten am Rain auf den Brombeerstauden schwarze Beeren, sie mundeten süß und mußten gepflückt werden. Nebenan lockten auch verführerische blaue Pfläumchen aus schwarzen Dornbüschen, aber ich ließ sie ruhig glänzen und gleißen, denn ich kannte ihre Tücke, es waren Schlehen. Ich hatte mehrmals nicht widerstehen können und hinein gebissen, da zogen sie mir den Mund bis zu den Ohren. Darum war es klüger, sie hängen zu lassen und lieber auf die Aepfelbäume zu klettern und nachzusehen, ob die Aepfel schon reif seien. Waren sie noch unreif, so brauchte man sie deshalb nicht hängen zu

Digitized by Google

laſſen, ſondern that beſſer, ſie abzunehmen. Klopfte man die harte Frucht mit glatten Steinen, ſo wurde ihr Fleiſch weich und ſaftig — wir ſagten „mürbe“ — und ſchmeckte köſtlich wie ſäuerlicher Moſt. Zwar behauptete der Herr Apotheker, der die Knaben des Orts bei dem Schmauſen der unreifen Aepfel betraf, ſie würden die Ruhr davon bekommen, aber wir blieben ganz geſund.

Auf den Aeckern ſchauten auch gutmütige weiße Rüben mit blauroten Backen aus dem Boden zu mir herauf. Ich verſtand die Einladung, koſtete und fand das Fleiſch ſüßlich und etwas herb zugleich, für den Gaumen eine angenehme Abwechslung. Am beſten jedoch ſchmeckten die Weintrauben der Rebgelände, die ſich zwiſchen langen Wällen zuſammengeleſener Kalkſteine an den Hügeln hinaufzogen.

Neben ſolchen erfreulichen Bekanntſchaften in der Pflanzenwelt verſchaffte mir die Tierwelt allerlei angenehme Unterhaltung. Ich neckte die hurtigen Eidechſen, die in den Steinhaufen Verſteckens ſpielten, haſchte flatternde Libellen und Schmetterlinge, und jagte im Umpferbach nach Grundeln. Am liebſten aber ſchloß ich Freundſchaft mit den neugierigen Ziegen und mutwilligen Böcken, die der Hirt — er war nur wenig älter als ich — an den Halden hütete. Ich bewunderte den Appetit der Tiere, womit ſie ununterbrochen vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend den Magen füllten, aber der Hirt fragte mich bedauernd: „Was? du biſt ein Doktorsbub und kennſt nicht einmal den Vers, den jeder Bauernbub verſteht:

„Heddel, biſt ſatt?“ —
„Bis auf ein Blatt!“

Dieſes ungebundene Leben unter Gottes freiem Himmel gefiel mir über die Maßen, dem Pfarrer von Schweigern aber nicht, er brach den Unterricht ab und riet meinem Vater, mich außer Haus bei einem guten Pädagogen unterzubringen, er wolle ihm dabei behilflich ſein.

Wir waren nun wieder ſo weit wie zuvor. Aufs neue kam der Lehrer aus dem Nachbardorf, um mir Stunden zu geben, und mein Vater verſuchte es ſelbſt, mich in das Latein einzuführen. Beſchäftigten Aerzten aber iſt es nicht möglich, ihren Kindern regelmäßigen Unterricht zu erteilen. Ging es nicht zu Hauſe, ſo nahm

Digitized by

er mich mit auf die Praxis, um mit mir unterwegs zu deklinieren und zu konjugieren. Amo, amas, amat! Wie ich dieſes amo haßte! Neben dem Weg ſtieg aus dem Kornfeld jubilierend die Lerche zum Himmel, am Bache ſtanden die ſchönſten Weiden zum Flötenſchnitzen, und in Buſch und Wald lagen in den Zweigen verſteckt die niedlichſten Vogelneſter mit Jungen zum Ausheben, und ich mußte konjugieren: amo, amas, amat!

Viel beſſer gefiel es mir, wenn mein Vater, ſtatt Latein zu treiben, mir erzählte von Hannibal und Cäſar, von Kolumbus und Englands großer Seemacht, Napoleons Thaten und Untergang. Oder wenn er mir die wilden Moorrüben und Cichorien am Wegrain wies, und im Löſſand den kleinen Trichter, die Mördergrube, worin der Ameiſenlöwe liſtig auf ſeine Beute lauert. Auch pflückten wir den herrlichen Frauenſchuh (Cypripedium calceolus), der da und dort in jener Gegend auf dem Kalkboden gedeiht, und trugen ihn nach Hauſe ins Herbarium.

Mein Vater wagte es ſogar, mich der Leichenöffnung eines kleinen Kindes anwohnen zu laſſen, und zeigte mir die wichtigſten Leibesorgane. Ich verſchaffte mir hierauf einen toten Maulwurf und zergliederte ihn zum Abſcheu der Dienſtmädchen mit einem alten Biſtouri. — Bald hernach wurde die Sektion eines Erwachſenen gerichtlich angeſagt und ich ließ meinem Vater keine Ruhe, bis er mich mitnahm. Sie fand in einer Dorfſcheune ſtatt, ich entwiſchte aber bald und trieb mich lieber im Freien umher.

Ich nahte dem neunten Lebensjahr, als Pfarrer Hermani meinem Vater mitteilte, er glaube, in ſeinem Schwager, dem Pfarrer Ganz in Buch am Ahorn, den richtigen Erzieher für mich gefunden zu haben, und er täuſchte ſich nicht. Ich verließ das elterliche Haus und kam zu dem braven Manne, deſſen verſtändige Führung mein ganzes Leben entſcheidend beeinflußt hat.

Im Pfarrhaus zu Buch am Ahorn.

Das Dörfchen dieses Namens lag, abgeschieden von der Welt, mit seiner Gemarkung größtenteils eingeschlossen in einem an Buchen- und Ahornbäumen reichen Walde.

In den zwei Jahren, die ich dort zubrachte, sah ich kaum andre Fremde, als Wallfahrer, die „vom heiligen Blut" in Walldürn kamen, und Zigeuner, die eben so plötzlich erschienen, als verschwanden. — Die Wallfahrer zogen betend und singend, mit Kruzifix und Fahnen, durch den ganz evangelischen Ort, ohne sich aufzuhalten. Wenn die Prozession nahe genug ans Dorf kam, eilten die Kinder herbei, stellten sich zu beiden Seiten der Dorfstraße auf, streckten die Hände gegen die Wallfahrer und erhielten von ihnen kleine Stücke eines gelblichen, faden Gebäcks. — Die Zigeuner verweilten einige Tage draußen vor dem Dorfe und schlugen am Waldsaum ein Lager auf; die Weiber und Kinder liefen in die Häuser zu den Bauern, wahrsagten und holten Brod, Speck und Eier, Milch und Butter. Ich ging mit den andern Kindern hinaus an den Wald. Sie lagerten ums Feuer und brieten gerade ihr Lieblingsgericht am Spieße, — fette Igel.

Der große Forst, der das Dorf umgab, hatte abgelegene Stellen, wo, nach Versicherung des Försters, der in dem nahen Ahornhofe einsam wohnte, echte Wildkatzen im Dickicht hausten. Ich selbst sah eines Tags tief im Wald eine riesige Katze sich in einer mächtigen Ahornkrone von Zweig zu Zweige schwingen.

Pfarrer Ganz und seine Frau standen beide im Beginn der dreißige und waren herzgute Leute. Sie hatten keine Kinder und be-

Digitized by Google

handelten mich wie ihr eigenes. So kam ich leicht über das Heimweh weg und fühlte mich bald zu Hause.

Einen besseren Erzieher hätte ich nicht haben können, als diesen kleinen, klugen und nie verdrossenen Landpfarrer. Er war ein vergnügter Student gewesen und im Predigerrock kein Kopfhänger geworden; er liebte die Kinder und verstand es ausgezeichnet, mich den ganzen Tag zu beschäftigen. Ein großer Kanzelredner war er sicherlich nicht, doch besaßen seine Predigten eine Eigenschaft, die der badische Prälat und Dichter Hebel als die beste bezeichnet, sie waren — kurz. Auch seine Gelahrtheit reichte nicht weit, für mich jedoch weit genug.

Wie bei dem Pfarrer, war ich auch bei der Pfarrerin gut aufgehoben. Sie sorgte für mein leibliches Gedeihen und ihre Mehlspeisen waren köstlich. Fleisch kam nicht täglich auf den Tisch und ich vermißte es nicht; Mehlspeisen und Obst zog ich dem besten Braten vor.

Mein größtes Leibessen waren ihre zarten Kartoffelklöschen, sie sah mir liebevoll zu, wenn ich sie von dem Teller verschwinden machte, doch konnte sie zuletzt dem Gatten zurufen: „Lieber Ganz, wird es nicht doch des Guten zu viel?“ Er aber lachte, weil er besser wußte, was der gesunde Magen eines Knaben zu leisten vermag und wie man ihn bei außergewöhnlichen Zumutungen leicht vor Schaden behütet, er dehnte den Spaziergang nach Tische ein Stündchen länger aus.

Der Unterricht meines Mentors erstreckte sich auf Latein und Französisch, im zweiten Jahr auch auf Griechisch, er lehrte mich Rechnen und Geometrie, Naturlehre, Geschichte und Erdkunde, diese gefiel mir am besten. In den freien Stunden wurde regelmäßig spazieren gegangen, ich spielte in Hof und Garten, las und zeichnete, mit besonderer Vorliebe kolorierte und zeichnete ich auch Landkarten nach Anweisung meines Lehrers. Spielend erwarb ich mir dadurch gute geographische Kenntnisse; ich fertigte sogar geschichtliche Karten der Weltreiche Alexanders des Großen, der Römer und Karls des Großen. Er gab mir aus seiner wohlbestellten Bibliothek Zimmermanns mehrbändige Länder- und Völkerkunde in die Hand, an der ich mich nicht satt lesen konnte.

In der letzten Zeit meines Aufenthalts ergriff mich eine gefährliche Lesewut. Der Pfarrer bewarb sich um die Pfarrstelle in

Digitized by Google

Unterschüpf, mußte mehrmals verreisen, und ich wurde deshalb weniger überwacht, ich hatte bisher nur die Fabeln Aesops, Hagedorns munteren Seifensieder und die unverfänglichen Gedichte eines Lichtwer und Gellert kennen gelernt. Die lebhafte Schilderung der gräulichen Katzenmusik in Lichtwers lehrsamer Erzählung mit der Nutzanwendung: „Blinder Eifer schadet nur," versetzte mich in ein krampfhaftes Lachen, aus dem ich den ganzen Abend nicht heraus kam. Während des Pfarrers Abwesenheit machte ich mich nunmehr hinter Zschokkes Abällino und seine Novellen, die meine Phantasie mehr als gut erregten, zuletzt ritt ich sogar auf Wielands Hippogryphen ins alte romantische Land, wozu es noch mindestens sechs Jahre Zeit gehabt hätte.

Unsere Spaziergänge richtete der Pfarrer ebenso unterhaltend als nützlich ein. Er lehrte mich alle Sträucher und Bäume des Waldes kennen; wir gruben Pflanzen aus und versetzten sie in den Garten am Pfarrhaus, schrieben ihre botanischen Namen auf kleine Schilde und befestigten sie an Stäbe, die wir daneben steckten. — Auch lehrte er mich im Wald ein Spiel, das mir vielen Spaß machte. Ich kletterte an jungen, schlanken Birken bis nahe zum Gipfel hinauf, faßte dann den Stamm mit beiden Händen und ließ die Beine los. Meine Last bog das Bäumchen sachte mit mir zur Erde, ich kam stehend auf den Boden und ließ den Stamm fahren, im Nu schnellte die Birke in die alte gerade Stellung zurück. Das Vergnügen war groß, aber eines Tages nahm das Spiel ein unerwünschtes Ende. Ich war wie immer an dem Bäumchen zum Gipfel hinaufgeklettert, hatte ihn gefaßt und die Beine losgelassen, da entglitt der Stamm meinen Händen und ich tanzte durch die Luft herab auf den Boden, wo ich weich im Laube niederfiel. Der Pfarrer erschrack, lief herzu, doch hatte ich keinen Schaden genommen. Ich durfte von da an das schöne Spiel nicht wieder üben.

Die Leute in den großen Städten halten das Leben auf dem Lande für einförmig und langweilig, es bietet jedoch für Kinder bessere und gesundere Unterhaltung als die Stadt. Zugleich lernen sie eine Menge nützlicher Dinge kennen, die dem Stadtkinde häufig zeitlebens bis zur Lächerlichkeit fremd bleiben. In das hastige, aufregende Treiben der Städte können sie später noch frühe genug eingeführt werden.

Digitized by Google

Ich betrachte es noch heute als ein Glück, daß ich den größten Teil meiner Kindheit auf dem Lande verlebt habe. In jeder Jahreszeit gab es Neues zu schauen: im Frühling pflügen und säen, Stecklinge setzen, pfropfen und Bäume schneiden, im Sommer Heu und Getreide ernten, im Herbste zahlreiche Früchte von Feld und Garten einheimsen, im Winter Arbeit genug in Scheune und Stall. In den Weingegenden kommen noch die Freuden des Rebenherbstes dazu, in Buch am Ahorn gab es keine Rebgärten, man kelterte, wenn ich mich recht erinnere, nur Aepfel und Birnen.

Wie stolz war ich, wenn ich im Sommer hochthronend auf dem Erntewagen mit den vorgespannten Kühen in den Pfarrhof einziehen durfte, und welch ein Vergnügen, in der Scheune von hoch oben herabzuspringen in das duftende Heu! — Herrlich war es auch in der Erntezeit nach der Heimkehr vom Felde, wenn ich müde und hungrig mit dem Gesinde das köstliche Roggenbrot und Wurst oder Käse teilen durfte und den säuerlichen Wein dazu kosten. Was ist gegen solchen Genuß das Zuckerbrot des städtischen Konditors? — Das Feinste aber brachte das Schlachtfest im Winter, wenn es würzige Metzelsuppe gab mit zartem Wellfleisch, und die Dorfjugend in den Pfarrhof kam, um die Brühe und die leckeren Bissen mitzukosten.

Jedoch nicht immer ruht idyllisches Glück auf den ländlichen Hütten. — An einem Herbstabend war der Pfarrer mit mir nach dem nahen Dorfe Brehmen spazieren gegangen. Die Sonne begann eben unterzusinken, als wir aus dem Walde tretend das Oertchen vor unseren Füßen liegen sahen. Plötzlich schlugen Flammen aus dem Dachgiebel eines der Häuser, und in wenigen Minuten flog das Feuer, vom Winde getrieben, von Haus zu Haus, von Scheune zu Scheune. Heu und Frucht lagen aufgespeichert darin, das gierige Element verzehrte die mühsame Arbeit eines ganzen Jahres; die rote Lohe sprühte hoch gen Himmel. Mit Furcht und Grauen sah ich das traurige Schauspiel. Die armen Leute eilten hilflos auf der Brandstätte umher. Gelassener, als es eine städtische Bevölkerung zu thun vermocht hätte, nahmen die Bauern ohne Geschrei und Lärm ihr Unglück hin.

Eilend waren zwei Jahre bei dem Pfarrer dahingegangen, er riet meinem Vater, mich nunmehr auf ein Gymnasium zu bringen.

Digitized by Google

Ungern ſchied ich von ihm und ſeiner Gattin. Was mir beide geweſen, habe ich erſt als Mann völlig würdigen gelernt. Aus dem Pfarrhaus wurde mir durch Gewöhnung an geregelte Arbeit ein Segen für das ganze Leben mitgegeben. — Ich ſollte leider die guten Leute niemals wiederſehen. Der Pfarrer wurde nach Schüpf verſetzt, einer weit angenehmeren Pfarrei, als die von Buch am Ahorn, aber er durfte das Glück nicht lange genießen. Die Ruhr, die 1834 im Herbſte die Gegend heimſuchte, raffte beide in einer Woche hinweg.

Digitized by Google

Der Zehnte.

Das Einkommen der Pfarrei Buch am Ahorn bestand größtenteils, wenn nicht ganz, aus dem Ertrage des Zehnten und der Gülten. Zwar ist der Zehnte schon in den fünf Büchern Mosis angeordnet, und die Römer hießen das eroberte Land rechts am Oberrhein die agri decumates, das Zehntland, aber trotz Mosis und der Cäsaren Gebot wollte den Bauern die Einrichtung wenig einleuchten. Es war der Zehnte eine unerschöpfliche Quelle von Aerger und Verdruß für Geistlichkeit und Bauernschaft. Beide empfanden fast allenthalben seine Ablösung, die auf den Antrag der zweiten Kammer in den dreißiger Jahren ins Werk gesetzt wurde, als eine Wohlthat. — Das Gedächtnis des Zehnten ist nahezu erloschen, darum sei ihm ein Wort der Erinnerung geweiht; er hat mir als Knaben frohe Stunden bereitet.

War die Ernte- oder die Herbstzeit gekommen, so meldete sich der Zehnter, dem das Eintreiben des Zehnten oblag, beim Pfarrherrn. Er kam mit einem mehr als mannshohen spitzen Stabe, dem Zehntstabe, und zeigte dem Geistlichen an, daß er aufs Feld gehe, um seines Amtes zu warten. Ich durfte ihn mitunter auf seinen Gängen begleiten. Die Bauern waren gehalten, die Getreide-Garben in Reihen, Flachs und Hanf in Büscheln, Heu und Oehmd, Kartoffeln, Rüben, Bohnen u. dgl. in Haufen und Häufchen bereit zu legen und liegen zu lassen, bis der Zehnter mit seinem Stab erschien, nachsah, und jede zehnte Garbe, jeden zehnten Büschel oder Haufen wegnahm, auf den Wagen lud und wegführte.

Der Zehnter, ein ehemaliger Soldat, ein Vierziger, war ein

Digitized by Google

[illegible]licher, heiterer Mann und mir freundlich zugethan. Er wahrte getreu des Pfarrers Vorteil und kannte die Bauernschliche von Grund aus. War er doch selbst aus dem Bauernstande hervorgegangen und führte das Sprichwort im Munde: „Der Bauer ist ein Lauer." Nach Grimms Wörterbuch bedeutet Lauer einen Schelm und ist im 1[illegible]. Jahrhundert ausgestorben. Im Munde des Zehnters war es aber noch im 1[illegible]. lebendig. Er ließ sich nicht hinters Licht führen, und ich half ihm eifrig nachzählen und aufladen und freute mich seines Lobs. Heimgekehrt teilte er im Pfarrhof das Mahl mit dem Gesinde und würzte es mit Scherzen und lustigen Geschichten. Eine davon, eine Bauernparabel, habe ich gut im Gedächtnis behalten.

Ein König setzte den Bauern einen Pfarrer ins Dorf, auf daß er ihnen Gottes Wort predige. Seine Antrittspredigt lautete: „Ihr Bauern, schafft euch hirschlederne Hosen an, denn sie halten den Leib im Winter warm, im Sommer kühl und sind dauerhaft. Und ich sage euch: gebet Gott, was Gottes, und dem Könige, was des Königes ist." -- Diese Predigt gefiel den Bauern wohl, weil sie kurz war und nützlichen Rat mit dem heiligen Worte der Schrift verband. Darum waren sie ihres Pfarrers froh. Dieser aber war trägen Geistes und pflegte lieber seines Leibs, als seines Amts. Am nächsten Sonntag und an allen Kirchentagen des Jahres mahnte er die Bauern immer wieder, hirschlederne Hosen zu tragen und Gott und dem Könige zu geben, was ihnen gebühre. Dieweil aber der Mensch auch der besten Predigt überdrüssig wird, wenn sie einmal lautet wie das andremal, so schickten die Bauern Abgeordnete an den König und baten um einen andern Pfarrer. Als sie ihm aber erzählten, welche Gebote ihnen der Prediger so unermüdlich ans Herz lege, ergrimmte der König nicht über den Pfarrer, sondern über die Bauern, und hieß die Lümmel stehenden Fußes heimkehren. Und rühmte den Pfarrer vor seinem Hofe als den rechten Mann Gottes.

Digitized by Google

Zeitbegebenheiten.

Auf dem großen Septembermarkt in Königshofen an der Tauber durfte ich mir kolorierte Bilderbogen kaufen und erfuhr daraus als Knabe zuerſt von den Welthändeln der zwanziger Jahre, von den türkiſchen Greueln und den Heldenthaten der Griechen und Ruſſen in den Freiheitskämpfen der Griechen und dem ruſſiſch-türkiſchen Kriege von 1828/29. Natürlich ſchlug mein Herz für die chriſtlichen Brüder.

Mit dem wichtigſten Ereignis jenes Jahrzehnts, der Seeſchlacht von Navarino am 20. Oktober 1827, machte mich ein großes Marionettentheater bekannt, das im Winter 1829/30 in Boxberg Vorſtellungen gab. Die Seeſchlacht war das Nachſpiel des ergreifenden Stückes von Doktor Fauſts Leben und Höllenfahrt. In ſtolzer Pracht, mit dem Halbmond auf der Flagge, ſegelte zuerſt das Schiff des Kapudan-Paſcha aus den Kuliſſen auf die Bühne, hinter dem Türken drein die Flotte der Alliierten, Linienſchiffe und Fregatten, alle wohl geſpickt mit Kanonen. Es war ein großartiges Schauſpiel für uns kleine Landratten. Die Schiffe ſtellten ſich in Schlachtordnung, ein furchtbares Schießen ging los, und es roch erſchrecklich nach Pulverdampf, plötzlich flog das türkiſche Admiralſchiff mit großem Knall in die Luft und der Vorhang fiel. — Faſt 60 Jahre nachher, im Auguſt 1888, fuhr ich auf dem öſterreichiſchen Lloyd-Dampfer Urános an der Bucht von Navarino vorüber. Die Reiſenden ſtanden auf dem Verdeck, den Blick nach Bucht und Küſte gerichtet, der Schlacht gedenkend. Ein engliſcher Gentleman erzählte nicht ohne Stolz, ſein Vater habe unter dem Admiral Codrington mitgekämpft. Was wollte das ſagen?

Digitized by Google

Ich hatte mit eigenen Augen das Schiff des Kapudan-Paſcha mit Mann und Maus in die Luft fliegen ſehen!

Das Jahr 1830 brachte große Aufregung unter die Honoratioren des Amtsbezirks Boxberg, denn die Luft war gewitterſchwanger und in Europa folgte eine Revolution der andern. Nach der Julirevolution der Franzoſen kam der Abfall der Belgier von Holland und der Aufſtand der Polen. So jung ich war, merkte ich doch, daß die Anſichten der Herrn in dem Städtchen weit auseinander gingen. Der Herr Amtsreviſor verfocht ſtirnrunzelnd, mit ſtarrer Beſtimmtheit die Anſprüche der Legitimität. Er ſchalt die aufſtändiſchen Völker ſamt und ſonders Rebellen, auch die Griechen hieß er Hochverräter wider die geheiligte Majeſtät des Sultans, das Prinzip der ſtaatlichen Ordnung verlange, daß der Sultan ſeinen aufrühreriſchen Unterthanen die ſtörrigen Köpfe vor die Füße lege. Das war ſogar dem Herrn Amtmann zu viel; dieſer geſtrenge, aber billig denkende Beamte wollte das legitime Prinzip nicht in den Staaten der Ungläubigen und Barbaren gelten laſſen, dagegen richtete ſich ſein bitterſter Zorn gegen die Franzoſen, die den Völkern ſtets mit ſchlimmem Beiſpiele, Hochverrat und Aufruhr, vorangingen. Nur mein Vater wagte die Franzoſen zu entſchuldigen, ihr legitimes Herrſchergeſchlecht, die Bourbonen, erwieſen ſich unfähig zu regieren, hätten nichts gelernt und nichts vergeſſen, wie damals die geläufige Redensart lautete. Ich verſtand ſie nicht, doch gab ich meinem Vater recht, weil er mein Vater war.

Die Eingebornen in Boxberg und der ganzen Umgegend nahmen an den politiſchen Ereigniſſen kaum teil, ſie verhielten ſich ſtumpf dagegen. Während der größte Teil des Großherzogtums in lebhafte Bewegung geraten war, blieb das Land zwiſchen Neckar und Main faſt unberührt von den welterſchütternden Vorgängen. Der ehemalige badiſche Main- und Tauberkreis, der 1834 aufgehoben und mit dem Neckarkreis zu dem heutigen Unterrheinkreis verſchmolzen wurde, ſtand, wenn wir etwa Wertheim ausnehmen, an Wohlſtand und Bildung hinter den übrigen Teilen des Großherzogtums zurück. Obwohl es ihm nicht an fruchtbarem Gelände und lieblichen Thälern und Höhen fehlt, und die Hügel an Main und Tauber einen guten Wein erzeugen,

Digitized by Google

ſo betrachteten doch viele Beamte dieſen Landesteil als das badiſche Sibirien und ſehnten ſich wie Verbannte daraus weg. Seine Bewohner, oſtfränkiſchen Stammes, ſtanden an geiſtiger Begabung nicht tiefer als die Rheinfranken und Alemannen in den andern Teilen des badiſchen Landes, aber ſie lebten abſeits vom großen Verkehr und ihre politiſche Vergangenheit war eine ſchlimmere.

Kaum irgendwo im ganzen heiligen römiſchen Reich lagen ſo wie zwiſchen Main und Neckar geiſtliche und weltliche, große und kleine Herrſchaften bunt durcheinander, und faſt nirgends vielleicht war der Bauer ſo ſchutzlos der Willkür der Biſchöfe, des hohen und niederen Adels preisgegeben. Die mächtigſten Herrn waren die Biſchöfe von Mainz und Würzburg und der Pfalzgraf vom Rhein, von den kleinen die ſchlimmſten die Ritter von Roſenberg auf der Feſte Boxberg. Die maleriſchen Ruinen dieſer Burg, worin ich mich als Knabe mit den gleichaltrigen Geſpielen ſo oft und gerne tummelte, ſind von der Höhe über dem Städtchen verſchwunden; ihre Steine dienten zum Bau des Stationsgebäudes, das in dem nahen Wölchingen an der Bahn von Heidelberg nach Würzburg liegt.

In ewigen Fehden machten die gebietenden Herrn einander und alle zuſammen dem Bauern das Leben ſauer. Wie geſtrenge die Roſenberger regierten, lehrt eine Erzählung, die noch bei den Bauern im Amte Boxberg umlief; ich erzähle ſie, wie ſie mein Vater mir erzählt hat.

Eines Tags hatte ſich der Junker von Roſenberg über ſeine fünf Dorfſchulzen ſchwer geärgert. Er entbot ſie zu ſich auf ſein Schloß. Vier davon trafen ein zur befohlenen Stunde, nur der fünfte, der Schulz von Schillingſtadt, hatte ſich unlieb verſpätet. Erhitzt vom eiligen Lauf und keuchend kommt er in Boxberg am Fuße des Schloßbergs an und will gerade den Burgweg hinaufſteigen, da kommt ihm von oben ein Knecht entgegen, ein Schillingſtadter Dorfkind, und ruft ihm zu: „Wohin ſo eilig, Gevatter?“ — „Zum gnädigen Junker,“ lautet ſeine Antwort, „er hat uns Schulzen aufs Schloß geladen, ich fürchte faſt, ich komme zu ſpät.“ — Da meint der Knecht: „Ihr kommt noch zeitig genug, der gnädige Herr iſt über euch Schulzen arg aufgebracht, er wartet nur noch auf Euch, die vier anderen ſind ſchon

Digitized by Google

im Schloßhof aufgehängt.“ Als der Schulz von Schillingstadt diese bedenkliche Auskunft erhalten hatte, kehrte er schleunigst um und salvierte seinen Leib. — Noch lange blieb es ein geflügeltes Wort bei dem Landvolk um Boxberg: „Fast wär' er zu spät gekommen, wie der Schulz von Schillingstadt!“

Solche Zustände machen es begreiflich, warum gerade im Taubergrund schon 1476 der Pfeifer von Niklashausen den Kommunismus predigte, bis ihn der Bischof von Würzburg verbrennen ließ. — Fünfzig Jahre nachher erhob zu Ballenberg bei Krautheim der wilde Metzler das Banner des Bundschuhs. Bei Königshofen kam es am 2. Juni 1525 zwischen dem wohlgeführten Adel und dem zuchtlosen Bauernheere zur entscheidenden Schlacht. Der Truchseß von Waldburg vernichtete die Macht des Bundschuhs und hielt auf dem Schlachtfeld ein furchtbares Blutgericht. Wie Wolfgang Menzel in seiner Geschichte der Deutschen (Bd. 3. S. 53) nach dem Berichte von Hormayr erzählt, ließ der Bauernjörg, so hieß er beim Volk, die Gefangenen in der Reihe niederknien und sein „lustiger Knecht Hans“ ging hinter ihnen mit dem Richtschwert auf und ab. Der Truchseß fragte, wer von ihnen beim Aufruhr gewesen sei? Keiner gestand es. Wer von ihnen die Bibel gelesen habe? Mehrere sagten ja, und jedem, der es bejahte, schlug der lustige Hans den Kopf ab unter lautem Gelächter der Junker. Ebenso jedem, der lesen und schreiben konnte. — Der alte gichtbrüchige Pfarrer von Schüpf hatte sich von vier Bauern zum Truchseß tragen lassen, um den Dank für seine dem Fürsten erwiesene Dienstbeflissenheit zu ernten, weil er den Bauern eifrig widerstrebt hatte. Der lustige Hans glaubte, der Pfarrer sei auch einer von den Rebellen und schlug ihm flugs von hinten den Kopf ab. „Da habe ich,“ erzählte der Truchseß selbst, „dem guten Hans seinen Fürwitz ernstlich verwiesen.“

Nach diesem blutigen Tag war das Volk in die alte Knechtschaft gesunken. Es begann erst unter der badischen Herrschaft aus seiner Erstarrung langsam aufzutauen, doch zogen die Bauern noch in den dreißiger Jahren, wenn ihr Geschäft sie an dem Amthaus in Boxberg vorbeiführte, demütig die Mütze, auch wenn der Herr Amtmann nicht am Fenster stand. Noch immer regierte der Stock. Zuweilen sahen

Digitized by Google

wir Kinder vor dem Amthaus die Pritſche herrichten. Dann eilten wir herbei, neugierig und beſorgt, wir könnten das Schauſpiel verfehlen. Ein armer Sünder wurde vom Büttel vorgeführt, aufgebunden und mit der ordnungsmäßig verfügten Zahl von Hieben bedacht. Sie trafen denjenigen Teil des Leibs, den die Natur — nach dem alten Glauben der Pädagogen — mit den innigſten Beziehungen zu den Organen der Sittenlehre ausgeſtattet hat.

Aeußerlich erſtarb der Bauer in Demut, aber es hieß von dem Taubergründer und Odenwälder im Bauland: „er red't nit aus.“ Der Haß glimmte verſteckt im Innern fort, wider den Junker, dem er Zehnten und Gülten entrichtete, und wider den Juden, der dem Bauern in Handel und Wandel, Liſten und Schlichen weit überlegen war.

Während der Julirevolution hielt ſich das Land zwiſchen Main und Neckar ruhig, aber 18 Jahre nachher, als der Thron Louis Philipps im Februar 1848 in Trümmer ging, da durchbrach der verhaltene Groll die feſten Schranken, die ihm die Staatsgewalt bisher geſetzt hatte. Was faſt nirgendwo ſonſt im Großherzogtum geſchah, ereignete ſich dort. Haufen Vermummter zogen von Ort zu Ort, von Schloß zu Schloß, erbrachen die Archive, verbrannten die Gültenbriefe und Urkunden und plünderten die Juden.

Wunderlicher Weiſe begab ſich auch wieder ein Götz von Berlichingen, ein Nachkomme des alten Götz, ein Mannheimer Schulkamerad und Heidelberger Studiengenoſſe von mir, ein ritterlicher junger Herr, zu den aufrühreriſchen Bauern. Was er ausrichtete, habe ich nicht erfahren.

Beſſer weiß ich Beſcheid, wie es einem Studioſus Schloeffel erging, der gleichfalls von Heidelberg zu den Bauern gereiſt war, aber nicht um Ordnung zu ſtiften, wie der Sproſſe des alten Rittergeſchlechts, ſondern um den Aufruhr zu ſchüren. Er war der Sohn des wütenden ſchleſiſchen Demagogen Schloeffel, hatte anderthalb Jahre zuvor, während ich Aſſiſtent an Pfeufers mediziniſcher Klinik war, am Typhus darin gelegen und war dem Tode mit Mühe entronnen. Von daher kannte ich ihn perſönlich und wußte, daß er wie ſein Vater ein fanatiſcher Republikaner war. Zufällig traf ich ihn nach meiner Heimkehr von Prag und Wien im März unterwegs im Eilwagen auf

Digitized by Google

der Strecke von Heidelberg nach Wiesenbach, wo wir uns trennten, ich fuhr nach Sinsheim, er nach Mosbach. Ich erriet den Zweck seiner Reise und warnte ihn, obwohl er mir sein Vorhaben nicht eingestand. Er lächelte überlegen, als ich ihm prophezeite, die Bauern würden ihn packen und den Gendarmen überliefern, denn sie stünden treu zur badischen Regierung, und ihr Haß gelte nur den Grund- und Standesherrn und den Juden. Es kam, wie ich voraussah. Die Bauern ergriffen ihn, steckten ihn ein und übergaben ihn den Gendarmen, die ihn zurück nach Heidelberg ins Gefängnis brachten. Er blieb nicht lange in Haft, wurde amnestiert und freigelassen. — Am 21. Juni 1849 fand er als Adjutant Mieroslawskis den Tod auf dem Schlachtfeld bei Waghäusel.

Digitized by

Zweites Buch.

Auf den Gymnaſien.

Hatte, gottlob! einen guten Magen,
Kraut und Rüben konnt' ich vertragen,
Bin geſund, bin friſch geblieben,
Habe mich auch nicht krumm geſchrieben.

Wertheim.

Im Frühjahr 1833 kam ich auf das Gymnasium nach Wertheim, das meinen Eltern am bequemsten lag. Ich blieb nur ein Jahr in der kleinen, an der Mündung der Tauber in den Main anmutig gelegenen Stadt. An Ostern 1834 vertauschte ich das Wertheimer Gymnasium mit dem Mannheimer Lyceum, weil mein Vater in diesem Jahre von Boxberg nach Wiesloch in der Rheinebene versetzt wurde.

Auch in Wertheim wurde ich bei einem Geistlichen untergebracht, aber nicht, wie in Buch am Ahorn, als einziges Kind des Hauses, die Familie war mit Kindern reich gesegnet; ich mußte mich mit den Brosamen von Liebe begnügen, die für den kleinen Fremdling übrig blieben. Zwar die Frau des Geistlichen war nicht ohne Güte, er selbst aber kümmerte sich kaum um mich; den größten Teil des Tags hielt er sich abgeschlossen in seiner Studierstube und schrieb seine Predigten oder arbeitete zu seinem besondern Vergnügen in Pappe.

Ueber meinen Aufenthalt in Wertheim habe ich nichts mitteilenswertes zu berichten, wenn ich ein einziges Ereignis ausnehme, woran ich gerne zurückdenke.

Die Tauber teilt, von Süden kommend, die Stadt in zwei Hälften, eine kleinere linke und eine größere rechte, die durch eine Brücke verbunden sind. Die Wohnung des Pfarrers lag auf der Kleinseite nahe der Brücke. Die Tauber hatte hier ein starkes Gefälle, und in der Flut schwammen viele kleine Fische, die uns Kinder zum Angeln verlockten. Der Staden am Ufer der Kleinseite unter-

Digitized by Google

halb der Brücke eignete ſich gut zum Auswerfen der Angeln, und es hielten ſich deshalb hier gerne Knaben und Mädchen auf, teils um ſelbſt zu fiſchen, teils um zuzuſchauen. — Eines Nachmittags ſtahl ich mich aus der Wohnung, bog mir eine Stecknadel zu einer Angel zurecht, band ſie mit Schnur, Kork und Federkiel an eine Rute und eilte damit zum Staden, wo ich bereits große Geſellſchaft fand. Ich ſtellte mich zu unterſt ans Ufer, befeſtigte eine Fliege an die Nadel und warf die improviſierte Angel in den Fluß. Unter den Kindern befand ſich ein kleiner pausbackiger Junge im langen Röckchen. Er kam dem Fluſſe zu nahe und fiel hinein, die Flut trieb ihn raſch fort am Staden hin abwärts. Die Kinder erhoben ein großes Geſchrei: „Die Polizei kommt!“ und liefen davon. Ich allein blieb zurück und ſah, wie die Strömung den Kleinen in ſeinem gebauſchten Röckchen gegen mich herantrieb. Alsbald warf ich die Angelrute zur Seite, kniete am Ufer nieder, beugte mich vornüber, erwiſchte den Rock, zog den Knaben ans Land und ſtellte ihn auf die Beine. Dies alles geſchah in einem Augenblick. Jetzt begann das Kind, das vom Waſſer triefte, furchtbar zu ſchreien. Die entflohenen Kinder liefen wieder herbei und faßten Mut, mich aber überkam jetzt erſt die Angſt vor der Polizei, die damals jedem Deutſchen ſchon in der Wiege als grauſiger Popanz vorgehalten wurde. Ich überließ den Geretteten ſeinen älteren Spielkameraden, die ihn zu ſeinen Eltern heimführten, Glaſersleuten, die in der Nähe der Brücke wohnten, und lief, ſo raſch ich konnte, die Angel im Stiche laſſend, nach Hauſe zu meiner Schulaufgabe.

Es war mir am nächſten Tage bedenklich zu Mute, als mich der Pfarrer in ſeine Studierſtube rufen ließ. Vermutlich hatte er erfahren, daß ich angeln gegangen war, ſtatt mich hinter „den kleinen Broeder“ — die lateiniſche Schulgrammatik jener Zeit — zu ſetzen, und ich war eines ſcharfen Verweiſes gewärtig. In der That, der Pfarrer hielt mir eine Strafpredigt über den Text: „Fiſchfang und Vogelſtellen verdirbt manchen guten Geſellen.“ Ich war herzlich froh, daß er nicht von dem Kinde ſprach, das ich aus dem Waſſer gezogen hatte, und nicht von der Polizei, vor der ich mich rechtfertigen zu müſſen fürchtete.

Digitized by

Der Vorgang hatte ein Nachſpiel. Wenige Tage darauf begann der große Wertheimer Jahrmarkt, der „Wörthmarkt“, auf den Wieſen vor der Stadt. Er dauerte 14 Tage und meine Schulkameraden hatten ſich ſchon ſeit Wochen darauf gefreut, namentlich auf die Wurſtbuden und Karuſſelle, und von ihren Eltern das Meßgeld dafür erhalten. Ich wagte den Pfarrer nicht darum anzuſprechen, ſeine kalte Art hielt mich ab, und ſo hatte ich, als das Feſt gekommen war, das leere Zuſehen. Tief betrübt ſtand ich vor den Holzpferdchen, die ſo flink im Kreiſe liefen; beim Klange der Muſik ritten meine Kameraden, kleine Degen in der Hand, an mir vorüber und ſtachen Ringe. Da berührte plötzlich jemand meine Schultern. Ich ſah mich um und gewahrte einen freundlichen, noch jungen Bürgersmann, der mich anredete: „Biſt du der Knabe, der mir meinen Kleinen aus der Tauber gezogen hat? Ich bin der Glaſermeiſter, der an der Brücke wohnt und möchte dir eine Freude machen. Nimm hier, mein Lieber, einen Gulden Meßgeld!“ — Warum ich mich ſchleunigſt davon machte, ſtatt zuzugreifen und auf ein Pferd zu ſteigen, was ich noch eben ſo ſehnlich gewünſcht hatte, kann ich nicht ſagen. Ich fühlte mich beglückt und hätte um keinen Preis der Welt für meine That Geld angenommen. Nachdem ich eine kleine Strecke gelaufen war, ſah ich mich nach dem Glaſer um, er ſtand noch an dem Karuſſell und ſchaute mir lächelnd nach.

Digitized by Google

Mannheim.

Als mein Vater im Frühjahr 1834 seine Ernennung zum Physikus des Amtsbezirks Wiesloch erhielt, war die Familie auf sieben Kinder angewachsen. Zuerst waren drei Söhne gekommen, dann drei Töchter, zuletzt noch ein Sohn; unsere Erziehung machte ihm große Sorgen. Um sie zu ermöglichen, entschloß er sich zu einem Opfer, dessen Größe nur richtig ermißt, wer den mühseligen Beruf eines Landarztes kennt: er verzichtete auf die Bequemlichkeiten der eigenen Familie und schickte unsere Mutter mit den Kindern nach Mannheim, wo wir gute Schulen besuchen konnten; er wohnte allein in Wiesloch und behalf sich mit mangelhafter Bedienung. Oft vergingen mehrere Wochen, bis er von seinen Geschäften abkommen konnte, um nach uns zu sehen. Er kam fast ausnahmlos zu Fuße; als ein ausgezeichneter Fußgänger benützte er abkürzende Wege in den ausgedehnten Waldungen der Rheinebene. Die Ferien verbrachten wir bei ihm in Wiesloch.

Das Bild von Mannheim und seiner Umgebung, wie es mir aus meiner Knabenzeit in der Erinnerung steht, ist von dem heutigen sehr verschieden.

Durch den Frieden von Luneville war Mannheim, bisher die Haupt- und Residenzstadt von Kurpfalz, 1803 an Baden gekommen und aus einer starken Festung eine offene Stadt geworden, doch war sie noch immer nicht über die Grenze ihrer ehemaligen Wälle hinausgewachsen. — Ihr Handel bedeutete wenig, ihre Industrie noch weniger, ihre breiten schnurgeraden Straßen zwischen den ermüdenden Häuser-

Digitized by

quadraten waren nur schwach belebt. Noch immer war Mannheim mehr Residenz- und Garnisonsstadt als Handelsstadt. Das große ehemalige Residenzschloß der Kurfürsten diente der Großherzogin Stephanie von Baden als Witwensitz, und zahlreicher begüterter Adel, hauptsächlich der badischen Pfalz, war in Mannheim ansässig und bildete den Hof der sehr beliebten Fürstin. In fünf Kasernen lag die ansehnliche Garnison der Stadt, Infanterie, Cavallerie — je ein Regiment — und Artillerie. Das Buch eines Revisors am Ministerium in Karlsruhe, namens Hennisch: „Geographisch-statistisch-topographische Beschreibung des Großherzogtums Baden, nach offiziellen Quellen bearbeitet, 1833", rühmt Mannheim als eine der schönsten Städte am ganzen Rheinstrom. Die große Regelmäßigkeit ihrer baulichen Anlage gefiel dem Revisor, einem Freunde der Symmetrie und Repositorien, außerordentlich, freudig bewegt fügt er hinzu: „In der Mitte der Stadt, ohnweit dem Pfälzerhofe, kann man zu den vier Thoren und Barrieren hinaussehen."

Das Jahr 1834, in welchem wir nach Mannheim kamen, legte den Grund zu der mächtigen Entwicklung von Handel und Industrie der so glücklich an dem Zusammenfluß von Rhein und Neckar gelegenen Stadt; ein neuer Abschnitt ihrer Geschichte begann. Am 9. Juli fielen die Zollschranken zwischen dem badischen und baierischen Rheinufer; am 10. September legte Großherzog Leopold den Grundstein zu den Bauten, die allmählich den Mannheimer Hafen zu dem größten Binnenhafen des europäischen Festlandes machten. Die Mühlauinsel, die heute von den Kanälen des Rheinhafens durchzogen und mit Bahnschienen, riesigen Lagerhäusern und Werkstätten bedeckt ist, war damals noch ein Lustort mit Gärten und Spazierwegen und dem vielbesuchten Mühlauschlößchen, einer guten Gartenwirtschaft, wohin sogar Großherzogin Stephanie Gäste einlud.

Als Festung hatte Mannheim auf dem linken Rheinufer einen Brückenkopf gehabt, die Rheinschanze. Sie war mit allen übrigen Festungswerken geschleift worden, der Ort aber, wo sie gestanden hatte, hieß noch immer die Rheinschanze. Es befanden sich hier keine andern Gebäude, als ein baierisches Zollhaus mit seinem Schuppen und eine kleine Strecke weiter unten am Rhein die Hemshöfe, einige

Digitized by Google

Bauernhöfe, wo billiger Wein geschenkt wurde. Eine Schiffbrücke, die beim Eisgang abgeführt werden mußte, führte von der Rheinschanze nach der Stadt herüber. — So sah es Mannheim gegenüber da aus, wo sich heute Ludwigshafen hinstreckt, die bevölkertste Stadt der bayerischen Rheinpfalz, in Handel und Industrie die Rivalin Mannheims.

Die Festungswälle rings um Mannheim waren abgetragen, die Gräben aber noch nicht völlig trocken gelegt und zugeworfen. Das Sumpffieber, das die Festung einst oft schwer heimgesucht hatte, war nicht gänzlich ausgerottet. — In weitem Bogen zog der alte Wallgraben vom Rhein her ostwärts um die Stadt bis zum Neckar; dicht mit Schilf bewachsen lief er durch das Wiesengelände, das die Gegend des heutigen großen östlichen Villenviertels mit der Ringstraße einnimmt. In dem Rohrdickicht nisteten und lärmten unzählige geschwätzige Rohrspatzen, sie reizten unsere Jagdlust, es glückte mitunter, sie mit den Händen zu fangen. Nicht minder lockte es uns, die Uferschwalben zu überlisten, die am hohen Rheingestade gegen Sanddorf hin ihre langen unterirdischen Gänge gruben.

Angenehme Spielplätze bot der Schloßgarten mit seinen reizenden Wegen, grünen Wiesen, dichten Büschen und hohen Bäumen. Nur die Lieder der gefiederten Sänger unterbrachen die friedliche Stille des Parks. Heute ertönt hier der schrille Pfiff der Lokomotiven und rasseln lange Bahnzüge, beladen mit Gütern und Menschen, zu der mächtigen Brücke, die jedem Anprall von Flut und Eis widersteht, um in Ludwigshafen die andere Seite des Rheins zu gewinnen.

Die Mannheimer waren noch keineswegs versöhnt mit der neuen Ordnung der Dinge, die ihre Stadt vom ersten Rang der Haupt- und Residenzstadt der Kurpfalz zum Range der zweiten des Großherzogtums Baden herabgesetzt hatte. Sie klagten um die entschwundenen herrlichen Zeiten des prachtliebenden Kurfürsten Karl Theodor. Die Geschichte hat ein strenges Gericht über den üppigen Fürsten gehalten, der mehr als ein halb Jahrhundert, bis 1799, die Pfalz regierte; aber die Mannheimer schwärmten für ihren Karl Theodor, wie die Franzosen für ihren Sonnenkönig Louis XIV. Der Regentenglanz des Pfälzers verhielt sich freilich zu dem des Franzosenkönigs wie

Digitized by Google

das Schwetzinger Luſtſchlößchen und die Spielereien ſeines Schwetzinger Luſtgartens zu dem Prunkpalaſte und dem Rieſenpark Verſailles.

Ein Schimmer jedoch von dem erſtorbenen kurpfälziſchen Glanze leuchtete noch in die dreißiger Jahre hinein und iſt noch heute nicht erloſchen. Auf Mannheims „deutſcher Nationalbühne“ iſt die Sonne unſres größten Dramendichters aufgegangen. Die Mannheimer ſchwärmten für ihr Theater, wie die Bewohner keiner andern deutſchen Stadt. — In meine Schulzeit fiel die erſte Aufführung von Meyerbeers „Robert der Teufel.“ Die Oper rief in allen Schichten der Bevölkerung bis zum Gaſſenkehrer herab eine Aufregung hervor, die bei der erſten Aufführung von Schillers Räubern am 13. Januar 1782 nicht größer geweſen ſein kann. Der Tanz der Nonnen auf den Gräbern, das Gold, das „nur Chimäre“, und nicht zuletzt das blaue Kleid von Frau Pirſcher, der erſten Sängerin — „der Pürſchern ihr blo Kleed“ — beſchäftigten alle Zungen.

Die franzöſiſchen Kriege und am meiſten die Belagerung von 1795 durch die Oeſterreicher hatten Mannheim furchtbar heruntergebracht. Seine Einwohnerzahl hatte 1777 die Höhe von 25 300 erreicht gehabt, ſie war 1802 auf 13 000 geſunken und betrug 1834 erſt 20 000, ſomit war die Ziffer von 1777 noch nicht wieder erlangt worden. Der gute und beſcheidene Heuniſch giebt am Schluſſe der Beſchreibung Mannheims der Hoffnung Ausdruck, die Stadt dürfte „leicht, bei dem Emporkommen des Handels zu einer Größe von 30 000 Einwohnern gelangen.“ Sie zählt 1897, am Schluß des Jahrhunderts, 100 000; ihre Nachbardörfer, Neckarau und Käferthal, die 1833 1450 und 1240 Einwohner hatten, haben den Umfang kleiner Städte mit nahezu 8000 und 7000 Seelen erreicht; Ludwigshafen, die ehemalige öde Rheinſchanze, zählt 40 000; großartige Fabriken erſtrecken ſich von Mannheim meilenweit rheinab und rheinauf am Strom. Dieſelbe Bodenfläche giebt heute der ſiebenfachen Menſchenzahl Brot, Vielen großen Wohlſtand und Reichtum.

Zur Charakteriſtik Mannheims in meiner Schulzeit dient die Thatſache, daß ich am 24. Juni 1834 mit anderen Knaben auf der Straße vor unſerer Wohnung über das Johannisfeuer gehüpft bin. Das heidniſche Feſt der Sonnenwende durfte noch ungehindert mitten

Digitized by Google

in der Stadt begangen werden. Die Schuljugend zündete Holzscheiter an und setzte über das Feuer. — Schöner hat sich das uralte Fest im badischen Oberland erhalten. Die jungen Burschе zünden bei Einbruch der Dunkelheit auf den Höhen Holzstöße an, machen durchbohrte Holzscheiben glühend und schleudern sie mit Hilfe langer Stäbe als feurige Raketen in weitem Bogen durch die Nacht.

Bei der Einweihung des Hafens zogen wir Lyceisten in dem langen Festzuge mit den Volksschülern, Bürgern und Beamten an den Rhein, wo Großherzog Leopold den Grundstein legte. Wie bei allen Festlichkeiten durfte hiebei das Bürgermilitär nicht fehlen. Im vollen Waffenschmuck rückten die Tapferen aus und boten den bewundernden Knaben ein schönes Bild der großen Armee des napoleonischen Kaiserreichs, dem Baden einst Heeresfolge geleistet hat.

Die Truppen sammelten sich jeweils zum Ausrücken vor dem Wirtshaus zur Rose auf dem Marktplatz. Den Zug eröffnete eine Kompagnie Grenadiere mit hohen Bärenmützen, die der Mannschaft in ihren blauen Fräcken mit weißen Abzeichen und in weißen Hosen ein martialisches Aussehen verliehen. Ihnen voraus gingen und rasselten gewaltig die Tambours, an ihrer Spitze schritt majestätisch der Tambourmajor, schleuderte seinen langen Stab mit dem goldnen Knopf hoch in die Luft und fing ihn geschickt wieder auf. Auch zwei Sappeurs mit Bärenmützen, Beil und Schurzfell und erstaunlich langen Bärten, imponierten uns gewaltig. Hinter der Infanterie kam eine Reiterschwadron, den Zug beschloß eine Batterie mit drei Kanonen, die Großherzog Leopold der Stadt geschenkt hatte. Die Kanoniere trugen dunkle Tschakos mit roten Schnüren und dunkle Fräcke mit roten Abzeichen.

Dem Maifest auf der Kuhweide vor dem Heidelberger Thor am ersten Sonntag des Mai verlieh das Bürgermilitär seinen größten Reiz. Es bezog Zelte, manövrierte und poculierte. Einmal, ich war bei dem Ereignis zugegen, stieg im Westen ein Gewitter drohend am Himmel auf. Die Kanoniere hielten Kriegsrat. Sie verließen Zelt und Becher, bespannten ihre Geschütze, fuhren aufs freie Wiesenland und richteten ihre Kanonen gegen das Gewitter. Nach etlichen Schüssen klärte sich der Himmel lachend auf. Triumphierend kehrten die Krieger ins Lager zurück.

Digitized by

Das Mannheimer Lyceum.

Man unterschied im Großherzogtum Baden bis in die fünfziger Jahre Gymnasium und Lyceum; der Studiengang der fünf unteren Klassen war in beiden der gleiche, dem Gymnasium aber fehlte die sechste Klasse des Lyceums mit den neu hinzutretenden Lehrfächern der Philosophie und Physik. Man zählte die Klassen nicht von oben nach unten wie heute, sondern aufsteigend von der Prima zur Sexta, wie es in Baiern noch jetzt geschieht.

Ich wurde in Mannheim für die Tertia reif befunden, hatte aber einige Schwierigkeit mitzukommen, namentlich in der Mathematik, weil meine Aufnahme in die Mitte des Schuljahrs fiel. Mit Hilfe eines gefälligen Mitschülers holte ich das Versäumte leidlich nach und wurde im Herbst in die Quarta befördert.

Die Seele des Mannheimer Lyceums war der alternierende Direktor der Anstalt und Hauptlehrer der Sexta, Professor Nüßlin. Er war ein Schüler des großen Philologen Friedrich August Wolf und gehörte dem Lyceum seit 1807 an. Der ebenso geistvolle, als liebenswürdige und formgewandte Mann stand bei seinen Kollegen, bei den Schülern und in ganz Mannheim in großer Achtung. Seine Sextaner entflammte er für die Ideale der alten klassischen Welt, zumal der griechischen, und ich bedauere noch heute, den Unterricht des ausgezeichneten Lehrers nicht genossen zu haben, weil ich Mannheim schon in der Quinta verlassen mußte.

Neben ihm war der bedeutendste Lehrer der Professor der Mathematik und Physik an den vier oberen Klassen, Wilhelm Eisenlohr.

Digitized by Google

Er ſchrieb ein vorzügliches Lehrbuch der Phyſik, das elf Auflagen erlebte und vierzig Jahre lang, von 1836—1876, in allgemeinem Gebrauche war. Er war ein heiterer, in der Schule niemals verdroſſener, ſehr beliebter Mann. Einen beſonderen Stolz ſetzte Eiſenlohr darein, auch wenig beanlagten Schülern mathematiſche Kenntniſſe beizubringen; er behauptete, wie ich ihn ſagen hörte, wenn die Schüler nicht rechnen lernten, ſo läge die Schuld an den Lehrern. — Die Regierung verſetzte ihn 1840 als Profeſſor der Phyſik an das Polytechnikum in Karlsruhe, wo er 1873 ſtarb. — In Mannheim hat Eiſenlohr die erſte badiſche Gewerbeſchule gegründet.

In der Tertia, wo ich Aufnahme fand, war Profeſſor Johann Peter Behaghel Hauptlehrer, der nachmalige, ganz im Sinne ſeines Vorgängers Nüßlin wirkende Direktor des Lyceums. Er war eben als Lehrer in Mannheim eingetreten und wußte ſich raſch bei den Knaben Anſehen zu verſchaffen.

In Quarta erteilte den Unterricht in den klaſſiſchen Sprachen, auch in Geographie und badiſcher Geſchichte, Profeſſor Rappenegger, ein Schwarzwälder und katholiſcher Prieſter. Wie es mitunter geſchieht, behielt ich von ſeinen Lehren das Unnützeſte am beſten. Gelegentlich der geographiſchen Beſprechung der weſtindiſchen Inſeln erfuhren wir, daß der Negerkönig Chriſtof von Haiti am liebſten ſeinen Rheinwein getrunken habe, und aus der badiſchen Geſchichte blieb mir die Ableitung der römiſchen Benennung des Schwarzwalds, Abnoba, aus dem alemanniſchen Deutſch. In dem wohlerhaltnen Römerbade zu Badenweiler ſteht noch heute ein Altar, geweiht der Diana Abnoba. Ueber dieſen wunderlichen Namen braucht man ſich den Kopf nicht zu zerbrechen. Wenn der Schwarzwälder von Herriſchried oder Todtmoos an den Rhein herabſtieg nach Auguſta Rauracorum und der Legionär ihn zur Rede ſtellte: „Woher des Wegs, Freund?“ ſo wurde ihm die Antwort: „Von oben abe!“ Daraus machten die Römer durch Silbenumſtellung Abnoba.

Während ich in Quarta war, ließ mir mein Vater durch einen Schulmeiſter Unterricht im Schönſchreiben erteilen, woran er ſehr wohl that. Eine alte Klage lautet: Docti male pingunt, zu deutſch: Gelehrte haben eine ſchlechte Handſchrift. Auf den Mittelſchulen ge-

Digitized by

ſchieht zu wenig für Schönſchreiben. Schon aus Höflichkeitsgründen ſollte man die Jugend wenigſtens leſerlich ſchreiben lehren, denn es iſt unhöflich, dem Leſer zuzumuten, ſeine koſtbare Zeit mit der Enträtſelung abſcheulicher Hieroglyphen zu verderben. — Im erſten Jahre meines Aufenthalts in Mannheim benützten wir noch Federkiele und die erſte Schönſchreibſtunde verwendete der Schulmeiſter zum Unterrichten im Schneiden, Spalten und Spitzen der Kiele. Bald nachher kamen die Stahlfedern in Gebrauch; ſie waren anfangs ſteif und zerkratzten das Papier, glitten aber bald leicht und biegſam darüber hin.

In der Tertia, weniger ſchon in der Quarta, ging es bei den Lehrern, die es nicht verſtanden, den Jungen Reſpekt einzuflößen, oft noch kindiſch mutwillig zu, am ſchlimmſten bei dem franzöſiſchen Sprachlehrer. Ein Franzoſe von Geburt, bereits in den Fünfzigen, erfreute ſich der gutmütige Monſieur D. eines runden Bäuchleins. Er war unfähig, die Knaben zu bemeiſtern, ſchon der franzöſiſche Accent, womit er das Deutſche ausſprach, machte ihn der Klaſſe zur komiſchen Perſon. Wenn die Wogen in der Tertia hochgingen, glich er ganz und gar dem Greiſe in dem bekannten Studentenliede:

„Auf dem Dache ſitzt ein Greis,
Der ſich nicht zu helfen weiß.“

In ſeinen Lehrſtunden wurde weniger Franzöſiſch als Unfug getrieben. — Um die Schüler in der Ausſprache zu üben, mußten ſie — es waren ihrer mindeſtens dreißig — den Text aus dem franzöſiſchen Leſebuch zuſammen laut ſyllabierend ableſen. Kam das Wörtchen avec, ſo machten ſie ſich immer den gleichen Spaß. Das Wort erinnerte ſie an den „Sewek“ der Odenwälder Bauern, auch Nebelſpalter genannt, den dreiſpitzigen Hut, den noch viele Odenwälder trugen, wenn ſie in die Stadt kamen. Warum die Knaben dieſen Dreiſpitz Sewek nannten, weiß ich nicht; ſobald ſich ein Bauer in Mannheim damit blicken ließ, liefen ihm die Knaben auf der Straße nach und jubelten: „Sewek, Sewek!“ Und wenn beim Franzöſiſchen A — vec ſyllabiert wurde, folgte regelmäßig hintennach Se — wek. Mochte ſich Monſieur

Digitized by Google

D. ereifern, so viel er wollte, Avec und Sewek waren unzertrennliche Geschwister.

Bei einer solchen Leseübung ging es eines Tags dermaßen ausgelassen zu, daß Monsieur D. außer sich geriet und den Direktor holte. Nüßlin brachte den Schuldiener mit, der eine Rute trug. Mr. D. bezeichnete vier Bürschlein als die ärgsten Missethäter. Nüßlin hieß sie aus der Bank treten, sich in einer Reihe aufstellen und die Hände vorstrecken. Dann bestrich der Diener Hand für Hand mit kräftigem Hiebe. Wir andern mußten stehend als Zuschauer uns ein abschreckendes Beispiel an der Züchtigung nehmen. Wir fühlten kein Mitleid, nur Neugierde, wie die vier sich halten würden. Sie hatten, während der Sprachlehrer zu Nüßlin gelaufen war, in sicherer Erwartung der Ruthenstreiche sich vermessen, sie lautlos zu ertragen. In der That zuckten sie wohl und wurden blaß, schrien aber nicht; wie junge Spartaner gingen die Bürschlein in die Bänke zurück. — Ob das Mittel lange gefruchtet hat, kann ich nicht sagen.

Viele Schüler besuchten das Lyceum nur deshalb, weil es noch an höheren Realschulen fehlte, und verließen es schon in Tertia und Quarta.

In der Tertia erhob sich in der Pause vor der letzten Stunde des Sommerhalbjahrs 1834 ein schon älterer, 15jähriger Schüler von kräftigem Gesichtsausdruck und nahm von uns Abschied mit den Worten: „Lebt wohl und bleibt bei eurem dummen Latein! Ich weiß Besseres und werde Schlosser!“ Er strahlte von Zuversicht. Der junge Mensch hieß Karl Metz, ging wirklich zunächst in eine Mannheimer Schlosserwerkstätte und später nach Mülhausen im Elsaß, wo er ein geschickter Mechaniker wurde. Dann ließ er sich in Heidelberg nieder, gründete eine berühmte Fabrik für Feuerspritzen und organisierte das freiwillige deutsche Feuerwehrwesen. — Am Aufgang des Fahrwegs zum Schlosse steht ein Denkmal zu seinem Andenken, das ihm die deutschen Feuerwehren errichteten. Die Fremden, die vorbeigehen, halten den ausdrucksvollen Kopf der bronzenen Büste für den Kopf Bismarcks. — Ein andrer solcher Mitschüler, der erst später austrat, galt für ganz talentlos; mitleidig wurde ihm prophezeit, aus ihm könne nichts werden. Er hat es in Mannheim vom unbemittelten Manne zum Großindustri-

Digitized by Google

ellen und vielfachen Millionär gebracht. — Wie manches arme Kerlchen wird unbarmherzig gezwungen, sich an Homer und Cicero abzuquälen, das es in der Werkstätte oder im Komptoir weiter brächte.

Lehrer der beschreibenden Naturwissenschaften war Professor Kilian, ursprünglich Theolog und Philolog. Er hatte sich die Naturgeschichte leidlich einstudiert, war Custos des Mannheimer Naturalien-Kabinetts und unterstützte die Schüler, die sich mit Sammeln von Naturalien befaßten, nach besten Kräften, machte auch Ausflüge mit uns. Ich besuchte mit ihm den Donnersberg, die Bergstraße bei Schriesheim und die Kalkhügel bei Wiesloch.

Als Quartaner schloß ich Freundschaft mit drei Quintanern, die eifrigst botanisierten: Dettmar Alt, Franz Goerig und Fritz Sauerbeck. Sie begnügten sich nicht mit Ausflügen in die Pfalz links und rechts vom Rhein, sie dehnten zuletzt ihre Fahrten ins Elsaß und den Schwarzwald aus und knüpften Verbindungen an mit den ersten Botanikern des Oberrheins.

Von diesen drei Jünglingen wurde Alt, nachdem er lange Assistent bei Chelius gewesen, ein sehr beschäftigter Arzt in Mannheim, wo er leider in den besten Mannesjahren starb. — Auch Goerig studierte Medizin, praktizierte lange in Schriesheim an der Bergstraße und beschloß als Siebziger sein Leben in Mannheim. — Merkwürdigerweise blieb Sauerbeck allein zeitlebens der Botanik treu, obwohl er Jurist wurde. Er bereicherte die Algenkunde und vollendete nach dem Tode von August Jaeger in Freiburg dessen großes Werk: „Adumbratio Florae muscorum totius orbis terrarum, St. Gallis, 1870—79.“ Der gutherzige, von seinen juristischen Kollegen hochgeschätzte und von seinen Freunden warm geliebte Sauerbeck starb als Oberlandesgerichtsrat 1882.

Ein Gönner der drei jungen Botaniker war der joviale Gartendirektor Zeyher in Schwetzingen. Er besaß ein großes Herbarium, namentlich reich an Pflanzen vom Cap der guten Hoffnung, wo sein Bruder dem botanischen Garten in der Capstadt vorstand, und beschenkte die fleißigen Sammler daraus freigebig. Zweifellos war er auch der neckische Urheber einer botanischen Ueberraschung, die ihnen eines Tags zu teil wurde, als sie die feuchten Niederungen bei Ketsch

Digitized by Google

am Rhein — bekannt durch Scheffels Enderle von Ketsch — spähend durchstreiften. Sie entdeckten hier ein bisher in der deutschen Flora unbekanntes lilienartiges Gewächse, das sie gewaltig aufregte. Ein alter Botaniker, Suckow, der eine Mannheimer Flora herausgegeben hatte, wurde um nähere Bestimmung der Pflanze angegangen. Er fand, daß sie ein Kind der Bermuda-Inseln war, Sisyrinchum bermudanum, eine niedliche Schwertlilie. — Wie kam sie nach Ketsch? Zweifelsohne aus dem Schwetzinger Schloßgarten durch Zeyher; er wußte, daß seine jungen Freunde dieser Gegend schon längst einen Besuch zugedacht hatten.

Ein eifriger Botaniker am Lyceum war auch Professor Doell, der Hauptlehrer der Sekunda, mit dem ich mehrere Ausflüge machte. Er hat später (1843) eine rheinische Flora herausgegeben, noch später (1857—62) eine badische in drei Bänden, und ist als Oberschulrat und Oberbibliothekar der großherzoglichen Bibliothek in Karlsruhe 1885 gestorben.

Im Herbst 1835 kam ich in die Quinta. Hauptlehrer dieser Klasse war Prof. Graef, der mit Nüßlin als zweiter alternierender Direktor jährlich abwechselnd die Geschäfte der Anstalt besorgte. Obwohl ein guter Lehrer war er launenhaft und wenig beliebt, doch wußte er sein Ansehen bei den Schülern zu wahren. Er hatte die für einen Lehrer bedenkliche Gewohnheit, seinen Sätzen das Umstandswort wieder, auch wiederum und dawiederum, als Flickwort einzuschalten. Die Quintaner behaupteten, er habe eines Morgens der Klasse mitgeteilt, ihr Mitschüler Maier sei in der Nacht dawiederum gestorben.

Der talentvollste und fleißigste Schüler der Quinta ist später von allen der berühmteste Mann geworden, der nachmalige badische Staatsminister Julius Jolly. Er war der Sohn des Bürgermeisters von Mannheim, Ludwig Jolly, und der jüngere Bruder des in München verstorbenen Professors der Physik, Philipp Jolly. Obwohl der jüngste in der Klasse, war er stets der erste, einen Tag wie den andern in allen Fächern gleich sorgfältig vorbereitet, dabei auffallend selbständig im Urteil. Eines Tags rühmte ich ihm die verhängnisvolle Gabel des Dichters Platen, dessen prosodische Kunstfertigkeit mir imponiert

Digitized by

hatte, er aber erklärte kühl und bestimmt die damals so viel bewunderte Komödie für prosodische Künstelei ohne Poesie und Humor.

Jolly war ungewöhnlich nüchtern und ernst für sein Alter, obwohl ihm der Sinn für Humor nicht abging. Eine lustige kleine Geschichte, die mit unserer Schulzeit zusammenhing, erzählte er mir in den siebziger Jahren, als ich ihn eines Tags amtlich in Angelegenheiten der Freiburger medizinischen Fakultät in Karlsruhe aufsuchte; er war damals Staatsminister und Excellenz. — „Du wirst dich," begann er lächelnd, „an unsern Schulkameraden B. aus W. erinnern. Er ist Theologe geworden und jetzt Landpfarrer im Unterland. Ich habe ihn seit den Universitätsjahren nicht mehr gesehen, bis er gestern in Sachen seiner Gemeinde bei mir war. Er kam in mein Bureau, verbeugte sich beinahe bis auf den Boden und begann: „Excellenz geruhten . . ." Ich unterbrach ihn mit den Worten: „Lieber B., laß die Excellenz, wir sind alte Schulkameraden, teile mir dein Anliegen ohne weitere Umstände mit!" — Er verbeugte sich noch tiefer und fing wieder an: „Excellenz haben geruht . . . ." — Da mußte ich lachen und sagte: „Nun gut, wie du willst, nenne mich Excellenz und Sie, ich bleibe bei dem alten Du."

Digitized

Heidelberg.

Weil Heidelberg Wiesloch näher lag als Mannheim, ließ mein Vater die Familie an Oſtern 1838 dorthin überſiedeln, ungern vertauſchte ich das liebgewordene Mannheimer Lyceum mit dem Heidelberger.

Der Frühling begann gerade die Landſchaft mit Blüten zu ſchmücken. Von den Hügeln jenſeits des Neckars leuchteten aus den Rebgärten die weißen großen Blumenſterne der Mandelbäume herab ins Thal, und die Blütenknoſpen der Aprikoſen-, Pfirſich- und Kirſchbäume waren am Aufbrechen. Damals zierten mehr Mandelbäume als heute die Gärten, viele mußten im Laufe der Jahre andren, einträglicheren Arten von Obſtbäumen weichen. Schade darum, denn zeitiger als dieſe, öffnen die Mandelbäume die Blumenkelche, und wo ihre Blüten die Hügel zieren, breitet der Lenz ſeinen Zauber früher über das Land.

Die Vegetation beſtimmt großenteils den landſchaftlichen Charakter einer Gegend. Neben der frühen und üppigen Obſtblüte ſind es die Kaſtanienwälder der Höhen um Heidelberg, die der Landſchaft ihren ſüdlichen Charakter verleihen. Auf den trocknen Abhängen der roten Sandſteinhügel gedeiht der zahme Kaſtanienbaum des Südens beſſer als die heimiſche Buche und Eiche. Zwar ſeine Frucht, die Keſte, wie ſie der Pfälzer nennt, iſt kleiner, als die Marone, die der Sommer Italiens zeitigt, aber ſchmackhaft iſt auch ſie, und der Baum wird groß, ſtark und ſchön. Reizend iſt die wechſelnde Färbung des Kaſtanienwalds im Laufe der Jahreszeiten. Im Frühjahr prangt die Bergwand in friſchem Grün, im

Juni miſcht es ſich mit dem blaſſen Gelb der Kaſtanienblüte, auf der grünen Wand treten die gelben Kuppen der Baumkronen in ſchärferen Umriſſen hervor. Nach der Blüte kehrt ein ſatteres Grün zurück, bis der Herbſt das Laub mehr und mehr in ein bräunliches Gelb und Rot taucht.

Mein erſter Spaziergang galt der Schloßruine und dem Schloßgarten, einem Park von mäßigem Umfang; aber kein Park der Welt gewährt auf ſo beſchränktem Raum eine gleiche Fülle der mannigfaltigſten, herrlichſten Bilder.

Von da ſtieg ich auf die Höhe, die das alte Schloß hieß, weil hier oben die letzten Mauertrümmer der älteſten Bergfeſte Heidelbergs ſtanden; ſie haben in den fünfziger Jahren einer Wirtſchaft, wo Molken geſchenkt wurden, Platz gemacht und ſeitdem wird der Ort die Molkenkur genannt. Er bietet eine Ausſicht auf die Schloßruine unter ihm, auf die Stadt, auf die Mündung des Neckarthals, und ein prächtiges Panorama des Rheinthals. Durch die fruchtbare Ebene windet ſich anmutig in ſilbernen Schlangenlinien der Neckar dem Rhein entgegen, der aus der Mitte des Thals in leuchtenden Streifen aufblitzt. Der Blick reicht ſüdwärts hinauf zu den Bergen des Schwarzwalds und über den Rheinſtrom weſtwärts zu der rebengeſegneten Hügelkette des Haardtgebirgs und dem Donnersberg, der ſie mit ernſtem Haupte geheimnisvoll überragt. — Am lohnendſten iſt die Ausſicht, wenn der glühende Sonnenball hinter den Bergen verſinkt.

Oft iſt nur ein Schritt vom Erhabnen zum Lächerlichen. — Auf der Molkenkur genoß ich an einem ſchönen Sommerabend das Schauſpiel des Sonnenuntergangs. Viele Gäſte waren heraufgeſtiegen und richteten den Blick zur ſcheidenden Königin des Tages mit tiefer Andacht. Da ließ plötzlich eine Dame ihre Stimme hell erſchallen: „O! wie ſchön iſt es doch hier oben, auch wenn man eben aus Paris zurückkehrt!“

Ein zweiter Spaziergang führte mich über den Neckar auf dem Philoſophenweg, von deſſen Höhe die Lage Heidelbergs am ſchönſten hervortritt. Hier mag die berühmte Ode an Heidelberg in Hölderlins Seele aufgegangen ſein. Wie ein Sohn begrüßt er innig und warm die geliebte Stadt:

„Lange lieb' ich dich ſchon, möchte dich mir zur Luſt
Mutter nennen und dir ſchenken ein kunſtlos Lied,
Du, der Vaterlandsſtädte
Ländlich ſchönſte, ſo viel ich ſah."

Zu des begeiſterten Dichters Füßen glänzt der Neckar, an der Stadt vorbei zieht der Fluß hinaus in die reizende Ebene, um hier liebend unterzugehen; in den Wellen beben die Bilder ſeiner Geſtade und über ihn ſchwingt ſich leicht und ſtark die Brücke, wie der Vogel des Waldes über die Gipfel fliegt. Von den Hügeln rauſchen die Wälder herab auf die gigantiſche, ſchickſalskundige, von den Stürmen niedergeriſſene Burg, die Sonne gießt verjüngendes Licht auf das alternde, epheuumgrünte Rieſenbild.

„Sträuche blühen herab, bis wo im heitern Thal
An den Hügel gelehnt oder dem Ufer hold
Deine fröhlichen Gaſſen
Unter duftenden Gärten ruhn."

Klaſſiſche Verſe und ein wunderbares Gemälde der idealen Landſchaft, aber kein kunſtloſes Lied, wie es das Volk zum Geſang hinreißt und wie fröhliche Geſellen es hinausſchmettern im grünen Wald, auf ſchaukelndem Kahn, oder beim perlenden Wein. Der Meiſter, der dieſe Weiſe fand, mußte erſt noch kommen. Als wir Gymnaſiaſten die Ode Hölderlins rezitierten, ſaß auch er noch auf der Schulbank und ſchmiedete in Karlsruhe deutſche Verſe nach griechiſchem Takt. Bald aber lehrten ihn Fink und Lerche in Wald und Flur aus freier Kehle friſch und fröhlich ſingen. Der Frühling kam und ſein Lied, ein Brautlied, zart und jubilierend, wie es nur der gottbegnadete Sänger ſingt, pries Altheidelberg, die Feine und Ehrenwerte:

„Und kommt aus lindem Süden
Der Frühling übers Land,
So webt er dir aus Blüten
Ein ſchimmernd Brautgewand.

Auch mir ſtehſt du geſchrieben
Ins Herz gleich einer Braut,
Es klingt wie junges Lieben
Dein Name mir ſo traut."

Digitized by Google

Und ins Herz blieb ihm die Schöne geschrieben bis zum letzten Hauche seines Lebens. Ein gebrochener Mann, todmüde, verlangte es ihn nach der Geliebten. In ihrem Anblick seine Qualen vergessend, rüstete er sich zur letzten Wanderung in das unbekannte Land, von wo niemand wiederkehrt.*)

In den dreißiger Jahren trug die Stadt noch immer ein ländlich schönes Gewand, wie es Hölderlin entzückt hatte, und noch immer lagen ihre fröhlichen Gassen, namentlich die der westlichen, „Vorstadt" genannten Hälfte, inmitten duftender Gärten. So lange Heidelberg befestigt gewesen war, hatte ein Wall mit Graben die östliche Altstadt von der westlichen Vorstadt geschieden; der Graben lief in der Richtung der heutigen Grabengasse vom Klingenthor zum Neckar herab; was heute von den vielen Ziergärten der Vorstadt übrig ist, giebt keinen Begriff mehr von deren früherer Ausdehnung; sie mußten im Laufe der Zeit Straßen und Gebäuden weichen, wo Gärten blühten, stehen heute Wohnhäuser, Werkstätten, Fabriken, Schulen und Universitäts-Anstalten.

Freilich nicht überall in der Vorstadt roch es nach Rosen und Veilchen, in dem westlichen Teile wehten die kräftigeren Düfte der Landwirtschaft und hausten Bauern, vielleicht die Nachkommen der Bewohner des Dorfes Bergheim, die Kurfürst Ruprecht II. gezwungen hatte, 1392 nach Heidelberg überzusiedeln. Eine alte Dame, die in der Vorstadt geboren und aufgewachsen war, wir nannten sie die Frau Doktorin, ich werde später genauer auf sie zurückkommen, erzählte uns Jünglingen gerne von den idyllischen Zeiten, die sie noch zu Beginn des Jahrhunderts in der geliebten Vaterstadt erlebt hatte. In aller Frühe lief der Hirt mit Stab und Horn durch die Gassen der Vorstadt, tutete das Vieh aus den Ställen auf die Weide und trieb es abends wieder heim. Mit Vergnügen lauschte ich ihren Schilderungen und längst vergangenen Geschichten. Von diesen gefiel mir am besten die von dem höflichen Nachtwächter Eiselein. Er hielt

*) Heidelberg gegenüber, in dem Hause Nr. 2 an der Neuenheimer Landstraße, damals Neckarhotel, wohnte Scheffel in dem Erdgeschoß rechter Hand vom Oktober 1885 bis zum 2. April 1886. An diesem Tage kehrte er nach Karlsruhe zurück und verschied eine Woche später, am 9. April, in dem Hause, wo seine Wiege gestanden hatte.

Digitized by Google

gute Freundschaft mit den Studenten, damals in Stadt und Umgegend Juristen geheißen; sie ihrerseits bethätigten ihre Wertschätzung des biederen Mannes mit Vorliebe um Mitternacht, wenn er in Hut und Mantel mit Spieß und Horn seines Amtes waltete, die zwölfte Stunde abblies und die schlummernde Bürgerschaft singend mit dem Sprüchlein mahnte: „Lobet den Herrn und laßt euch sagen, die Glocke hat zwölf geschlagen, bewahrt das Feuer und das Licht, damit niemand kein Schaden geschiecht!“ Dann kamen sie an jeder Ecke herbeigelaufen, bald einzeln, bald truppweise, und grüßten ihn freundlich: „Guten Abend, guten Abend, Herr Eiselein, auch wieder fleißig beim Tuten!“ Der höfliche Mann nahm bedächtig das Horn aus dem Mund und erwiderte den Gruß mit geziemendem Danke: „Man thut seine Schuldigkeit, meine Herrn, wie es die hohe Obrigkeit gebietet.“ Sie lobten seinen treuen Sinn, seinen schönen Gesang, schüttelten ihm die Hand und gingen weiter; aber es kamen immer wieder neue, wenn er gerade das Horn ansetzte, und grüßten ihn, worauf er doch danken mußte, bis er zuletzt die jungen Freunde höflichst ermahnte, ihres Weges zu gehen und sich lieber zu Hause aufs Ohr zu legen. Wenn endlich die letzten lachend weiter gezogen waren, so schüttelte er das graue Haupt und seufzte: „Juristen, böse Christen!“

Nur langsam erholte sich die vielgeprüfte Stadt von den furchtbaren Drangsalen und Verwüstungen, die sie im 17. und 18. Jahrhundert erduldet hatte. Noch in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts war sie kaum über die Grenzen ihres ehemaligen Festungsgebiets aus dem engen Neckarthal in die Rheinebene hinausgewachsen. Jenseits der Sophienstraße standen nur wenige Gebäude. Vor dem Mannheimer Thor nahm die Stelle des heutigen schönen Bismarckgartens der stille Neckarhafen ein, ein Hafen ohne Schiffe. Ihm gegenüber südwärts lag der botanische Garten zwischen Sophien- und Rohrbacher-Straße bis zur Leopoldsstraße, die den landwirtschaftlichen Garten — er ist heute zu dem schattigen Neptungarten umgewandelt — von dem botanischen schied. In beiden Gärten befanden sich Teiche für Wasserpflanzen zu Lehrzwecken, vermutlich die letzten Reste versumpfter Festungsgräben, woraus an dieser Stelle mein Vater noch 1818 die Leiche eines verunglückten Juden herausholen sah.

Digitized

Nur eine Brücke, die alte auf den steinernen Bögen, die von der Altstadt über den Fluß führt, mit den Standbildern Karl Theodors, „palatinorum patris“,*) und der etwas leichtgemuten Pallas Athene mit Speer und Meduſenſchild, verband die beiden Ufer. Die neue Brücke auf eiſernen Pfeilern, die heute im Weſten Heidelberg mit Neuenheim verbindet, wurde erſt 1877 dem Verkehr übergeben. Wollten wir an dieſer Stelle über den Neckar, ſo mußten wir Kähne benützen, die Reiſenden, die von Frankfurt herfuhren, mußten am Neckar angelangt, oſtwärts umbiegen und zur alten Brücke hinauffahren, um in die Stadt zu gelangen. Neuenheim war noch 1835 ein kleines Dorf mit 750 Einwohnern und iſt erſt 1891 ein Teil der Stadt geworden, die in meiner Schulzeit nur 13400 Einwohner hatte, die Studenten und die Bewohner des Vorortes Schlierbach und des Kohlhofs mitgerechnet; heute (1895) hat Heidelberg mit Neuenheim 35 190 Einwohner.

Der Schloßgarten hatte bereits ſeine jetzige Geſtalt als Park. Zu Beginn des Jahrhunderts war er eine Wildnis, und die Schloßruine ſchien der gänzlichen Zerſtörung, teils durch Naturgewalt, teils durch Menſchenhand, verfallen. Wer in der Stadt Steine brauchte zum Bauen, brach ſie aus den Mauern des Schloſſes. Das „Wunder der Welt,“ der hortus palatinus des Kurfürſten Friedrich V., des Winterkönigs, lag mit ſeinen Pomeranzen- und Lorbeerbäumen, Springbrunnen und Marmorbildern begraben in Schutt und Geſtrüppe, an gerodeten Stellen pflanzte ein Pächter Cichorie! Da ſicherte, nach dem Uebergang der rechtsrheiniſchen Pfalz an das Haus Baden 1803, der neue Herrſcher Karl Friedrich das Schloß vor weiterer Verwüſtung und ließ die Anlagen, wie ſie heute kaum verändert beſtehen, als Luſtgarten und zu forſtbotaniſchen Zwecken herſtellen. Viele der Bäume und Sträucher des Gartens ſind mir vertraute Jugendfreunde, Fink und Droſſel ſingen auf ihren Zweigen die alten Lieder, nur das Lied der Königin des Geſanges, der Nachtigall, dem wir ſo oft in linden Nächten lauſchten, vermiſſe ich. Sie niſtete noch in den fünfziger Jahren in dem reizenden Thäl-

*) Des Vaters der Pfälzer.

Digitized by Google

chen zu Füßen des geſprengten Turmes, wir nannten es das Matthiſſons Thälchen, dem elegiſchen, damals ſehr gefeierten Dichter zu Ehren. Die Sängerin iſt entflohen, verſcheucht von dem jährlich wachſenden Lärm der Fremdenſchwärme; ſie nahm ihre Zuflucht zu der friedlichſten Stätte in Heidelbergs Umgebung, dem ſtädtiſchen Friedhof an der Rohrbacher Straße, dem wenige in Deutſchland an Schönheit gleichkommen.

Wie der Schloßgarten, iſt auch die ſchönſte Straße der Stadt, die Leopoldsſtraße mit Allee und Anlagen, eine Schöpfung der erſten Jahrzehnte dieſes Jahrhunderts. Sie war 1830 fertig geworden, mit ihr die Sophienſtraße, die an der Stelle der ehemaligen weſtlichen Umwallung zum Neckar und der neuen Brücke führt. Bis dahin war die Leopoldsſtraße nur ein Fußpfad geweſen, den man am Ende des vorigen Jahrhunderts nach der Abtragung der Feſtungswerke angelegt hatte. Es geſchah zur Zeit der franzöſiſchen Revolutionskriege, und der Spazierweg erhielt den Namen „der Pariſer," weil auf ihm nach ſeiner Herſtellung ſofort die Franzoſen, die alten ſchlimmen Bekannten, eingezogen waren, um ihren gewohnten Beſuch abzuſtatten.

Nachdem der Weg zur Fahrſtraße geworden war, hieß er noch immer „Pariſer", auch „Anlage", ſein amtlicher Name Leopoldsſtraße, zu Ehren des Großherzogs Leopold, kam nur allmählich in Gebrauch.

Als ich das Lyceum beſuchte, ſtanden erſt wenige von den heutigen Bauten an der Leopoldsſtraße, es waren nur Gärten und Anlagen da und die beiden alten Friedhöfe, der heutige an der Rohrbacher Straße wurde erſt 1844 eingeweiht. Einer der alten Friedhöfe umgab die damals noch ganz ſchmuckloſe St. Peterskirche mit ihrem unfertigen Turm, der andere lag in dem Winkel zwiſchen Leopolds- und Sophienſtraße bei der St. Anna-Kapelle. Auf dieſem wohnte ich noch Beerdigungen bei.

Die Leopoldsſtraße war ihrer ſchattigen Allee und der hübſchen Ausblicke nach dem Schloß und den Bergen wegen, auch um ihrer geſchützten Lage und friedlichen Stille willen, ein beliebter Spazierweg, namentlich für ältere Gelehrte, denen der Weg auf das Schloß zu ſteil war. Die bequem anſteigende Fahrſtraße, die Stiftung eines Heidelberger Arztes, des Dr. Kleinſchmidt, führt erſt ſeit 1875 hinauf.

Digitized by Google

Man war ſicher, auf dem Pariſer zu beſtimmten Stunden gewiſſen Berühmtheiten der Univerſität zu begegnen. Ich ſehe noch heute den alten Kirchenrat Paulus ſeine großen Augen, wie glühende Kohlen, auf die Begegnenden richten, den knorrigen Hiſtoriker Schloſſer ſeinen Kopf mit dem einen durchdringenden Auge wie ein Vogel ſeitlich drehen, um zu grüßen, die vornehme Erſcheinung des Pandektiſten Thibaut an mir vorübergehen, auch den frommen Theologen Rothe und den berühmten Staatsrechtslehrer Zachariae, der ſtets einſam, ſteif und gerade in ſchäbigem Gewand daherſchritt. Uns Studenten fiel am meiſten ſein abgegriffener hoher Filzhut auf, wir erzählten einander, er habe ihn teſtamentariſch der Bibliothek als eine der größten Sehenswürdigkeiten für alle Zeiten zugewieſen.

Es ſind nun mehr als 50 Jahre verfloſſen. Die alte Muſenſtadt hat ihr 500jähriges Jubiläum gefeiert, auch ich habe, als ihr dankbarer Schüler, ehemaliger Lehrer und als Abgeordneter der Straßburger Kaiſer-Wilhelms-Univerſität vom 2. bis 7. Auguſt 1886 daran teilgenommen. Altheidelberg hat das Gewand der ländlichen Schönen, das einſt Hölderlin und uns in der Jugend ſo wohl gefiel, abgelegt, und mit der anſpruchsvolleren Tracht der modernen Touriſten- und Induſtrieſtadt vertauſcht. Seit der Dampf Herrſcher der Welt geworden, mußte die Stadt ſich an den Lärm und Ruß der Bahnzüge, der raſſelnden Omnibuſſe, rauchenden Schlöte und Fabrikeſſen gewöhnen. Spekulation und Induſtrie ließ ſie frei gewähren und vergaß, daß die beiden kein äſthetiſches Gewiſſen drückt. Es konnte nicht ausbleiben, daß dem wertvollſten Beſitze der Stadt, ihren landſchaftlichen Reizen, da und dort empfindlicher Abbruch geſchah. So zu Häupten des Schloſſes, wo eine Fremdenherberge von ausgeſuchter Häßlichkeit auf die edeln Trümmer der Paläſte eines kunſtſinnigen Fürſtengeſchlechtes herabſchaut. Ja man hat es ſogar zugelaſſen, daß die wunderbare und ſchönſte Ausſicht, die das Schloß von der Gartenterraſſe darbot, viele Jahre lang durch einen Schleier grauer Staubwolken verdeckt wurde, die von den turmhohen Kaminen eines rieſigen Cementwerks über den weſtlichen Teil der Stadt und deren Umgebung ausgeſchüttet wurden. Wie beklagte ich den armen Scheffel! Man hat ſein bronzenes, vorzüglich gelungenes Standbild am 11. Juli 1891

Digitized by Google

[illegible] Vom hohen Granitsockel herab richtet [illegible] den umliegenden Hügeln der Haardt. Vier Jahre [illegible] und sah nur Ruß und Rauch. Da [illegible] des Dichters. Feuer verzehrte das Werk [illegible] in einer Nacht, am 4. Februar 1895, [illegible] die gesegnete Pfalz wieder in alter Schön-

Digitized by Google

Das Heidelberger Lyceum.

Bei dem Tausch des Mannheimer Lyceums mit dem Heidelberger bin ich nicht gut gefahren, aus einer Schule mit idealem Streben kam ich in eine mit handwerksmäßigem Betriebe. Lehrer ersten Rangs, wie Nüßlin und Eisenlohr, hatte Heidelberg nicht. Leider mußte ich hier noch ein halbes Jahr in Quinta und zwei Jahre in Sexta zubringen, ehe ich zur Universität abgehen konnte.

In Quinta herrschte ein böser Geist. Obwohl die Schüler im Alter von 16—18 Jahren standen, gefielen sich die meisten noch in Knabenstreichen, wie sie in Mannheim kaum in Quarta vorkamen. Am schlimmsten trieben es die ältesten; es waren rohe Burschen darunter, die man schon aus den unteren Klassen hätte entfernen sollen. Vergeblich regnete es Mahnungen, Verweise und tagelange Karzerstrafen. — Mit den Schulstrafen geht es, wie mit manchen Arzeneien, ihr allzu häufiger Gebrauch stumpft dagegen ab.

Hauptlehrer der Quinta und alternierender zweiter Direktor des Lyceums war ein alter pedantischer Herr in weißer Halsbinde, über das unbewegliche Gesicht mit immer gleicher, würdiger Miene kam nie ein flüchtiger Strahl heiteren Lächelns. Und doch war auch dieses ausgetrocknete Männchen einmal jung gewesen, hatte Romane geschrieben, sogar erlebt, freilich war es schon lange her. Wie die meisten unserer älteren Professoren hatte er Theologie und Philologie studiert; er lehrte Latein und Griechisch und erteilte den evangelischen Schülern den Religionsunterricht. Wir lasen mit ihm kursorisch das neue Testament im griechischen Urtext und über-

ſetzten es ins Deutſche. Da er nie ein erläuterndes Wort dazu ſprach, ſo war dieſe ſog. Religionsſtunde nichts als eine weitere griechiſche Stunde, und wir hätten ebenſogut den Heſiod mit ihm leſen können. Sie unterſchied ſich von den anderen lediglich durch das Gebet, was ihr vorherging. Er hatte zwei Gebete verfaßt, die er abwechſelnd auf dem Katheder vorlas, das eine ſchloß mit den Worten: „hegen mögen“, das andere mit „Glauben rauben.“ Nach dem Amen erhob er das geſenkte Haupt und ſchaute andächtig zur Stubendecke.

Als er nun eines Morgens gerade das „hegen-mögen-Gebet“, wie wir es nannten, geendet hatte und in gewohnter Weiſe zur Decke aufſah, blieb er ſtarr vor Entſetzen. Ueber dem Katheder tanzte eine luſtige Figur aus ſteifem Papier in der Luft. Ohne ein Wort zu verlieren eilte er fort und holte den erſten alternierenden Direktor, der alsbald kam und mit gelaſſenem Ernſte den Frevel beſchaute. Eine Unterſuchung folgte. Der Thäter, der älteſte und roheſte Schüler der Klaſſe, wurde raſch zum Geſtändnis gebracht. Mit Hilfe eines feuchten Ballens gekauten Papiers am Ende eines Fadens, woran er die Figur befeſtigt, hatte er ſie kurz vor Beginn der Stunde geſchickt über das Katheder an die Decke geſchleudert. — Die Direktoren beriefen eine Konferenz ſämtlicher Lehrer, und der Miſſethäter wurde ausgeſtoßen.

Pedanten ſind beliebte Zielſcheiben mutwilliger Jungen. Der alte Herr verſtand es wenigſtens, ſein Anſehen bei der Jugend durch ſeine ernſte Würde ſo zu wahren, daß nur die frechſten Burſchen ſich an ihn wagten. Schlimmer erging es einem andern unſerer Lehrer. Der Unglückliche, im übrigen ein wohlmeinender Mann, hatte ein reizbares Temperament und explodierte wie trockenes Pulver auf die albernſte Neckerei hin, obwohl er bereits in den Fünfzigen ſtand. Die Jungen benützten deshalb jede Gelegenheit, ihn „grün und blau“ zu ärgern. Ließ er ſich zuletzt dazu hinreißen, ſie mit Koſenamen, wie „Troßbuben, Stallknechte, Pferdejungen“ u. dgl. zu belegen, ſo war ihr ſehnlichſter Wunſch erfüllt, und ſie nickten einander befriedigt zu.

Direktor Brummer leitete die oberſte Klaſſe. Er ſtand im Rufe eines guten Philologen und wurde von den Schülern ſehr reſpektiert; aber

Digitized by

auch bei ihm blieben uns die idealen Schätze der alten Welt verschlossen, über die rein grammatische Schulung kamen wir nicht hinaus. Nur durch eigenen Trieb und privates Studium habe ich mich mit den Meisterwerken der griechischen und römischen Litteratur und dem Geiste, der sie durchweht, bekannt gemacht.

Gar übel stand es um unsern mathematischen Unterricht. Die Schulbehörde hatte damit einen Dozenten der Universität betraut, dessen wissenschaftliche Arbeiten bei seinen Fachgenossen recht geschätzt waren, seine Lehrmethode aber taugte nichts. Von meinen sämtlichen Mitschülern konnte ihm nur einer folgen, der bei einem Privatlehrer besondre Stunden nahm. Ebensowenig taugte sein Unterricht in der Physik; wir bekamen keine Versuche, keine Apparate zu sehen, nur mathematische Formeln auf der Schultafel. Die Unzufriedenheit der Schüler war groß. Sie führte bald nach meinem Abgang vom Lyceum zu einer Verschwörung. Die Jungen wollten seine Entfernung aus dem Lyceum durchsetzen und blieben deshalb bei der öffentlichen Schulprüfung auf alle seine Fragen die Antwort schuldig. Die Verabredung lag offen zu Tage. Man wies die Rädelsführer aus dem Lyceum, den Zweck ihres Komplotts haben sie nicht erreicht.

In der Sexta war Philosophie vorgeschrieben. Die Schulbehörde hatte einen Fachgelehrten dafür gewonnen und eben angestellt, einen Schüler Krauses. Er muß sich eines gewissen Ansehens erfreut haben, denn bald nachher wurde er als Lehrer der Philosophie an eine Universität berufen. Wir waren voll Erwartung; er sollte uns in Logik, Psychologie und Metaphysik unterrichten, und er ließ es an Eifer und Mühe nicht fehlen, aber doch lag die Schuld nicht an uns, wenn wir von der höchsten aller Wissenschaften nur wenig begriffen. Unser Lehrer war schwerfällig und ungelenk, leiblich und geistig. Er diktierte uns stundenlang in die Feder, war aber nicht im stande, seine Lehrsätze mündlich klar zu entwickeln. Am besten gefiel mir seine Metaphysik; er versuchte es, dem Uebersinnlichen mit dem Kreidestift durch bildliche Darstellung beizukommen. Er malte Gott und die Welt mit sämtlichen Kräften, die das All bewegen und zusammenhalten, in Form von in einander geschachtelten Kreisen an die Schultafel. Diese Zeichnung leuchtete mir ein, und vor Freude

dichtete ich ein metaphysisches Trinklied nach Baggesens Beispiel, und wir sangen es nach der Melodie: „Die Welt ist rund und muß sich dreh'n", Samstag abends im Bremeneck; man hatte uns erlaubt, in dieser, durch die Rodenstein-Lieder jetzt so berühmt gewordenen Bierwirtschaft einmal in der Woche heitere Geselligkeit zu pflegen.

Endlich, im Herbst 1840, schlug die Stunde meiner Erlösung aus dem verhaßten Froschteiche. Als Erster mußte ich die lateinische Abgangsrede halten. Außer dem Prüfungskommissär, Professor Kaercher von Karlsruhe, achtete von den vielen Teilnehmern und Gästen niemand auf mein schönes Latein, und es kam mir vor, als ob dieser Einzige nicht sonderlich davon erbaut wäre.

Nach meiner, wie ich glaube, berechtigten Ueberzeugung, habe ich das letzte Jahr auf dem Lyceum nutzlos verloren; ich hätte es besser für neue Sprachen, Zeichnen, Mathematik und Naturwissenschaften verwendet.

Wie es in den unteren Klassen aussah, weiß ich aus eigener Kenntnis nicht zu sagen, ich könnte deshalb das Kapitel schließen, aber mancher Leser früge vielleicht enttäuscht: wo bleiben denn die berühmten Schulgeschichten von dem merkwürdigen Kauz, der damals das Klassenszepter über der Quarta schwang? Und in der That, zu dem Bilde jener Zeit gehört notwendig die lange vornübergebeugte Gestalt des Klassenlehrers der Quarta mit den buschigen Brauen, den wulstigen Lippen und der bedächtigen Rede, deren dialektische Färbung die nahe ländliche Heimat des unvergeßlichen Schulmanns unschwer verriet. Der Kreis seiner noch lebenden Schüler verengt sich immer mehr, und es ist Zeit, seine Aussprüche zu sammeln, ehe er zur mythischen Gestalt verblaßt in Nacht und Nebel versinkt. Einer meiner alten, mir leider kürzlich entrissenen Freunde gehörte zu jenem Kreise. Er war zu trüben Verstimmungen geneigt, und wenn der finstere Geist über ihn kam, besaß ich ein sicheres Mittel, diesen zu bannen; ich citierte den Schatten des seligen X. Dann ging die Sonne der Heiterkeit strahlend am Himmel auf, wie in den längst entschwundenen Tagen der Heidelberger Schulzeit. Eine kleine Blütenlese aus den Erzählungen meines Freundes sei dem Andenken des berühmten Professors gewidmet.

Digitized by Google

Der gelehrte Thebaner liebte es, seinen Quartanern Kommentare zu den Schriftstellern, die sie übersetzten, zu diktieren. Das Wort Scala schien ihm einer Erläuterung dringend bedürftig. „Ad vocem: Scala!“ rief er der Klasse zu, „schreibt ihr Buben: vermöge einer Treppe pflegten die Römer aus dem unteren in den oberen Stock zu gelangen.“

Auch große Gelehrte sind mitunter zerstreut. So ist es denn nicht zu verwundern, daß es ihm begegnete, die lateinischen Genusregeln zu vergessen. — „Wer ist heute an der Reihe?“ begann er eines Tags die Stunde. — „Der Müller, Herr Professor!“ rief es zurück aus den Bänken. — „Gut! Müller, nenne mir die geschlechtlichen Beugeformen von ille!“ — „Ille, illa, illud, jener, jene, jenes.“ — „Falsch, Müller! vivat sequens! Fischer, sag' du's!“ — „Ille, illa, illum.“ — „Recte dixisti, du hast recht! 'runter, Müller! 'nauf, Fischer!“ — Da protestiert Müller: „Herr Professor, hier in meiner Grammatik von Zumpt steht illud.“ — Er schaut hinein, da steht illud. „Guck emol an“, korrigiert er sich, „der Zumpt hat wahrhaftig illud. Da wollen wir Gnade vor Recht ergehen lassen. Müller, du kannst meinthalben sitzen bleiben!“

Die Topografie der alten Welt giebt harte Nüsse aufzuknacken. — „Sag' einmal, Müller, auf welchem Ufer des Euphrat hat Babylon gelegen?“ — „Auf dem linken, Herr Professor.“ — „Fischer, sag du's besser!“ — „Auf dem rechten!“ — „Gut, Fischer, setz' dich 'nauf!“ — Aber der Müller protestiert: „Herr Professor, in meinem Buche steht: Babylon hat an beiden Ufern gelegen!“ — „Ich will euch etwas sagen“, erklärt jetzt der Professor, „ihr habt beide recht. Dein Babylon, Müller, hat auf dem linken Ufer gelegen, dein Babylon, Fischer, auf dem rechten, und mein Babylon am linken und rechten. In Gottes Namen, ihr könnt beide sitzen bleiben!“

Am besten zog er sich in der Geschichtsstunde aus der Verlegenheit. Er hatte gerade von der Schreckenszeit der französischen Revolution erzählt und daß die Franzosen sogar ihren König geköpft hätten. Ein vorlautes Bürschlein rief: „Die Königin haben sie auch geköpft!“ — „Ei! wo denkst du hin?“ korrigierte er den Knaben: „Die Franzosen sollen ihre Königin geköpft haben? Ein so höfliches,

Digitized by Google

man darf ſagen, galantes Volk!“ — Der Schüler blieb jedoch bei ſeiner Behauptung: „In meinem Buche ſteht's, die Franzoſen haben auch die Königin geköpft, nur ſpäter!“ — Es bleibt nichts übrig, er muß einlenken. — „Ja freilich ſpäter,“ giebt er zu, „ſpäter freilich! da haben ſie natürlich auch die Königin geköpft!“

Digitized by

Mein Bruder Rudolf.

Der Bruder, der mir im Alter am nächsten stand, hieß Rudolf. Er besuchte, wie ich, das Lyceum, hätte aber besser für eine Kriegsschule getaugt.

Schlank und hoch gewachsen hatte sich mein Bruder mit siebzehn Jahren bereits so kräftig entwickelt, wie ein neunzehnjähriger Jüngling. Er glich meiner Mutter, hatte dunkle Haare, eine bräunliche Hautfarbe und die stolze Haltung eines spanischen Hidalgo. Sein verwegenes Herz kannte nicht Furcht noch Gefahr und dürstete nach Abenteuern.

Die Kinderjahre hatten ein so kräftiges Gedeihen Rudolfs nicht voraussehen lassen. Seine Augen waren lange skrofulös entzündet und dadurch am Sehen behindert gewesen; als er eines Tags unter der Bettlade eine blinde Ratte fing, war die Freude der Geschwister groß, — ein Blinder hatte eine Blinde gefangen! Im zehnten Jahre befiel ihn nach einem leichten Stoß an das Schienbein eine Beinhautentzündung, die ihn Monate lang ans Bett fesselte. Mit dem Eintritt der Mannbarkeit verlor sich diese krankhafte Anlage völlig, er wurde stark und kerngesund.

Je länger der Knabe Latein und Griechisch trieb, desto weniger gefielen ihm die alten Sprachen, seine Zeugnisse wurden mit jedem Jahre schlechter. Als mein Vater im Sommer 1841 wieder einmal nach Heidelberg kam, um bei uns nachzusehen, waren Rudolfs Noten so überaus schlecht ausgefallen, daß er, in hohem Grade aufgebracht, dem großen Menschen eine Ohrfeige gab. Rudolf entfernte

Digitized by Google

ſich ſchweigend, ging aus dem Hauſe und kam nicht wieder. Alles Nachforſchen war vergeblich, er blieb verſchwunden. Nach einigen Tagen erhielt mein Vater aus Mannheim einen Brief von unbekannter Hand, des Inhalts, man habe ſeinen Sohn auf dem Dampfſchiff abfahren ſehen, er habe eine Fahrkarte nach Straßburg gelöſt. Damals befuhren Dampfſchiffe, die Adler genannt, den Oberrhein bis Straßburg und Baſel. Erkundigungen in Straßburg ſtellten feſt, daß ſich ein junger Mann, Rudolf Osmund, der von Mannheim kam, bei der Fremdenlegion hatte anwerben laſſen. Dieſer Osmund war unſer Rudolf, er hatte Straßburg bereits verlaſſen und den Marſch nach Toulon angetreten, dem Sammelorte der Legionäre, von wo ſie nach Algier verſchifft wurden. Mein Vater erſchrack in den Tod, in Algier mußte ſein Sohn an Leib und Seele verderben. Unverzüglich fuhr er nach Karlsruhe und ſuchte Hilfe bei dem Miniſter des Aeußeren.

Auf dem Bureau des Miniſteriums erteilte man ihm den Rat, ſich unverzüglich an die franzöſiſche Geſandtſchaft zu wenden. Hier nahm ein junger Attaché ſein Geſuch teilnehmend entgegen und verſprach ihm, es ſolle von Seiten der Geſandtſchaft was irgend möglich geſchehen. Die Entlaſſung Rudolfs aus der Armee ſtieß nach des Attachés Verſicherung auf keine Schwierigkeit bei den franzöſiſchen Behörden, weil er das geſetzliche Alter zum Eintritt in das Heer noch nicht erreicht hatte. Bedenklicher war ein andrer Umſtand. Einzig und allein der Kriegsminiſter war berechtigt, über die Entlaſſung zu verfügen. Somit mußte das Geſuch nach Paris gerichtet werden, und bis hier der Befehl ausgefertigt und nach Toulon gelangt ſein konnte, ſchwamm Rudolf bereits auf dem Meere nach Algier. In dieſem Falle war nicht mehr mit Sicherheit auf die Ausführung des Befehls zu rechnen.

Mit ſo ſchwachem Troſte kehrte mein Vater nach Hauſe zurück. Wer beſchreibt ſeine Freude, als nicht lange nachher eine amtliche Anzeige eintraf, der Legionär Rodolphe Osmond ſei auf Befehl des Kriegsminiſters und Marſchalls Soult aus dem franzöſiſchen Heerdienſt entlaſſen und bereits auf dem Heimweg. In der That, der verlorene Sohn traf bald in Heidelberg ein und brachte eine Flaſche Tisane de Champagne aus Welſchland mit, die er vergnügt zur Feier ſeiner Heimkehr mit uns Geſchwiſtern leerte.

Digitized by Google

Getrieben von dem Gefühle inniger Dankbarkeit fuhr mein Vater wieder nach Karlsruhe und erfuhr hier, daß die Rettung seines Sohnes einzig und allein durch das persönliche Eingreifen des jungen Attaché möglich geworden war. Der gutherzige Franzose gehörte einer vornehmen Familie an und war ein Vetter des Präfekten in Straßburg. Von tiefem Mitleid mit meinem Vater ergriffen, hatte er sich unverzüglich an den Präfekten gewandt und ihn vermocht, den Kriegsminister in Paris mittelst des damals in Frankreich benutzten optischen Telegraphen um die Entlassung Rudolfs anzugehen. Der Minister schickte gleichfalls telegraphisch den Befehl nach Toulon, wo er gerade noch rechtzeitig, am Abend vor der Einschiffung der Legionäre, ankam.

Leider konnte mein Vater dem Attaché seinen Dank nicht persönlich aussprechen, der junge Herr hatte Karlsruhe eben verlassen und war nach Frankreich zurückgekehrt. Mein Vater war ein großer Franzosenfreund — ich werde darauf zurückkommen — und dieses Erlebnis bestärkte ihn vollends in seiner Franzosenliebe. Sobald er mich wieder sah, begrüßte er mich mit den Worten: „Begreifst du nun, weshalb ich für diese Nation so eingenommen bin? Was hat der Franzose nicht alles für mich gethan, obwohl ich ihm fremd gegenüberstand und nur ein unbedeutender Arzt vom Lande bin! Präfekten und Minister hat er aufgeboten, um mir meinen Sohn wieder zu verschaffen, und für deinen Bruder, diesen dummen Jungen, sogar den Staatstelegraphen durch ganz Frankreich in Bewegung gesetzt. Gott lohne es ihm, wenn er einst selbst Familie besitzt, an seinen Kindern!“

Freilich war damit nur eine drückende Sorge beseitigt, um einer andern Platz zu machen. Was sollte jetzt mit dem Geretteten geschehen? — Ein Freund meines Vaters in Karlsruhe riet ihm, es nochmals mit den humanistischen Studien in dem ganz vorzüglich geleiteten Karlsruher Lyceum zu versuchen, und erbot sich, Rudolf in die eigne Familie aufzunehmen. Dieses Anerbieten wurde dankbar angenommen, und die hohe Gestalt des Jünglings zierte jetzt die Bänke des Karlsruher Lyceums. Er wurde bald in der Klasse beliebt, das bestandene Abenteuer verlieh ihm einen romantischen Schimmer, und ein unleugbares poetisches Talent verschaffte ihm gleich talentierte Freunde. Einige Mitschüler, Ludwig Eichrodt, Karl Blind u. A. hatten einen

Dichterbund geschlossen, dem er beitrat. Weniger erbaut von ihm schienen seine Lehrer. Er stand nach wie vor mit den alten Sprachen auf gespanntem Fuße, und ein lateinischer, mit Fehlern reich gespickter Stil bereitete seinen klassischen Studien für immer ein Ende. Die argen Versündigungen wider die edle Sprache Latiums in diesem Schriftstück hatten den Professor S., den größten Schulfuchser des Lyceums, ganz aus dem Häuschen gebracht. Mit dem Stilheft in der Hand hatte er sich vor dem unglücklichen Lateiner aufgestellt und die ganze Flut seiner vernichtenden Kritik über ihn ergossen. Seine Erregung wuchs von Minute zu Minute, und zuletzt erhob er die Hand, als wolle er zum Schlage ausholen. In geziemender Haltung hatte der Schüler stehend bisher mit kalter Ruhe den Tadel hingenommen, jetzt aber erhob auch er die Hand und die Augen der ganzen Klasse hafteten bange an der peinlichen Scene. Da sank zuerst die Hand des Lehrers, die des Schülers folgte, erleichtert atmete die Klasse auf, aber das Schicksal Rudolfs war besiegelt, die letzte Lateinstunde hatte für ihn geschlagen.

Schon vorher hatte der Freund meines Vaters ihn gebeten, er möge ihm Rudolf wieder abnehmen, er könne die Verantwortung für diesen verwegenen Menschen nicht länger tragen. Der gute Mann war ein ängstlicher Bureaubeamter, an den Schreibtisch gebunden und der freien Luft entwöhnt. Er fürchtete das kalte Wasser wie den bösen Feind und mußte schaudernd erfahren, daß Rudolf — es war im Winter — im Rhein zwischen den Eisschollen sich badend vergnügt habe. Seit dieser Nachricht, so lautete sein Brief, bekomme er eine Gänsehaut, wenn er Rudolf ansehe.

In dieser betrübten Lage ging mein Vater auf den Vorschlag eines befreundeten Beamten in Wiesloch ein, für einen Menschen, wie Rudolf, konnte man keinen verkehrteren erdenken. Der Amtsrevisor, ein gewiegter Kameralist, hatte an dem Burschen Gefallen gefunden und meinte, er könne ihn zu seinem Gehilfen und mit der Zeit zu einem brauchbaren Beamten seines Faches erziehen. Er nahm ihn auf die Schreibstube und Rudolf fand sich, in Ermangelung eines Besseren, eine Weile darein. Da überraschte ihn eines Tages sein Vorgesetzter beim Reinschreiben eines Liedes zum Lobe der edeln

Digitized by Google

Schreiberzunft, das er ſoeben auf dem Bureau gedichtet hatte, ſtatt die ihm überwieſenen Rechnungen zu revidieren. Das Gedicht war betitelt „Federfuchſerlied", Eichrodt hat ihm unter ſeinen geſammelten Dichtungen einen Platz angewieſen.

Federfuchſerlied.

Ich bin ein luſt'ger Tintenfiſch,
Auf Akten hinterm Büreautiſch
In Eile konzipiert;
Zum Vorſchein kam die reine Hand
Zuerſt, als man mich kunſtgewandt
Ans Licht herausradiert.

Wenn ſich die Sonn' am Himmelsdom
Als wie ein roter Tintenſtrom
Auf Gottes Welt ergießt,
Weckt mich ein Jucken in der Hand,
Ich ſchreibe, bis zuletzt gewandt
Ein guter Schnörkel ſchließt.

Ich treib' es, wie die Sonn' es treibt,
Die ihren Bogen auch beſchreibt
Und erſt am Abend ruht.
So lenk' ich raſtlos meinen Kiel
Nach einem vorgeſchrieb'nen Ziel
Mit federleichtem Blut.

Diktiert der Tod mir Punktum vor,
Laßt mir die Feder hinterm Ohr,
So ihr mich ſandelt ein.
Statt Hobelſpänen ſoll Papier
Im Tode, wie im Leben mir
Die Unterlage ſein.

„Hier unten modert das Konzept,
Die Abſchrift hoch im Himmel ſchwebt,"
Soll meine Grabſchrift ſein,
Nur ſei ich ſicher Eines Schrecks,
Nur macht mir keinen Tintenklecks
Auf meinen Leichenſtein!

Digitized by Google

Außer sich kam der Amtsrevisor zu meinem Vater gelaufen und erklärte ihm rundweg, das Kameralfach vertrage sich nicht mit dem Dichten, er möge seinen poetischen Sohn vom Bureau wegnehmen.

Rudolf war dessen herzlich froh. Er wollte als Soldat auf Offiziersbeförderung dienen. Mein Vater brachte ihn nach Freiburg in das dortige Infanterieregiment, aber der Gamaschendienst behagte ihm nicht auf die Dauer. Er schrieb meinem Vater, es währe ihm zu lange, bis er in badischen Diensten den Marschallstab erringe, überhaupt sei ihm Europa zu enge, es verlange ihn nach der neuen Welt.

Mit guten Empfehlungen an Bekannte in New-York fuhr er über das Weltmeer. Mein Vater und ich begleiteten ihn nach Mannheim, wo er das Dampfschiff zur Fahrt nach Rotterdam bestieg. Bei der Abfahrt stand er wie ein junger Cortez auf dem Verdeck und winkte uns Abschied zu. Meinem Vater brach fast das Herz, wir gingen in den nahen Schloßgarten, heiße Thränen rannen ihm über die Wangen.

In New-York gab Rudolf seine Empfehlungsbriefe nirgends ab, es lockte ihn nach kriegerischen Thaten unter dem Sternenbanner. Zwischen den vereinigten Staaten und Mexiko war Krieg entbrannt; bald nach der Ankunft trug ihn ein Schiff als Soldaten der Republik nach Tampico an der mexikanischen Küste, wo General Scott die amerikanischen Truppen sammelte, die zur weiteren Fahrt nach Vera Cruz bestimmt waren. Im Lager von Tampico hätte er fast, ehe er den Feind gesehen, durch Pulver und Blei geendigt. Der englischen Sprache noch nicht mächtig, verstand er eine Weisung seines Sergeanten nicht, worauf sich dieser, über den Ungehorsam außer sich, thätlich an ihm vergriff. Rudolf gab ihm den Schlag mit Zinsen zurück und würgte ihn bis zum Ersticken. Soldaten eilten dem Sergeanten zu Hilfe. Gebunden und ins Loch gesteckt, der Todesstrafe gewärtig, kritisierte er sich selbst richtig mit dem Vierzeiler:

„Im Land der Freiheit Knecht
Auf Tod und Krüppel hin,
Da sieht man wieder recht,
Daß ich ein Esel bin."

Digitized by Google

Mit großem Humor hat der Abenteurer im ersten Bande der bald eingegangenen Münchner Hauschronik, erschienen im Verlag von Braun und Schneider, erzählt, wie ihm sein Kapitän Mackenzie Pardon erteilte, und welche Treffen und Schlachten er dann unter dessen tapferer Führung auf dem Boden Mexikos ausfechten half.

In der Nacht, die der Schlacht von Cerrogordo, am 18. April 1847, vorausging, auf der Feldwacht unter dem leuchtenden Sternenhimmel des feindlichen Landes, schweiften die Gedanken des reuigen Sohns über das Weltmeer zur fernen Heimat, zum Grabe der Mutter, zu dem treuen, in nimmer müder Sorge sich verzehrenden Vater; seinem gepreßten Busen entquoll ein tief empfundenes Gedicht:

Memento mori!

Sohn der Verirrung, laß Gedanken
Hinüber übers Weltmeer schwanken,
Nicht alles wirst du wiederfinden
Wie einst im Lande deiner Sünden. —
Memento mori!

Im Schoß der Erde ruht der Kummer,
Der Himmel ist des Todes Schlummer,
Noch hör' ich ihre Worte wehen:
„Wir werden uns nicht wiedersehen!" —
Memento mori!

Und du, gekreuzigt Herz, aus Gluten
Der Wunden Liebe nur zu bluten,
Mißbrauchte Großmut ohne Ende,
Ach, daß ich je vergelten könnte! —
Memento mori!

Lebt wohl! Schon nahen die Geschütze
Heran zur Schlacht; schon zucken Blitze;
Durch Nacht und Blut die Fahnen wehen;
Ob wir uns jemals wiedersehen? —
Memento mori!

Zuletzt, bei der Erstürmung Tschepultepeks, zerschmetterte ihm eine Kugel den rechten Oberarm. Der Arzt wollte den Arm ab-

ſchneiden. „Nein, Doktor!“ proteſtierte er, „den Kopf, aber nicht den Arm!“ Das Glied blieb erhalten, wurde wieder brauchbar und kräftig, nur bezeichnete eine fauſtgroße Knochenverdickung (Callus) noch beinahe zwei Jahre nachher, als er im Herbſt 1849 nach Hauſe kam, die Stelle, wo der Knochen zerſplittert worden war. Als ich fragte: „wo haſt du die Splitter hingebracht?“ lächelte er liſtig: „ich habe ſie an vielen Orten verſenkt, im See der Hauptſtadt Mexiko, im mexikaniſchen Meerbuſen, andre im Miſſiſſippi und Ohio, etliche im atlantiſchen Meer und der Nordſee, die letzten im Rhein und Neckar.“ — „Warum denn ſo weit auseinander?“ — „Die Sache iſt leicht zu begreifen, mein lieber Bruder. Du weißt ja, wir müſſen im Fleiſche auferſtehen, und ich bin ein großer Sünder. Ruft mich die Weltpoſaune vor das jüngſte Gericht, ſo gewinne ich Zeit, und es mag manches Jahr vergehen, bis ich meine Knochen zuſammengefunden habe.“

Eine echte Landsknecht-Natur! Er iſt nach Nordamerika zurückgekehrt, überſchickte mir das Manuſkript der Geſchichte ſeiner Abenteuer nach Kandern, wo ich mich als Arzt niedergelaſſen hatte, und ſchrieb dazu: „Die Union hat mich reichlich mit Land bedacht und mir eine Penſion ausgeſetzt, ſo daß zeitlebens für meine Bedürfniſſe wohl geſorgt iſt. Du ſiehſt, ich habe es ohne Gelehrſamkeit weiter gebracht, als du mit deinem Studium.“ — Im fernen Weſten, als ein Farmer und ehrwürdiger Patriarch, ſtarb er vor einigen Jahren im Kreiſe ſeiner Kinder und Enkel.

Digitized by Google

Napoleonkultus in Baden.

Wie unbegreiflich es auch dem heutigen Geschlecht erscheinen mag, in meiner Jugend gab es in Baden und den Ländern am Rhein überhaupt Franzosenfreunde in großer Zahl; mein Vater, dessen Franzosenliebe ich bereits erwähnte, stand somit nicht allein. — Wie war dies möglich? Konnten sich deutsche Männer den Lehren der vaterländischen Geschichte so ganz verschließen? — Hatte nicht Frankreich seit Jahrhunderten Heer auf Heer über die Grenze geschickt, Deutschland verwüstet und ausgeplündert, seine Städte verbrannt und große Provinzen vom Reiche gerissen? — Was im Osten der Türke, war im Westen der Franzose, ja schlimmer als der Erbfeind der Christenheit hatte der allerchristlichste König auf dem deutschen Boden gehaust, und in den Trümmern des Heidelberger Schlosses hallte es immer noch wieder von dem Rufe der wälschen Mordbrenner: „Brulez le Palatinat!“

In den neunziger Jahren des verwichenen Jahrhunderts hatten unsre Nachbarn das Lilienbanner mit der Trikolore vertauscht. Unter dem Feldgeschrei: „Krieg den Palästen!“ „Friede den Hütten!“ zogen sie über den Rhein. Aber die Beutegier war die alte, und sie schonten ebensowenig die Hütte des Bauern, wie das Schloß des Edelmanns. Kamen wir Schüler in den Ferien nach Wiesloch, so erzählte uns der alte Posthalter Greif, der noch die Kriege der Republik erlebt hatte, abends in den drei Königen, ehe er am Wirtstisch müde einnickte, Geschichten aus den Tagen, da die Sansculottes bald siegend, bald geschlagen durch die Pfalz zogen. „Changez! changez!“ riefen sie auf der Landstraße den Begegnenden zu, die besseres Schuhwerk trugen, und

Digitized by Google

„tout de suite! tout de suite!“ in Stadt und Dorf, wenn sie Kiſten und Kaſten leerten, Wurſt und Schinken aus dem Rauchfang holten, Hühner und Gänſe aus den Ställen mitgehen hießen. Seitdem, ſo belehrte uns der alte Poſthalter, rufen die Wieslocher „Dutzwitt! Dutzwitt!“ wenn es gilt, raſch in Haus und Hof aufzuräumen. — Wie die Unterländer wußten die Oberländer von dem Uebermute der ungebetenen Gäſte zu erzählen. Beſſer als der Griffel der Gelehrten zeigte mir eine Geſchichte aus dem Munde eines Landwirts im Kanderer Thale, wie es damals in den Bergen des Schwarzwalds zuging. — In einem der Bauernhöfe hatte ſich ein Küraſſier einquartiert und drangſalierte das Haus mit tonnère de dieu! und sacre du bleu! Die Frau mußte ihm aufwarten mit Schweinefleiſch und Nudeln und der Bauer dienſtbereit zur Seite ſtehen bei Tiſch, mit der Schere in der Hand, und die Nudeln abſchneiden, die ihm beim Schmauſen zu lange über die Lippe herabhingen.

Nur ſelten wagte das gequälte Volk offenen Widerſtand. So im Kapplerthal bei Achern, wo ſich die Bauern unter kriegserfahrenen Führern tapfer zur Wehre ſetzten und den Feind verhinderten, in das Thal einzudringen.

Mitunter trotzten auch einzelne unerſchrocken der Gewalt. Meine Mutter erzählte mir oft von ihrem Vater, ſeinem Mut und ſeiner Stärke. Als württembergiſcher Reiter hatte er den Pallaſch geführt, ehe er die Buhlbacher Glashütte bei Freudenſtadt im Schwarzwald in ſeinen Beſitz brachte. Die Hütte liegt am öſtlichen Fuße des Kniebis. Die Franzoſen hielten im Winter die Schanzen auf dem Rücken des Bergs beſetzt. An einem ſonnigen Tage kam ein Trupp zur Glashütte herab, mein Großvater bewirtete ſie gaſtfrei, ſie aber fingen bald an, Unfug zu treiben und die Herren zu ſpielen. Da holte er ſeinen langen Reiterſäbel und jagte ſie aus dem Hauſe. — Einige Tage nachher kam ein Holzfäller gelaufen: „O Herr, es wimmelt von Franzoſen den Berg herab, ſie haben es auf euch abgeſehen!“ Der tapfere Mann bewaffnete ſich und ſeine Leute und verrammelte das Haus. Sie kamen und verlangten Einlaß. Er weigerte ſich zu öffnen und drohte, als ſie ſich anſchickten, die Thüre einzuſtoßen, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Sie wagten es nicht, ernſtlich vor-

Digitized by

zugehen, vermutlich weil der Herzog von Württemberg mit Frankreich einen Separatfrieden abgeschlossen hatte; sie unterhandelten deshalb mit freundlichem Zuspruch: er möge getrost herauskommen, sie wollten ihm kein Leid anthun und möchten nur den alten Soldaten sehen, der ihre Kameraden mit dem Säbel aus dem Hause gejagt hätte. Er trat unerschrocken unter sie, sie drückten ihm die Hand und zogen darauf von dannen.

Zuweilen rächten sich die Bauern grausam für erlittene Unbill. Im Herbst 1831 hatte mich mein Vater zu einer Fußreise von Boxberg nach dem Breisgau mitgenommen, auf dem Rückweg wanderten wir durch das Schapbacher Thal. Da schloß sich ein alter Schwarzwälder meinem Vater an und erzählte ihm aus den Kriegszeiten von den Unthaten der wälschen Marodeure in den einsamen Weilern und Höfen der Berge, und wie die Bauern furchtbare Rache nahmen, wenn sie die Räuber fingen. Meinem Vater grauste, als ihm der Alte schilderte, wie sie eines Tags einen Brandstifter in den Backofen schoben und lebendig verbrannten. Mit grimmigem Behagen malte der Unhold die Scene, wie er mithalf den Franzosen hineinschieben in die Glut, wie das Opfer sich wehrte und um Erbarmen flehte. Er schloß mit den Worten: „Das Französle hat im Backofe pfiffe wie 'ne Mus" (gepfiffen wie eine Maus).

Auf die Kriege der Republik folgten die des Kaiserreichs mit der Gründung des Rheinbunds auf den Trümmern des deutschen Reichs. Die badische Markgrafschaft unter Karl Friedrich wuchs zum Großherzogtum, den Königstitel lehnte der Fürst mit weisem Bedacht ab. Dem alliierten Lande blieben jetzt die Kriegsgreuel auf dem eignen Boden erspart, aber seine Söhne starben und verdarben in dem Dienste des wälschen Imperators unter der brennenden Sonne Spaniens und auf den Eisfeldern Rußlands. Wenn die junge Mannschaft ausgehoben wurde, ging der Schrecken durch alle Mutterherzen; dem Tode geweiht zogen die Söhne in die weite Ferne und wenige kehrten in die Heimat zurück. Ein Augenzeuge erzählte mir: „An dem Tage, wo die Rekruten ihr Dorf verließen, schlugen sie in sinnloser Wut alles kurz und klein." Es waren die Aermsten und Rohsten, die zur Schlachtbank geliefert wurden, die Wohlhabenden kauften sich los.

Digitized by Google

Die vereinte Macht Europas stürzte den Titanen. Die Glorie des Besiegten strahlte fast noch blendender von der einsamen Insel im fernen Weltmeer über den Erdball, als von dem Kaiserthron. Sein tragisches Geschick, einzig groß in der Weltgeschichte, erschütterte das wandelbare Herz des Volks. Als er in die Gruft stieg, leuchtete sein Bild wie die versinkende Sonne in die hereinbrechende Nacht der politischen Reaktion. Der tote Cäsar hob sich gewaltig ab von dem Pygmäengeschlechte, das nach seinem Sturze die Zügel der Welt führte, ohne die Stimme der Zeit und das Sehnen ihrer Völker zu begreifen. Kein Wunder, daß die Geschichte des Kaiserreichs zur ruhmreichen Legende ward, zur Epopoe, wie die des großen Alexander, ja, auch der Liberalismus verklärte den glücklichen und klugen Erben der Revolution zu dem weisen und getreuen Hüter ihrer errungenen Schätze, die blinde Masse sah sogar in dem Menschenverächter einen Märtyrer im Kampfe für die Freiheit wider den Absolutismus, einen Völkerheiland, den die Despotie an den Felsen im Meere geschmiedet hätte. Am üppigsten wucherte die tolle Legende bei den Franzosen, und weil sie ihren Abgott nicht mehr lebendig erlangen konnten, holten sie seine Leiche.

In Deutschland sangen Heine, „der Tambourmajor der Revolution", und Freiherr von Zedlitz, Metternichs Freund, den Ruhm des Kaisers um die Wette. Mit den Grenadieren, die aus Rußland heimkehrten, jammerte der Eine:

„Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das große Heer, —
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen."

Der Andere ließ in glühender Begeisterung den toten Cäsar in den elysäischen Feldern Heerschau halten über die tapferen Scharen, deren Gebeine die Sonne Aegyptens und der russische Schnee bleichten.

Ich hörte noch 1848 die badischen Soldaten auf dem Marsche Lieder zum Ruhme Napoleons singen, freilich hatten die braven Burschen keine Ahnung, wem die Verse galten. Ihr Lobgesang erschallte „dem Sohne des Ruhmes und der Ehre," aber sie sangen beharrlich, man mochte sie noch so oft korrigieren: „dem Sohne des Mondes und der Erde."

Digitized by Google

Wie im Gedicht feierte die Kunst auch im Bilde den toten Kaiser und schmückte die Wände der Gasthöfe und Privathäuser bis zu den Hütten der Dörfer herab mit den Großthaten Napoleons als General Bonaparte und als Kaiser. Die Bilder haben heute fast überall denen von Kaiser Wilhelm und seinen Paladinen Platz gemacht.

Auch humoristische Legenden heftete das Volk an die große historische Erscheinung. In Schwaben war die beliebteste die vom Roehrle; im Norden blieb sie vermutlich unbekannt und im Süden wird sie auch bald ganz vergessen sein. Nur selten sieht man noch den Steindruck, worauf die Geschichte von Roehrle und Napoleon gezeichnet ist, drum will ich versuchen, sie aufzubewahren.

Roehrle war ein Schenkwirt im baierischen Schwaben, der als baierischer Jäger in der napoleonischen Armee gedient hatte, und ein großer Aufschneider. Noch heute bezeichnet man in Südwestdeutschland einen unterhaltenden Aufschneider mit seinem Namen.

Auf dem Bilde präsentiert Roehrle in der Jägeruniform das Gewehr vor Napoleon, der zu Pferde vor ihm hält, im kleinen Hut und grauen Mantel, darunter steht das Zwiegespräch geschrieben:

Napoleon: Ist Roehrle von Häfnersneuhausen nicht da?

Roehrle: Hier, Eure Majestät.

Napoleon: Er hat sich bei der gestrigen Affaire brav gehalten. Bitt' Er sich eine Gnade aus.

Roehrle: Brauch' keine Gnade, Majestät. Hab' nur meine Schuldigkeit gethan.

Napoleon: Roehrle! Roehrle! Er ist ein Himmel-Herrgott-Sakermenter!

Wir Lyceisten teilten den Napoleonkultus nicht. Wir sangen begeistert die Lieder von Arndt und Koerner, unsre Helden waren die Blücher, Schill und Hofer, und das deutsche Vaterland war uns kein geographischer Begriff, wie den Staatsmännern und Diplomaten jener Zeit.

Es kam wohl vor, daß ich mit meinem Vater politisierte und die Schale meines patriotischen Zorns über den korsischen Abenteurer und den wälschen Erbfeind im Westen ergoß; bei einer solchen Gelegenheit hielt er mir folgende Standrede.

Digitized by Google

„Wie gut ist es doch, daß du nicht vor 50 oder 60 Jahren zur Welt gekommen bist! Hättest du mit eigenen Augen das unglaubliche politische und wirtschaftliche Elend gesehen, worin wir damals stacken, so würdest du über Napoleon anders urteilen. Das heilige römische Reich war aus tausend Lappen und Läppchen zusammengeflickt, am buntesten und abscheulichsten am Oberrhein. Hier saßen hohl aufgeblasen im stolzen Gefühle ihrer Reichsunmittelbarkeit, aber in jämmerlich zerlumpten Gewändern, die Glieder und Stände des Reichs durcheinander: Herzöge und Fürsten, Grafen und Freiherrn, gefürstete und ungefürstete Aebte und Bischöfe samt dem deutschen Ritterorden, freie Städte und Städtchen, das reichsunmittelbare Dörfchen Hammersbach nicht zu vergessen! Sollten sie aber für des Reiches Ehre und Sicherheit eintreten, so kargten sie schimpflich mit Hellern und Pfennigen, pochten auf ihre Gerechtsame und Freiheiten, und hielten mit den ganzen und halben Soldaten zurück, die sie zur Reichsarmee zu stellen hatten. — Lange vor dem Rheinbund, der deine Galle überfließen macht, öffneten weltliche und geistliche Kurfürsten den Franzosen als Alliierte die Thore des Reichs."

„Aus dem politischen Elend floß das wirtschaftliche. Jedes Gebiet hielt fest an seinen Schlagbäumen, am eigenen Gericht und Galgen, am eigenen Maß und Gewicht, und legte Verkehr, Handel und Industrie des Nachbars lahm, in dem Wahne, so das eigene Interesse zu fördern. — Lies doch in Hebels Hausfreund, wie der Adjunkt die Leute belehren mußte, als es galt, sie mit dem einheitlichen neuen Maß und Gewicht in dem neu geschaffenen Großherzogtum zu versöhnen!"

„„In jeder Herrschaft, in jedem Städtlein war's anders: andere Ellen, andere Schoppen, andere Simri oder Sester, anderes Gewicht. In dem nämlichen Orte, in der nämlichen Mühle, im nämlichen Wirtshaus, im nämlichen Kaufladen hatte man für verschiedene Waren verschiedenerlei Maß und zwar herkömmlich, nicht ungerechter Weise: ein anderes Maß für Bier, ein anderes für Oel, ein anderes für Branntwein, einen anderen Sester für glatte Frucht, einen anderen für rauhe.""

„Ich bin kein schlechterer Patriot als du, aber wir Alten be-

Digitized by Google

wahren Napoleon ein dankbares Andenken. Nur seine eiserne Hand vermochte den Besen zu führen, der den Augiasstall des heiligen römischen Reiches ausfegte. Ich lasse mir ihn nicht schelten, auch nicht die Franzosen; ohne sie gäbe es in Süddeutschland keine Verfassungen, auch die badische nicht, die Großherzog Karl mit klugem Verständnis 1818 seinen Unterthanen verlieh."

Es war mit meinem Vater in diesem Punkte nichts auszurichten.

Digitized by Google

Die Duldſamkeit der Väter.

Mit Wehmut gedenk' ich der ſchönen Tage, wo noch die milde Luft kirchlicher Duldſamkeit in der badiſchen Heimat wehte und die Gebote der Bergpredigt höher ſtanden, als die Dogmen der Konfeſſionen. In meiner Erinnerung hebt ſich der Glaubensfriede der Väter wohlthuend ab von dem wilden Gezänk und Fanatismus der Gegenwart. Eine Union der evangeliſchen Bekenntniſſe, wie ſie damals in Baden und in Preußen durchgeführt wurde, wäre heute nicht ausführbar. Centrum und Antiſemiten waren noch unbekannte politiſche Parteien, an den beiden Hochſchulen wurde noch kein Jude grundſätzlich von den Studentenverbindungen ausgeſchloſſen, ſchon der Gedanke konfeſſioneller, evangeliſcher oder katholiſcher Verbindungen wäre dem Hohne der Geſamtheit verfallen geweſen. Noch immer wirkten Prieſter aus der Schule der Sailer, Weſſenberg und Hirſcher in der katholiſchen Kirche und das flammende Zeichen des Syllabus hing noch nicht am Himmel.

Aus dieſer guten alten Zeit wird in Karlsruhe erzählt, daß man nichts Arges darin fand, wenn in den Räumen der dortigen Muſeumsgeſellſchaft Hebel, der Prälat der evangeliſchen Landeskirche, der katholiſche Dekan und der Stadtrabbiner eine Whiſtpartie zuſammen ſpielten. Nur damals konnte man die wunderſame Geſchichte von den zwei Pfarrern im badiſchen Oberland für glaublich halten, die ſich innig befreundeten, obwohl der eine den evangeliſchen Glauben bekannte und der andere den katholiſchen. In Liebe und Sanftmut belehrten ſie einander mit ſo gutem Erfolge, daß der evangeliſche katholiſch und der katholiſche evangeliſch wurde.

Digitized by

Mein Vater, ein evangelischer Rationalist, schloß, während er in Graben praktizierte, warme Freundschaft mit zwei Geistlichen der Umgegend, einem evangelischen von der Richtung des frommen Spener, und einem frommen katholischen. Sie bestand dauernd fort, auch nachdem er Graben verlassen hatte. Als er später nach Wiesloch versetzt wurde, kam er wieder in die Nähe seiner beiden theologischen Freunde. — Der katholische Pfarrer wohnte in dem Dorfe Rheinsheim am Rhein, vier Wegstunden von Wiesloch; er schrieb meinem Vater sofort, er wünsche seine ältesten Knaben zu sehen — wir waren 12, 10 und 8 Jahre alt — und erwarte uns zu Besuche. Unsre Mutter hing mir ein Täschchen über die Schultern, wir brachen auf, wanderten nach Rheinsheim, es war Herbst, und waren gut bei ihm aufgehoben. Zwei Tage lang blieben wir im Pfarrhaus, speisten mit dem ehrwürdigen Herrn im Garten, zum Nachtisch brach er uns herrliche Pfirsiche vom Baum. Mit herzlichen Grüßen, die Taschen beladen mit süßem Kuchen, kehrten wir nach Wiesloch zurück. — Der evangelische Geistliche hieß Rutz, er war Pfarrer in Mauer, einem Dorf an der Elsenz, zwei Stunden von Wiesloch. Er war ein Mann von tiefem Gemüt und reicher Phantasie. Unter dem Namen Rudolphi gab er reizende Kindermärchen, Schneeglöckchen betitelt, bei Sauerländer in Frankfurt a. M. heraus. Sie erlebten drei Auflagen und sind nicht mehr aufzutreiben. Uns Kindern gefielen sie außerordentlich.

Die Aufklärer des vorigen Jahrhunderts prophezeiten, es komme bald die Zeit, wo die Kirche in der Schule aufgehen werde, aber ungeachtet unserer Einsicht in den Bau und das mechanische Getriebe des Weltalls, hat sich die Kluft zwischen Wissen und Glauben mehr wie je erweitert. Die Hoffnung, daß die menschliche Einsicht sie mit der Zeit überbrücken werde, scheint aussichtslos und der Abgrund zwischen Vernunft und Gottesglaube auf der einen Seite, Aber- und Unglaube auf der andern, ist von bodenloser Tiefe.

Wenn die Scheiterhaufen nicht mehr lodern, so ist dies nicht das Verdienst der Kirche, und sollte der Atheismus die Herrschaft erringen, so würden die Jakobiner der Mutter Marianne von neuem Arbeit verschaffen; dennoch bestände der alte Gegensatz von Geist und

Digitized by Google

Herz ungelöſt fort. Die metaphyſiſchen Bedürfniſſe der Menſchheit ſind nicht minder groß als die phyſiſchen. Die Philoſophie hat nie den religiöſen Hunger der Völker zu ſtillen vermocht, und in dieſem Unvermögen der Wiſſenſchaft wurzelt die Kraft und die Macht der Kirche.

Digitized by

Komfort und Lebensgenuß.

Man hat es uns in der Jugend lange nicht so bequem gemacht, wie unsern Kindern und Enkeln.

„Mußten als Knaben uns täglich plagen
Mit Stein und Zunder und Feuerschlagen,
Was ein Zündholz der Welt bedeute,
Wissen nur wir, die alten Leute.

„Mußten verlieren der Stunden viele
Mit Richten und Schneiden der Federkiele,
Wie man geschickt die Spitze muß spalten,
Lernten am Schreibtisch wir nur, die Alten.

„Mußten an schlecht gedruckten Dichtern
Quälen die Augen bei Unschlittlichtern,
Putzten, damit es hell genug wäre,
Fleißig den Docht mit der Lichtputzschere.

Die Ansprüche unserer Väter in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts an Komfort waren sehr gering. Baukunst und Kunstgewerbe waren tief herunter gekommen, der Sinn für behagliches Wohnen und bequemes Hausgeräte schien verloren gegangen. — Man erschreckt, wenn man in Weimar die Wohnungen unserer größten Dichter aufsucht. Wie dürftig ist das Gartenhaus im Schloßpark, wo Goethe sieben Jahre zubrachte, scherzend gestand er selbst:

„Uebermütig sieht's nicht aus,
Hohes Dach und niedres Haus."

Digitized by Google

Das geräumige Wohnhaus, das er nachher in der Stadt für seine Sammlungen und sich einrichten ließ, ist weder gefällig von außen noch innen bequem, sein Schlafgemach enge, das Arbeitszimmer des weltumspannenden Geistes von rührender Bescheidenheit. — Geradezu entsetzlich ist in Schillers Hause die Dachkammer, worin der brustkranke Dichter schlief, ehe er sein Bett in das Arbeitszimmer nebenan bringen ließ, worin er starb.

Die schmalen und kurzen deutschen Betten mit den dicken Federdecken, die herabfallen, wenn der Unglückliche, der darunter schlafen soll, sich umdreht, waren die stehende Klage der reisenden Engländer und Franzosen. Ebenso die kleinen Wasserbecken auf den armseligen Waschtischen. Man trifft solche Einrichtungen heute nur noch da und dort in den Gasthäusern kleiner Landorte.

„Schlafen Sie wohl! geruhsame Nacht!“ —
Habe gedankt und ins Bett mich gemacht,
Ach! es war eine Nacht voll Schrecken,
Durfte die Beine nicht biegen und strecken,
Hörte die Mäuslein rascheln und tanzen,
Doch am schlimmsten waren die Wanzen.
Hab' es nicht aus den Ohren gebracht:
Schlafen Sie wohl, geruhsame Nacht!“

Wie traurig es mit den Gewandstoffen aussah, zeigen die Kleidungsstücke im Münchner Nationalmuseum, die König Ludwig I. von Baiern sowohl von sich als seiner Gemahlin Therese aufbewahren ließ. Der König hat sie der Nachwelt sicher nicht zur Bewunderung, sondern zu lehrreicher Vergleichung vermacht. Und die Färbung der Gewebe verdankt der modernen Chemie solche Fortschritte, daß König Davids sidonischer Purpur mit der Anilinpracht unsrer geputzten Dienstmädchen schwerlich zu wetteifern vermöchte.

Die letzte Hungersnot hat unser Vaterland 1816 und 1817 heimgesucht. Seither gab es wohl einzelne Mißjahre, aber der erleichterte Weltverkehr ließ es nicht mehr zu wirklicher Hungersnot kommen. Als Lyceist sah ich noch kleine Weißbrote, bei uns Wasser- oder Kreuzerwecke, im Elsaß Soubrötle, in Norddeutschland Semmeln genannt, die man aus den Hungerjahren aufbewahrt hatte, sie waren nicht größer als Wallnüsse.

Digitized by Google

Die Früchte des Meeres, die man als Seefische und Schaltiere aus seinen Tiefen holt, erhält man heute mit Eilzügen allenthalben im Binnenland auf Eis frisch zugeführt. Wir kannten sie als Studenten nur mariniert, gesalzen und geräuchert, als großes Labsal nach durchwachten Nächten, frische Hummern und Austern lernte ich erst in Hamburg 1848 schätzen. Viele meiner Bekannten vermochten sich mit diesen leckeren Bissen zeitlebens nicht zu befreunden, weil sie ihre Bekanntschaft nicht in der Jugend gemacht hatten.

Ich hätte diese Thatsache als Professor der Medizin in Straßburg beherzigen und in den siebenziger Jahren zwei alte Studienfreunde nicht mit solchen ungewohnten Genüssen überraschen sollen, als sie meiner Einladung folgend aus Offenburg zu mir herüberkamen. Sie hatten mir eine Jagdbeute geschickt, ein junges Reh, und ich beschloß, sie mit Austern und Hummern zu regalieren. Der Markt in Straßburg ist mit Erzeugnissen der See vorzüglich versehen, und ich freute mich im voraus an dem Vergnügen, das ich dem Gaumen der lieben Freunde bereiten würde. Leider erging es den Armen wie der Landmaus in der äsopischen Fabel bei der Stadtmaus. Sie saßen hungrig vor ihren Tellern und rührten nicht Austern noch Hummern an, erst der Rehbraten brachte sie und mich aus großer Verlegenheit.

Sogar die Genußmittel Kaffee und Thee, die heute schon den Kindern — sicherlich nicht zu ihrem Vorteil — zum Frühstück vorgesetzt werden, spielten damals bei weitem nicht die Rolle wie heute. Suppen aus Hafermehl, auch Kartoffelsuppe und solche aus geröstetem Mehl, waren noch in vielen bürgerlichen Familien der Städte und besonders beim Landvolk das gebräuchliche erste Frühstück. In dem Freiburger Krankenhause wurde bis 1864 Suppe zum Frühstück verabreicht; die Kranken, namentlich die kranken Köchinnen, rebellierten aber von Jahr zu Jahr mit größerer Heftigkeit und blieben lieber nüchtern, als daß sie Suppe aßen; man sah sich zuletzt gezwungen, Kaffee zu geben.

Der chinesische Thee war noch in den fünfziger Jahren beim Landvolk kaum bekannt. — Als Arzt in Kandern ritt ich 1852 an einem schönen Sommerabend nach Bürgeln auf der Höh', einer ehemaligen Probstei der Aebte von St. Blasien mit einer berühmten Aus-

Digitized by Google

ſicht. Zwei Damen aus Hamburg, Kurgäſte von Badenweiler, kamen gerade heraufgewandert und beſtellten bei der Wirtin Thee mit Milch und Butterbrot. Die Markgräflerin in der ſchwarzen Flügelhaube machte ein verwundertes Geſicht und brachte bald nachher Butter, Brot, Milch und einen heißen Aufguß von Lindenblüten. Nun war die Reihe, ſich zu verwundern, an den Hamburgerinnen, und ſie bemühten ſich vergeblich, der guten Frau begreiflich zu machen, was chineſiſcher Thee ſei.

Digitized by

Die alte Landstraße im Rheinthal.

Seit der Riese Dampf den Verkehr der Personen und Güter auf eisernen Schienen besorgt, ist die Poesie von der Landstraße abseits geflüchtet und wird in der alten bunten Gestalt wohl niemals wiederkehren.

Verklungen ist der seelenvolle Klang des Posthorns, der das Nahen des Eilwagens und der Extrapost verkündete, verschwunden das leichte Gefährt des Handlungsreisenden und der schwere Frachtfuhrwagen, der ächzend seine tiefen Geleise in den Boden eingrub. Starke Rosse zogen bei munterem Schellengeläute zu vieren und fünfen die hochgetürmte Last, der Fuhrmann, die Geißel schwingend, schritt auf festen Beinen neben den Rossen einher, in Zipfelmütze und Fuhrmannskittel, in Kniehosen und Wadenstrümpfen, in schweren, über die Knöchel reichenden Schnallenschuhen; in der Linken hielt der wetterfeste Mann die kurze Tabakspfeife mit dem Maßholderrohr und dem messingbeschlagenen Ulmerkopf. Unter dem Wagen auf der Schaukel wiegte sich ein wachsamer Hund. — Verschwunden endlich ist der ehrbare Handwerksbursche mit Felleisen und Knotenstock, statt seiner wandert auf der verödeten Straße der arbeitsscheue Stromer, am liebsten in Gesellschaft zu zweien oder dreien, mit leichtem Bündel, von Dorf zu Dorf, von Herberge zu Herberge.

Ich habe bereits erwähnt, daß ich im Herbst 1831 meinen Vater auf einer Fußreise von Boxberg nach dem Breisgau begleiten durfte. Wir benützten die Landstraße viel, ein kleines Erlebnis auf ihr zeichnet getreu die Zeit und die Menschen. In Durlach hatten

Digitized by Google

wir übernachtet, waren früh aufgebrochen und einige Stunden landaufwärts gegangen. Da kam hinter uns her eine Extrapost gefahren und holte uns ein. Zwei Reisende saßen im Wagen, beide in mittleren Jahren. Der eine, ein auffallend langer Herr, saß, ins Lesen vertieft, auf der uns abgewandten Seite und achtete nicht auf die Gegend, der andre, von kleinerem, gedrungenem Bau, besah sich Land und Leute. Als dieser uns bemerkte, weilte sein Blick ein wenig auf mir. Dann wechselte er mit dem Langen einige Worte, befahl dem Postillon zu halten und lud meinen Vater freundlich ein, mit mir in den Wagen einzusteigen und mitzufahren. Die Einladung wurde dankend angenommen, und bald entspann sich eine lebhafte politische Unterhaltung zwischen ihm und meinem Vater, die sich um die Julirevolution und ihre Folgen drehte. Der freundliche Mann war ein Schweizer, sein langer Gefährte ein Engländer; der Zufall hatte sie zusammengeführt. Der Engländer sprach kein Deutsch, aber der Schweizer englisch. Bisweilen fragte der Schweizer den Engländer um seine Ansicht über diese oder jene politische Frage und erhielt stets eine kurze, bestimmte Antwort, worauf der Englishman sofort wieder zu seinem Buche griff. — Die beiden Reisenden waren mir äußerst merkwürdig, ich hatte vorher zwar von Schweizern und Engländern gehört, aber keine bis dahin gesehen. — Noch lange nachher stellte ich mir, so oft von diesen Nationen die Rede war, die Schweizer als gedrungen und gerne plaudernd vor, die Engländer als lang und einsilbig mit dem Buch in der Hand. — Wir legten ein gutes Stück Weg mit den beiden Herrn zurück; wo wir uns verabschiedeten, ist mir entschwunden.

Nicht nur an unterhaltender Staffage, auch an landschaftlichem Reize hat die Landstraße verloren, weil sie eine Menge edler Nußbäume mit ihren stolzen Stämmen und prächtigen Kronen einbüßte; das feste Holz der schönen Bäume mußte zu Gewehrschäften dienen.

Viele Gasthöfe von großem Rufe, wo die Fuhrleute sowohl wie die Reisenden gerne einkehrten, sind seither eingegangen. Auch die berühmte Post zu Müllheim hat ihren Schild eingezogen und das Sprüchlein gilt nicht mehr:

Digitized by

„Z' Müllen an der Poſt,
Tauſigſappermoſt!
Trinkt me nit n gute Wi!
Goht er nit wie Baumöl i
Z' Müllen an der Poſt!"

Das Haus, worauf ſich der Vers Hebels bezieht, liegt nicht oben in der Stadt Müllheim, ſondern unten im Thal an der Landſtraße, eine Strecke unterhalb des Bahnhofs.

Die Poeſie ging Hand in Hand mit dem Volkshumor, und als ſie flüchtete, iſt er ihr gefolgt. Wie das Steindruckbild des ſchwäbiſchen Roehrle iſt auch das des ſchwäbiſchen Hansjörgle, das einſt neben ihm an den Wänden der Herbergen hing, verſchwunden. Der Hansjörgle war ein Fuhrmann und nachts müde in der Herberge eingekehrt. Er hat ſeine Pferde beſorgt und liegt jetzt auf der Ofenbank mit der Zipfelmütze auf dem Haupt in Pfülben und Decken eingegraben. Noch ruht er in ſüßem Schlummer, da öffnet das Annamareile, die dralle Herbergsmagd und getreue Freundin der Fuhrleute, die Thüre und ruft herein: „Hansjörgle! ſteh' auf! die andern Fuhrleut' ſind ſchon aufgebrochen und fahren mit den Wagen die Brücke 'nab." Doch das ſchiert ihn wenig. Er brummt und meint: „Laß ſie nur fahren! Sie haben weiter heim, als ich." — Sie geht, kommt aber bald wieder und meldet, daß die Spatzen ſchon murren, es ſei wirklich an der Zeit aufzuſtehen. — Es läßt ihn abermals ungerührt: Die Spatzen ſollen murren nach Herzensluſt, ſie haben kleinere Köpfle, als die ſchwäbiſchen Fuhrleute. — Abermals muß das Annamareile unverrichteter Sache abziehen, doch ſie kennt die ſchwache Seite des Hansjörgle, zum drittenmal kehrt ſie zurück und bringt die erfreuliche Nachricht, die Wirtin trage bereits die Morgenſuppe auf. Da ſpringt er mit einem Satz vom Lager und ſchreit: „Hurtig! hurtig! wo iſch mi große Löffel!" — Eile thut jetzt not! Er fürchtet zu wenig abzubekommen.

Freilich hatte die Landſtraße auch ihre üble Seite. Wer beiſpielsweiſe die vier Wegſtunden von Mannheim nach Heidelberg nicht zu Fuße zurücklegen mochte und den Eilwagen der Poſt oder den Landauer des Lohnkutſchers zu teuer fand, war auf den Hauderer

angewieſen, der mit ſeinem Omnibus den Verkehr der beiden Städte unter ſich und mit den großen zwiſchenliegenden Dörfern vermittelte. Mit Grauen gedenke ich einer ſolchen Fahrt, die ich als Mannheimer Lyceiſt nach Heidelberg ausführte. Wir waren nur vier Paſſagiere, eine Matrone aus Holland mit ihrer erwachſenen Tochter, eine Mannheimer Bürgersfrau und ich. Der Kutſcher war ein junger, leichtfertiger Burſche. Er hielt überall an, wo ihm das Wirtshaus oder die Kellnerin gefiel, trank über den Durſt und blieb halten, ſo lang es ihm beliebte. Der Wein ſtieg ihm bald in den Kopf, und es machte ihm großes Vergnügen, die Frauen beim Fahren zu ängſtigen. Er fuhr im Zickzack von einer Seite zur andern bis nahe an den Wegrain. Wenn dann der Wagen in den Graben zu fallen drohte und die Frauen aufſchrieen, grinſte er vor Vergnügen. Wir wären zu Fuße in derſelben Zeit und mit weniger Gefahr nach Heidelberg gekommen. Man konnte von Glück ſagen, wenn man mit ſolchen heilloſen Kutſchern unverſehrten Leibes ans Ziel kam.

Wie viel ſicherer, raſcher und angenehmer fährt es ſich heute mit der Eiſenbahn, die ſeit 1840 die Städte Mannheim und Heidelberg verbindet und dem Reiſenden jetzt täglich mehr als zwanzig Züge nach beiden Richtungen zur Verfügung ſtellt. Ihre Eröffnung fällt in die Zeit, wo ich eben das Lyceum verlaſſen hatte; ihr ſei das letzte Kapitel dieſes Buchs gewidmet.

Digitized by

Die Eröffnung der ersten badischen Eisenbahn.

Die erste in Baden erbaute Eisenbahn und eine der ersten in Deutschland war die von Mannheim nach Heidelberg. Nur wenige Leute hatten eine richtige Vorstellung von dem neuen Verkehrsmittel, dessen Betrieb und Bedeutung sich nur langsam dem allgemeinen Verständnis erschloß.

Bekanntlich schoben die Bauern die Schuld an der Kartoffelkrankheit, die gleichzeitig mit der Einführung der Eisenbahnen Deutschland heimsuchte, auf den Ruß in den Dampfwolken, die von den Lokomotiven auf die Felder ausgeschüttet wurden; es dauerte viele Jahre, bis der ungerechte Verdacht aus ihren Köpfen wich.

Am 12. September 1840 wurde die Bahn feierlich eröffnet und die erste Fahrt von Heidelberg nach Mannheim ausgeführt. Dieses Ereignis führte nach der Erzählung, die bei den Schülern des Lyceums umlief, zu einem bedauerlichen Abenteuer, das einem ihrer Professoren eine recht verdrießliche Stunde bereitete. Es hing aufs innigste mit der erwähnten mangelhaften Einsicht in das neue Verkehrswesen zusammen und wird hier nur deshalb berichtet, um zu zeigen, wie dunkel es in Eisenbahndingen auch in solchen gelehrten Köpfen aussah, die sich mit der physikalischen Wissenschaft von Berufs wegen zu beschäftigen hatten.

Die Behörden hatten die Honoratioren Heidelbergs zu der Festfahrt eingeladen und unter diesen auch den Herrn Professor am Lyceum, dessen ich als eines wohlmeinenden, aber reizbaren Schulmannes früher gedacht habe. Er beschloß sofort, zu eigner und seiner Familie, auch

Digitized by Google

zweier Pensionäre Belehrung — es waren im ganzen 8 Personen — sich an dieser hochinteressanten Fahrt zu beteiligen.

Als der Tag der Einweihung gekommen war, machte sich die Gesellschaft etwas verspätet auf den Weg, um den Bahnhof mit raschen Schritten zu erreichen. Unterwegs hielt der Herr Professor mit den Seinigen Rat, in welchem Teile des Zugs sie am sichersten führen.

Einer der Söhne, der jüngste, riet in den vordersten Wagen einzusteigen, weil man die Lokomotive von da am besten überwachen könne. Der Vater aber erinnerte sich gelesen zu haben, man solle den hintersten Wagen wählen, denn weit vom Schuß sei weit von der Gefahr, und entschied für diesen.

Auf dem Bahnhof stand der Zug gerade zur Abfahrt bereit, die Gesellschaft mußte sich eilen und stürzte in den letzten, glücklicherweise leeren Wagen. Sie saßen bequem und sicher. Ein schriller Pfiff, der Zug flog rasselnd davon. „Vater!“ schrieen die Söhne, „der Zug fährt fort und wir bleiben sitzen!“ — „Dumme Jungen!“ erwiderte der Vater, „was fällt euch ein? Der Wagen ist in vollem Flug, man merkt es nur nicht, das ist ja eben die große Geschwindigkeit!“ — Er dachte an die Erde, die mit rasender Geschwindigkeit um die Sonne fährt, und wir merken es nicht. — Diesmal betrog ihn die Astronomie, der Wagen war abgehängt und blieb stehen, der Zug war längst aus dem Bahnhof, als sie ausstiegen und in die Stadt zurückkehrten.

Bald nachher fuhr auch ich zum erstenmal auf der Bahn nach Mannheim. In Friedrichsfeld machte der Zug einen kurzen Halt, dann fuhr er weiter. Kaum war er wieder in Gang gekommen, so sah ich aus einem der offenen Stehwagen, die es in den ersten Jahren gab, eine Mütze herausfliegen und hinterdrein sprang der Bauer heraus, dem der Wind sie entführt hatte. Das Publikum schrie, der Zug hatte noch keine große Geschwindigkeit, die Lokomotive blieb stehen, der Bauer war in den Sand gefallen, erhob sich, raffte seine Mütze auf und stieg mit ruhigem Gemüte wieder in den Wagen.

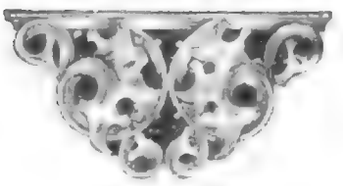
Der große Eindruck, den die dampfspeienden Ungeheuer mit ihren riesigen Wagenzügen anfangs auf die Beschauer machten, läßt sich nur mit dem vergleichen, den sie noch heute auf die Kinder aus-

Digitized by Google

üben; keine andre Erscheinung wirkt so mächtig, wie ein eilender Bahnzug, auf ihre Sinne.

So oft mein Vater in den ersten Monaten nach der Eröffnung der Bahn nach Heidelberg kam, mußte ich ihn vor die Stadt an eine günstige Stelle im Felde begleiten, wo er den Zug bequem vorübereilen sah. Noch immer höre ich seine Worte: „Nichts ergreift mich mehr als diese Erfindung. Eine neue Welt ersteht und ich sinne vergeblich, wie sie sich gestalten mag.“

Digitized by Google



Drittes Buch.

Burſchenleben.

Laßt die Flammen himmelan
Von den Fackeln lodern!
Nach der Jugend goldnem Morgen
Und des Alters Laſt und Sorgen
Müßt im Grab ihr modern.

Der Mauleſel.

Als glücklicher Mauleſel verbrachte ich ſechs roſige Wochen bei meinem Vater in Wiesloch. Die bilderreiche Sprache des Studenten nennt die Jünglinge, die nicht mehr Schüler und noch nicht akademiſche Bürger ſind, Mauleſel. Sie hängen nicht mehr als Grautiere ihre Köpfe im Pferch des Gymnaſiums und ſind jetzt freigelaſſen und aufgeſtiegen zur höheren Stufe des mulus. Nach den ſeligen Tagen der Kindheit, wo noch keine Schulwolke am Himmel ſteht, iſt die goldene Mauleſelzeit im Leben die ſchönſte.

Ich vertrieb mir die ſechs Wochen mit naturwiſſenſchaftlichen Studien und Ausflügen, auch unter Beiſtand meines Vaters mit Knochenlehre, und harrte mit Ungeduld des Augenblicks, wo die Vorleſungen in Heidelberg beginnen würden. Es war mir zu Mute, wie acht Jahre zuvor auf der Reiſe mit meinem Vater in Karlsruhe, wo ich im Hoftheater neben ihm ſaß und es kaum erwarten konnte, bis der Vorhang endlich aufging. Bisher hatten mich nur Marionetten entzückt, jetzt aber ſaß ich vor einer wirklichen Schaubühne und ſollte Mozarts Don Juan ſehen und hören.

Der Abend war herrlich und er wäre noch ſchöner geweſen, wenn nicht zu meiner Rechten ein alter Kanzleirat geſeſſen hätte, der unnötiger Weiſe Furcht hatte, ich könne das Spiel ernſt nehmen und Schaden an meiner Geſundheit leiden. Ich begriff ja den Sinn der Handlung nicht und ſchwelgte glückſelig in der Betrachtung der wechſelnden Bilder und den ſüßen Melodien der Muſik, darum war es überflüſſig, daß der Kanzleirat in ſteter Sorge mich jedesmal tröſtete, ſo oft

Digitized by Google

eine Scene bedenklich wurde, und mir zuſprach, ich ſolle nicht bange ſein, denn alles, was auf der Bühne vorgehe, ſei kein wirkliches Ereignis, ſondern eitel Blendwerk.

Gleich zu Beginn des erſten Aktes, wo der gottloſe Kavalier den Gouverneur mit dem Degen niederſticht und dieſer ſingend das Leben aushaucht, flüſterte mir der Kanzleirat zu: „Ängſtige dich nicht, mein Kind, der Stich hat dem alten Manne nichts gethan, er ſtellt ſich nur tot.“ — So ging es durch die ganze Oper fort, und bei den ſchönſten Scenen, wo es gehörig Hiebe abſetzte, quälte mich der läſtige Nachbar mit ſeinem Zuſpruch. — Ja, zuletzt noch beim Aufbruch, nachdem der Böſewicht in den Flammen der Hölle verſunken war, mahnte er mich: „Gräme dich nicht, mein Söhnchen, um den Don Juan, ich kenn' ihn perſönlich, er iſt ein braver Mann und geht jetzt ganz ſolide nach Hauſe. Seine Frau wartet auf ihn mit dem Eſſen, und es iſt kein Scheineſſen, wie das Geflügel aus Pappe, das ihm ſein Bedienter, der Leporello, vorgeſetzt hat.“

Wie damals in Karlsruhe, ſtand ich jetzt als Mulus mit heißem Erwarten vor dem Vorhang einer Bühne, doch ſollte ſich darauf wirkliches Leben abſpielen, das fröhliche Burſchenleben, und ich ſelbſt mitſpielen auf der akademiſchen Bühne. Sicherlich ſetzte es dabei Hiebe ab und richtige, wirkliche Hiebe, die mir kein Kanzleirat als Blendwerk ausreden konnte, doch war meine Haut nicht ſehr empfindlich und ich hatte kräftige Arme, mich zu wehren. Auch iſt es von der Natur gut eingerichtet, daß die Jugend Schmerzen leichter vergißt, als gute Biſſen, die ihr ein gütiges Geſchick zwiſchen hinein auftiſcht.

Digitized by

Der Franzosenlärm 1840.

Als ich im Oktober 1840 die Universität bezog, sah es in der politischen Welt bedenklich aus. Thiers, Louis Philippes heißblütiger Minister, hatte gerade in die Kriegstrompete gestoßen, und die Franzosen verlangten wieder einmal den Rhein als Frankreichs natürliche Grenze. Beim Abschied sah mein Vater ernst darein. „Ich fürchte," sagte er zu mir, „ehe der Frühling wiederkehrt, marschieren die Rothosen durchs Land." — Wer hätte es ihnen wehren können? Das Ausfallsthor in Straßburg stand offen, ihre Armee galt für die beste der Welt, die schlecht gerüsteten süddeutschen Truppen wären ihrem Anprall nicht gewachsen gewesen.

Nach meiner Ankunft in Heidelberg bestellten mich einige alte Schulkameraden auf den Abend in das neue Essighaus, eine Bierwirtschaft in der Plöck. Als ich hinkam, fand ich den Saal gefüllt mit Bürgern und Studenten. Eine Musikbande spielte und von allen Seiten verlangte man stürmisch das Rheinlied von Becker:

„Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser darnach schrein."

Die Poesie dieser „deutschen Marseillaise", wie sie spöttisch genannt wurde, war herzlich schlecht, aber das Lied gefiel in ganz Deutschland als entschiedene Antwort auf die wälsche Herausforderung. Es mußte zweimal gespielt werden und wurde zweimal begeistert gesungen. Andre patriotische Lieder folgten. Wie immer erklang zuerst

Digitized by Google

die klagende Frage: „was iſt des Deutſchen Vaterland?“ und hinterdrein Lützows wilde verwegene Jagd. Befriedigt ging man dann nach Hauſe. Wir Studenten gaben uns das Wort, in die Armee einzutreten, ſobald die Franzoſen Ernſt machten. Glücklicherweiſe verrauſchte der Lärm bald, wir konnten ungehindert unſeren Studien nachgehen.

Auch den blödeſten Augen war es klar geworden, daß der unruhige Nachbar im Weſten noch immer der alte war, bedacht auf Raub und Gloire. Der deutſche Staatenbund, wie ihn der Bundestag in Frankfurt vertrat, ſicherte namentlich in Süddeutſchland die Grenze nicht. Der nationale Einheitsgedanke, das Verlangen nach einer ſtarken Reichsgewalt unter Mitwirkung des verfaſſungsmäßig vertretenen deutſchen Volks, flammte mit großer Stärke wieder empor. Der Same des deutſchen Einheitsgedankens war in den Befreiungskriegen aufgegangen, aber die deutſchen Bundesregierungen hatten ihn nach der Beſiegung Frankreichs aus allen Kräften niedergehalten und als Hochverrat verfolgt. Nach einem kurzen Erwachen in den heißen Julitagen von 1830, als die Franzoſen den Thron der Bourbonen aufs neue umſtießen, verſank der deutſche Michel nochmals in Schlummer. Da erweckte ihn die gewaltige Fanfare von jenſeits des Rheins, und von nun an iſt er wach geblieben.

Ein andres Ereignis des gleichen Jahrs erregte weitgehende patriotiſche Erwartungen: die Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms IV. — Preußen, das Heldenland der Blücher und Scharnhorſt, der Reformſtaat der Stein und Hardenberg, ſchien ſeine deutſche Aufgabe vergeſſen zu haben. Faſt gleichgültig überließ es die Beſorgung der deutſchen Angelegenheiten dem Reichskanzler Oeſterreichs, dem Fürſten Metternich, dem ſchlimmſten Feinde des deutſchen Einheitsgedankens und verfaſſungsmäßiger Volksrechte. Man erzählte große Dinge von dem offnen Sinne des eben auf den preußiſchen Thron gelangten Königs für alles Schöne und Gute, für Kunſt und Wiſſenſchaft, und man verglich ihn an Geiſt und Witz mit Friedrich dem Großen. Seine erſten Regentenhandlungen gewannen ihm das Herz der akademiſchen Jugend. Gleich nach dem Antritt ſeiner Regierung erließ er eine Amneſtie, die Demagogenhetze hörte auf. Die Burſchenſchäftler verließen die Feſtungen

Digitized by

und Kerker, der alte Arndt, der Liebling der Studenten, erhielt ſein Lehramt wieder, und den aus Göttingen vertriebenen, eidgetreuen Profeſſoren Dahlmann und Gebrüdern Grimm überwies er preußiſche Lehrkanzeln. So war man guter Dinge und hoffte, der König werde ſich von Metternichs unheilvollem politiſchem Syſteme losſagen, in Preußen die längſt verheißene Verfaſſung einführen und die Löſung der deutſchen Frage in die Hand nehmen. Mit einem Worte, man erwartete eine neue Aera für Preußen und ganz Deutſchland, der Zollverein, der bereits unter ſeines Vaters Regierung eine große Zahl deutſcher Staaten in ſegenbringender Weiſe wirtſchaftlich feſter verbunden hatte, ſchien ſie vielverheißend einzuleiten.

Es iſt bekannt, wie dieſe Hoffnungen ſich nicht erfüllten. An Stelle einer nüchternen Staatskunſt führte die Romantik das Ruder des preußiſchen Staates, und das Schiff trieb rettungslos in die wilden Strudel der Revolution.

Die ſtudentiſchen Bewegungen, die ich in dieſem dritten Buche meiner Erinnerungen ſchildern werde, ſpiegeln die allgemeine Erregung der Geiſter, namentlich im Süden Deutſchlands, getreu wieder.

Digitized by Google

Der Fuchs.

Die Vorlesungen begannen in der zweiten Hälfte des Oktober. Am 19. November wurde ich von dem Prorektor der Universität, dem Professor der Theologie Karl Ullmann, mit feierlichem Handschlag in die Matrikel der Ruperto-Carola aufgenommen.

Als ein unschuldiges Füchslein lebte ich zunächst nur meinem Studium. Punkt 8 Uhr morgens war ich regelmäßig auf dem Weg zur Anatomie. Ich trug einen braunen Flausrock, auf dem Haupt eine leichte Mütze, um den Hals eine lange seidene Binde breit und hoch geschlungen, und in der Rechten den Stolz des Füchsleins, eine lange, fast auf den Boden reichende, dampfende Tabakspfeife.

Das Rauchen bekam mir nicht gut, aber ich rauchte doch, nicht um des Tabakdampfs und seines Duftes willen, sondern einzig der Tabakspfeife selbst wegen, sie war das Abzeichen des freien Musensohns:

„Knaster, den gelben
Hat uns Apollo präpariert,
Und uns denselben
Rekommandiert.

Der Studiosus trug die Tabakspfeife bald kurz bald lang, das Füchslein möglichst lang, der Korpsstudent mit Quasten in den Farben seiner Verbindung. Je „krasser" der Fuchs, d. h. je kürzer zuvor er von der Schule abgegangen war, desto größer die Lust, wie die olympischen Götter auf dem Wolkensteg, mitten in Qualm und Dampf der Tabakspfeife auf der Straße umherzusteigen.

Digitized by Google

Ich bewahre das Konterfei eines Füchsleins aus Weſtfalen von erſchreckender Dünnheit des Leibes, und darum Pips geheißen, eines Mediziners, der ſtets eine Pfeife trug, die ihm vom Munde bis zum Boden reichte. Er kneipte mit den Schwaben, weil einige ſeiner Landsleute dieſem Korps angehörten. Auf dem Bilde iſt er in ganzer Figur von vorn dargeſtellt. Man ſieht unter dem Schild der Studentenmütze ſeine ſtarke und ſcharfgebogene Naſe mit den angrenzenden Teilen des Geſichtes, der übrige Körper iſt verſteckt hinter dem dicken langen Pfeifenrohr mit den großen Quaſten, dem rieſigen Porzellankopf, dem Waſſerſack, und den mächtigen Dampfwolken. Nur in der Mitte des Pfeifenrohrs bemerkt man die Hände, die es umklammern, und neben dem Waſſerſack auf dem Boden die Stiefelſpitzen, die ſeitlich davon hervorſchauen.

Der gute Pips! Er überlebte die ärmlichen Freuden ſeiner Burſchenzeit nicht lange; auf ſeinen Wangen blühten ſchon die Roſen der beginnenden Auszehrung. Er wäre unſäglich gern ein flotter Korpsſtudent und Menſurheld geworden, aber er hatte nicht die Kraft, den Schläger zu ſchwingen. Um ſeinen guten Willen zu ehren, erlaubten ihm die Schwaben ihre „Renoncenfarben“ zu tragen, er kaufte ſich zu ſeiner Pfeife die größten ſchwarz-gelben Quaſten, die er auftreiben konnte. — Das arme Kerlchen fühlte ſich nur wohl in Geſellſchaft der ſtärkſten und am meiſten gefürchteten Schwabenburſchen, es ſtrömte ein Kraftgefühl von dieſen „Haupthähnen“ auf den Pips aus, das ihn glückſelig machte.

Die Wände der Studentenzimmer — Buden genannt — waren häufig mit Tabakspfeifen von jeder Größe und mancherlei Stoff und Geſtalt behangen, außerdem mit Hiebwaffen, namentlich Schlägern, und mit Bändern in den Farben der Verbindung, ſowie zahlreichen Silhouetten, auch einzelnen Steindruckbildern, von Freunden und Bekannten.

Der Verbrauch von Cigarren ſtand hinter dem von Varinas und Kanaſter in Rollen zum Rauchen aus der Pfeife weit zurück. Dieſe Vorliebe der akademiſchen Jugend für die Tabakspfeife hatte in Heidelberg einem Zweige der Porzellanmalerei zu hoher Entwicklung verholfen und ihn lohnend gemacht; es gab Künſtler auf dieſem Gebiete, die auf den Pfeifenköpfen vortreffliche Kopien be-

rühmter Gemälde lieferten, namentlich aber mit dem Einzeichnen von Wappen und Zirkeln der Verbindungen und den Namen der Mitglieder viel Geld verdienten. Man beschenkte sich gegenseitig zum Andenken mit solchen Pfeifenköpfen. — Das Wirtshaus zur Molkenkur ist die Schöpfung eines Pfeifenmalers Namens Wagner.

Das Pfeifenrauchen erzeugte in Heidelberg auch einen besondern Handelszweig, den Binsenhandel. Das durchaus notwendige, häufige Reinigen der Pfeifenrohre ließ sich am besten mittelst sog. Binsen ausführen. Man besorgte das garstige Geschäft ungern selbst und überließ es, wie auch das Anrauchen der Pfeifenköpfe, das den Magen stark angreift, am liebsten den Herrendienern, von den Studenten Stiefelfüchse genannt, denen das Wichsen der Stiefel und das Putzen der Kleider oblag. — Unter Binsen verstand man die langen und steifen Halme einer hohen Grasart, der Molinia coerulea, die auf den Berghalden um Heidelberg in Menge wächst. Mit eigentlichen Binsen haben diese Grashalme wenig gemein. — Den Handel damit betrieb ein Mensch von kretinischem Aussehen, aber spekulierendem Sinn, der auf dem Schloßberg Haus und Familie besaß. Er schnitt und sammelte die reifen Halme, trocknete sie vollends, band sie zu Büscheln, brachte und verkaufte sie den Pfeifenrauchern in den Wirts- und Privathäusern. Er reiste sogar mit seiner Ware und war an vielen deutschen Universitäten als Heidelberger Binsenbub bekannt. Da er sich beschränkter stellte als er war, so galt er bei den Musensöhnen für das Urbild geistiger Beschränktheit und man nannte „Binsenwahrheiten" solche, die sogar der Binsenbub verstand. Der Ausdruck ist aus der Studentensprache in die Schriftsprache übergegangen, seine Herkunft dürfte vergessen sein.

Nach dem Tode Binsenbubs I übernahm sein jüngerer Bruder Binsenbub II das Geschäft. Er war das Zerrbild des Gründers dieser Dynastie und überbot ihn weit an groteskem Benehmen. Als die Tabakspfeife in den fünfziger Jahren mehr und mehr der Cigarre wich und der Binsenhandel nicht mehr rentierte, versuchte er es mit Blumensträußchen und überreichte sie in Gasthöfen, öffentlichen Gärten und an den Bahnhöfen namentlich reisenden Damen unter lächerlichen Grimassen und Verbeugungen.

Digitized by

Nachdem auch diese Heidelberger Berühmtheit das Zeitliche gesegnet hatte, besorgte noch durch eine Reihe von Jahren den Vertrieb von Blumensträußchen eine zwerghafte weibliche Person, der es jedoch nicht gelang, sich die Gunst der Reisenden wie ihr männlicher Vorgänger zu erringen.

Die lithographische Kunst hat die Binsenbuben und einige andere sonderbare Figuren des alten Heidelbergs im Bilde aufgenommen, und die Altertümer-Sammlung im Schlosse bewahrt es der Nachwelt auf. Diese darf dafür doppelt dankbar sein, da die Gegenwart, wie es scheint, darauf verzichtet hat, an Stelle der alten Originale neue zu liefern.

Auf dem Schloßberg, wo die Binsenbuben hausten, wohnte die Bergkapelle, drei alte Musikanten, gebückte Gestalten mit Baßgeige, Fiedel und Klarinette, die in den Bierhäusern aufspielte. Als ich von der geliebten Musenstadt und meinen Freunden scheiden mußte, ließen wir sie zu uns kommen, sie spielte uns zum letztenmal die fröhlichen Studentenweisen.

Von den vielen kuriosen Gestalten war die wunderlichste der Hofrat Diehl, ein alter übergeschnappter Knopfmachergeselle, angeblich durch das Lesen unverdauter philosophischer Schriften, die Studenten tauften ihn Hofrat, und von da an hieß er stets der Hofrat Diehl, auch einfach der Hofrat. Er stand mit der studierenden Jugend auf dem Fuße des Kommilitonen und diskutierte mit ihr am Biertisch im gewähltesten Hochdeutsch über wurstliche und bierliche Prinzipien. Die Unterhaltung wurde sehr lebhaft, aber ernst geführt. — Die Studenten hatten ihm ein großherzoglich hessen-darmstädtisches Hofratsdiplom ausgefertigt und ihn veranlaßt, nach Darmstadt zu reisen, um sich bei Hofe unterthänigst zu bedanken. Der Beamte, an den man ihn zunächst in Darmstadt wies, erkannte den Geisteszustand des verdrehten Philosophen, man versah den armen Hofrat mit dem nötigen Reisegeld und schickte ihn wieder nach Heidelberg zurück.

Endlich sei noch des roten Fischers gedacht, der gleichfalls häufig abgebildet wurde, ein großer, starker, ehemaliger Fischer mit rötlichem Haar und rotbraunem Gesicht, ein Bramarbas, der auch im Winter mit aufgeschlagenen Hemdärmeln ging. Er hatte sich dem

Digitized by Google

Korps faſt unentbehrlich gemacht, ſtellte bei den Menſuren die Wachen gegen Ueberfälle durch die Pedelle aus und ſorgte für die nötige Vorbereitung bei Kommerſen und Ausfahrten. Auch war ihm bei Kommerſen ein ſtereotyper Trinkſpruch vorbehalten „auf die Herren Füchſe und das weibliche Geſchlecht!“ —

Die Tabakspfeifen ſind heute von den Straßen verſchwunden, das Tabakrauchen iſt geblieben. Neben dem Bier iſt das Schmauchkraut der mächtigſte Götze der Deutſchen, ihm huldigt der Millionär und der Proletarier, vor ihm hat im Kampf um das Monopol ſelbſt Bismarck die Waffen geſtreckt.

Die Burschenwelt.

Der Handschlag des Prorektors hatte mich zum akademischen Bürger, zum freien Burschen, gemacht; nicht länger mehr durch Schulzwang, sondern freier Herr meiner Kraft sollte ich von nun an selbst meine Zukunft schmieden.

Ich trat in eine neue Welt. Inmitten der Alltagswelt der Philister hatte sich der deutsche Student eine eigene geschaffen, die Burschenwelt mit eigentümlichen Sitten und Gebräuchen, Festen und Waffen, Liedern und Melodien, ja mit eigener Sprache. Man hatte ihm zwar das Recht genommen, farbige Bänder um Brust und Mütze zu tragen, aber auch die einfarbige Mütze wußte er so zu richten, daß man aus ihr und dem leichten Gruß, womit er dem Commilitonen über die Straße zunickte, den Musensohn leicht erriet.

Wie diese Welt entstand, war in Dunkel gehüllt. Auch heute weiß, so viel mir bekannt, niemand zu sagen, wie und wann der Fuchsenritt und das Fuchsbrennen aufgekommen sind, das Kommersieren beim Schlägerklang, die prächtige Melodie des Landesvaters, und der feierliche Schwur beim Durchbohren der Mütze:

„Ich durchbohr' den Hut und schwöre,
Halten will ich stets auf Ehre,
Stets ein braver Bursche sein."

Und immer noch ist der Student erfinderisch in neuen wunderbaren Bräuchen. Um die Mitte des Jahrhunderts ersann er zum Trinkspruch bei dem Bierkrug, dem der helle, fröhliche Klang des

Digitized by Google

Weinglaſes beim Anſtoßen abgeht, das donnernde Exercitium des Salamanders, aber wer es erſann, und wo und wann der erſte Salamander gerieben worden, die Gelehrten haben es nicht ergründet.

Trotz unaufhörlichen Wechſels der Burſchengeſchlechter hat dieſe Welt einen feſten Beſtand. Alte Sitten und Sprüche, Melodien und Lieder vergehen und neue kommen, das gaudeamus aber wird niemals untergehen. Und damit die Burſchenwelt auf feſtem Grunde durch alle Zeiten treibe, hat ſie ſich den Komment geſchaffen, eine Verfaſſungsakte und ein Geſetzbuch zugleich, nach deſſen Richtſchnur ſie Freiheit und Ehre wahrt, die Waffen wählt und führt, und den Humpen hebt und leert. Als Hieb-, Verrufs- und Trinkkomment ſcheiden ſich die ſorglich beſtellten Teile dieſes, mit den ehrwürdigen leges barbarorum germaniſcher Urzeit wetteifernden Geſetzbuchs.

Die Seele des Burſchenlebens, ohne die es unterginge, ſind die Verbindungen. Man hat ſie auf Tod und Kerker verfolgt, immer ſind ſie, kaum vernichtet, wieder erſtanden. Der Trieb unſrer Jugend, an den Hochſchulen ſich in Brüderſchaften zuſammenzuſchließen und für einander treu und feſt einzuſtehen, muß im deutſchen Blute liegen. Die Jünglinge lieben farbige Abzeichen, und das Band, das ihre Bruſt umſchlingt, iſt das Symbol der innigen Vereinigung, die dem einzelnen die geſammelte Kraft der Brüder zur Verfügung ſtellt. Wie der Bund dem einzelnen Stärke verleiht, ſo ſichert die geeinte Macht der Verbindungen dem Burſchentum kräftigen und dauernden Beſtand. Und ſo lange der Student Ehre und Vaterland auf ſeine Fahne ſchreibt, wird die deutſche Nation unter den Völkern in Ehren beſtehen.

Ein verlockender Zauber ſchimmert auf dieſer romantiſchen Welt. Unzählige Jünglinge voll Lebensmut und Thatenluſt hat er gefeſſelt, und wer den wirbelnden Reigen auf ſicheren Beinen mittanzt, wird weder Reue noch dauernden Schaden davon tragen. Ein goldner Schatz heitrer Erinnerungen begleitet ihn durch die wechſelnden Schickſale des Lebens.

Digitized by

Die Studentenschaft der Ruperto-Carola bis 1840.

Drei Monographien haben sich mit der Geschichte der Heidelberger Studentenschaft des 19. Jahrhunderts befaßt. — Heyck hat ihr Treiben im Beginn des Jahrhunderts geschildert (Heidelberg Winter, 1886). — Die Korps ließen zur Feier des 500jährigen Jubiläums der Universität 1886 eigene Annalen im Selbstverlage drucken. — Zuletzt hat E. Dietz die Geschichte der Burschenschaft geschrieben (Heidelberg Petters, 1895).

Als Karl Friedrich von Baden 1803 — damals Kurfürst, seit 1806 Großherzog — die Universität in Heidelberg als Regent übernahm, war die altehrwürdige Stiftung des Wittelsbachers Ruprecht I. von der Pfalz (1386) dem Untergange nahe. Unter der langen Regierung des ganz in die Schlingen der Jesuiten gefallenen Kurfürsten Karl Theodor (1742—1799) war sie mehr und mehr in Verfall geraten, und 1801 hatte sie der Friede von Luneville ihrer Gefälle und Besitzungen links vom Rhein, und damit ihrer Einkünfte, fast ganz beraubt. Karl Friedrich gab ihr aufs neue die finanziellen Mittel zu gedeihlichem Bestehen, berief ausgezeichnete Professoren an Stelle der alten unbrauchbaren und drang nachdrücklich auf die Verbesserung von Geist und Sitten ihrer Schüler. Er wurde der Neubegründer der Hochschule. Sie blühte prächtig empor, und die Zahl ihrer Studierenden nahm rasch und beträchtlich zu. — Mit Recht verbindet die dankbare Universität den Namen ihres Stifters mit dem ihres Wiederherstellers und nennt sich seitdem Ruperto-Carola.

Ein schlimmer Geist herrschte unter den Studierenden, als der

Digitized by Google

neue Regent die Reform der Hochschule ins Werk setzte. In geheime Orden und Landsmannschaften geteilt, überboten sie einander in rohen Ausschreitungen, Duellen und Prügeleien, die akademische Freiheit verwechselnd mit Zügellosigkeit. Karl Friedrich trat dem wüsten Treiben mit scharfen Erlassen entgegen, doch hätten diese allein wenig ausgerichtet, wenn nicht die besseren Lehrer und Einrichtungen der Universität auch bessere Schüler nach Heidelberg gebracht hätten. Sie kamen aus ganz Deutschland und besaßen oder gewannen eine richtigere Einsicht in Wesen und Zweck des akademischen Studiums, in die sittlichen und nationalen Aufgaben der Universitäten. Ein kräftiger Drang zur Reform brach damit auch in dem Verbindungswesen durch.

Dieses bessere Streben fand seinen ersten Ausdruck in der Gründung der Korps, die sich an Stelle der Orden und Landsmannschaften bildeten. Sie bedeuteten einen wirklichen Fortschritt im Verkehr der Studenten unter sich und mit der Außenwelt, indem sie nicht bloß das Holzen, wie man die Prügeleien nannte, sondern jede thätliche Beleidigung der Kommilitonen unter sich strenge verdammten und die kommentmäßigen Grenzen der wörtlichen Beleidigung scharf feststellten. Im Fall die Beleidigung eine „Satisfaktion" durch die Waffen erheischte, so regelte der Komment genau die Wahl der Waffen und die Art ihrer Führung. — Die Regierung verkannte das Löbliche dieser Bewegung, sie sah in den Korps nichts als die alten, gänzlich verrohten Landsmannschaften unter neuem Namen und schritt auf das schärfste gegen sie ein. Um sie gleich im Beginn ihrer Gründung sicher zu vernichten, ließ die Behörde 44 Studierende auf einmal relegieren, ohne jedoch ihr Ziel zu erreichen. — Es läßt sich freilich nicht in Abrede stellen, daß die Korps noch in vielen Stücken die Nachfolger der alten Landsmannschaften waren, wie sie denn anfangs auch die Aufnahme ihrer Mitglieder von deren Heimat abhängig machten.

Die Befreiungskriege brachten neue Gedanken und Ziele in das deutsche Verbindungswesen. Viele Jünglinge hatten den Krieg mitgemacht. Sie kamen als feurige Patrioten an die Universitäten zurück, das Treiben der Korps befriedigte sie nicht, ihre Blicke gingen über die landsmannschaftlichen Grenzen hinaus in das weite, gemeinsame

Digitized by Google

Vaterland. Sie wollten nicht mehr Schwaben und Westfalen oder gar Cimbern, Heruler und Vandalen sein, sondern deutsche Burschen, und darum gründeten sie die deutsche Burschenschaft mit dem Wahlspruch: Ehre, Freiheit, Vaterland.

Es bleibt das unsterbliche Verdienst dieser alten Burschenschaft, den Einheitsgedanken, den die französische Zwingherrschaft bei den Besten der Nation geweckt hatte, treu gepflegt und in alle Gauen getragen zu haben. Haben auch tolle Fanatiker sich bis zum Verbrechen hinreißen lassen, ihre Verirrungen mindern den verdienten Ruhm der deutschen Burschenschaft nicht.

Auch in Heidelberg erstand eine Burschenschaft, die bald mehr Mitglieder umfaßte, als alle Korps zusammen. Da geschah 1819 Sands unsinnige und unselige That. Er gehörte der Burschenschaft in Jena an, und war von da über Heidelberg nach Mannheim gegangen, um einen frivolen Lustspieldichter als gefährlichsten Feind des Vaterlandes mit dem Dolche niederzustoßen. Es mag unglaublich erscheinen, der Mörder erregte weit mehr Teilnahme als sein Opfer, namentlich bei den Frauen und Jungfrauen der Pfalz. Sie schmückten das Bild des blondgelockten, schlanken Jünglings in der kleidsamen Burschentracht, der sein junges Leben dem Scharfrichter hingeben mußte, mit Immortellen und hingen es auf im verschwiegenen Schlafgemach. Auch Splitter des Schaffots, worauf der beschränkte Schwärmer geendet, wurden als kostbare Reliquien aufbewahrt. Das Schaffot wurde Eigentum des Heidelberger Scharfrichters, der ihn enthauptet hatte und es beim Bau eines Gartenhäuschens verwendete, das noch heute in den Weinbergen links am Weg, der von der Rohrbacher Straße nach Speierers Hof führt, zur Tiefe herabschaut.

Das Verbrechen Sands zog als unmittelbare Folge die Karlsbader Beschlüsse nach sich; sämtliche Verbindungen, Burschenschaft und Korps, wurden aufgehoben, aber trotz Bundes- und Landesverbots bestanden sie mit zeitweiligen Unterbrechungen fort. Kamen landesherrliche Kommissäre nach Heidelberg, um nachzusehen, so lösten sich die Verbindungen auf, reisten die Kommissäre nach Karlsruhe zurück, so thaten sich die Verbindungen sofort wieder zusammen. — Burschenschaft und Korps bewahrten ungeachtet häufiger Zwistigkeiten ein komment-

Digitized by Google

mäßiges Benehmen gegen einander, faßten auch wohl in allgemeinen studentischen Angelegenheiten gemeinsam Beschlüsse.

So blieb es bis zur Julirevolution 1830. Die große Aufregung, die sie in Deutschland hervorrief, wurde gefährlich für die Burschenschaften. Die Heidelberger beteiligten sich als Körperschaft im Mai 1832 an dem Hambacher Feste, dessen Teilnehmer als Aufwiegler und Hochverräter in Untersuchung gezogen wurden. Einige ihrer Mitglieder halfen sogar im April 1833 bei dem Frankfurter Attentat die Hauptwache stürmen. Danach brachen schwere Zeiten herein. Die bloße Teilnahme an der Burschenschaft war Hochverrat. Viele ihrer Mitglieder flüchteten über die Grenzen, selbst über das Weltmeer, andre büßten den Rausch der Jugend mit langer Kerkerhaft. Die preußische Regierung verhängte sogar Todesstrafe, teils auf dem Rade, teils durch Enthauptung, aber vollzog sie nicht. In Baden ließ man es bei leichter Haft in der sog. Festung Kißlau bei Bruchsal bewenden.

Seitdem blieb die Burschenschaft in Heidelberg unterdrückt; jeder Versuch sie neu aufzuthun, zog unfehlbar die Relegation nach sich. Auch die Korps waren anfangs streng verboten und fristeten ein kümmerliches Dasein, wurden jedoch nach wenigen Jahren stillschweigend geduldet, nur durften sie öffentlich keine Farben tragen.

Die ganze Universität mußte für die Sünden der Burschenschaft büßen, mit ihr die badische Schwesteruniversität in Freiburg. Die preußische Regierung verbot 1833 den Besuch beider als Hochschulen der Demagogie. Die Zahl ihrer Studierenden sank bedeutend. In Heidelberg waren drei Korps aus Mangel an Leuten sofort gezwungen, sich aufzulösen. Erst 1839 nahm Preußen sein Verbot zurück.

Am 1. April 1840 zeigten die Korps bei der feierlichen Bestattung des Professors Thibaut, daß sie von neuem bedeutend erstarkt waren. Sie veranstalteten dem hochverehrten Lehrer einen großartigen Leichenzug, wie ihn Heidelberg nie gesehen, und die gesamte Studentenschaft fügte sich willig ihrer Leitung. Mit dem ganzen Pompe studentischer Aufzüge bewegte er sich durch die Straßen. Ich war im letzten Jahre Lyceist, tief ergriffen sah und bewunderte ich den Glanz und die Herrlichkeit des Burschentums.

Digitized by Google

Das Schwabenkorps.

In den ersten Wochen des Semesters lebte ich ausschließlich meinem Studium, saß untertags in den Hörsälen oder dem anatomischen Präpariersaal und abends auf meiner Bude hinter den Büchern, — kurz gesagt, ich war, was der flotte Bursch ein richtiges Kamel nannte. Auf die Dauer jedoch war ich zum Einsiedler nicht geschaffen.

Einer meiner früheren Schulkameraden redete mir eines Abends zu, ihn auf die Schwabenkneipe zu begleiten; er war Mitkneipant des Korps geworden. Die Korps gewährten unbescholtenen Studenten die Gunst, gegen einen mäßigen Beitrag ihre Kneipe und ihren Fechtboden zu besuchen, sich auf diesem im Schlagen zu üben, sicherten ihnen außerdem Schutz und bei etwaigen Ehrenhändeln Waffen und Sekundanten zu. Besondere Verpflichtungen übernahm der Mitkneipant nicht. Ich folgte der Einladung, um mir die Gesellschaft anzusehen, wenn sie mir nicht gefiel, so brauchte ich nicht wiederzukommen.

Die Suevia war das älteste Korps in Heidelberg. Es bestand seit 1810 und besteht noch heute. Auch hatte es seit einer langen Reihe von Jahren dieselbe Kneipe in Miete, ein großes Lokal in bester Lage der Stadt an der Hauptstraße, gegenüber der Winterschen Buchhandlung, in der nunmehr eingegangenen Brauerei zur alten Pfalz zwischen Hauptstraße und Ludwigsplatz. Die Kneipe war, wie alle Korpskneipen jener Zeit, sehr einfach eingerichtet, hatte nur Tische, die in Hufeisenform an einander gereiht standen, und ungefähr 40 Holzstühle. Die Wände waren mit Bildern behangen, teils mit

Digitized by Google

teils ohne Rahmen, meist Lithographien: Porträts alter Schwaben oder Aufnahmen des ganzen Korps, auch Darstellungen des Burschenlebens und mancherlei Scherze anderer Art, wie die vom Roehrle und Hansjörgle (s. S. 87 u. 99). Eigene Klubhäuser, wie sie die Verbindungen heute besitzen, gab es nicht.

Die Kneipe war an diesem Abend stark besucht, die Gesellschaft sehr aufgeräumt, und ich unterhielt mich gut. Namentlich gefiel mir mein Nachbar, der Stud. jur. Karl Wieland aus Karlsruhe. Er stand schon im vorletzten Semester und war nur noch „passives" Mitglied der Verbindung; er sprudelte geradezu von neckischen und witzigen, mitunter bizarren Einfällen, seine Augen blitzten von munterem Feuer, auf der linken Wange trug er eine kurze, aber tiefe Hiebnarbe. Wir wurden gute Freunde. Ein Jahr nachher machte er sein Staatsexamen und brachte es im Laufe der Jahre bis zum Senatspräsidenten am Oberlandesgericht in Karlsruhe, wo der liebenswürdige und geistreiche Mann 1884 starb.

Da es mir bei diesem Besuche in der Suevia wohl gefallen hatte, ließ ich mich als Mitkneipant einschreiben und kam an den drei oder vier vorgeschriebenen Kneipabenden in der Woche regelmäßig als Gast. Die Mitglieder der Verbindung waren fast lauter badische Landsleute, die meisten hatten das Karlsruher Lyceum absolviert. Auch gehörten ihr einige Westfalen und preußische Rheinländer an, weil die Suevia mit dem Korps der Westfalen in Bonn ein Kartell eingegangen hatte, was die Mitglieder dieser Verbindung verpflichtete, wenn sie Bonn mit Heidelberg vertauschten, bei der Suevia einzutreten, wie umgekehrt die Mitglieder dieser in Bonn bei der Guestphalia.

Das Bier auf der Schwabenkneipe war leicht und billig; der Schoppen, vier Deciliter, kostete zwei Kreuzer. Es lud oft wenig zum Trinken ein, mitunter bestellten wir es beim Kellner als ein Glas Gift.

Die neuen Freunde, die ich in der alten Pfalz gewann, rieten mir, in die Verbindung einzutreten. Ich hatte das Bedenken, es reiche mein Taschengeld nicht dazu aus, doch wußten sie es zu zerstreuen. In der That war das Korpsleben noch billig, auch bei geringen Mitteln konnte man seine Freuden genießen. Bier und Tabak

Digitized by Google

kosteten wenig. Die besseren baierischen Biere waren freilich teuer, aber sie wurden nur ausnahmsweise getrunken und fingen überhaupt erst an, in einzelnen Restaurationen ausgeschenkt zu werden; der Transport aus den Bezugsorten München, Erlangen und Kulmbach war bei den wenigen fertigen Eisenbahnen noch allzu schwierig und kostspielig. Wein wurde nur bei Ausflügen und beim Stiftungsfest getrunken. Stutzerhafte Kleidung wurde verhöhnt. Der Haarkräusler verdiente bei den Musensöhnen noch wenig, nur ausnahmsweise, an Ballabenden, machte er bessere Geschäfte; der Student ordnete sein Haar mit eigener Hand und viele trugen es lang. Man hatte noch keine besonderen Kneipröcke und saß am liebsten, wenn es die Wärme im Sommer oder der Ofen im Winter zuließ, zwanglos in Hemdärmeln, viele mit dem bunten Cerevismützchen auf dem Haupt, die Korpsburschen mit dem Band um die Brust. Die Mitkneipanten mußten sich mit der einfachen schwarzen Mütze begnügen, die Renoncen oder Korpsfüchse hatten das Anrecht auf die Farben schwarz und gelb an Mütze und Pfeifenquasten, nur der Korpsbursch war berechtigt, in stolzer Würde das Band mit den drei Farben schwarz gelb weiß zu tragen. Die heute bevorzugte gelbe Mütze kam erst in den letzten Jahren meiner Studienzeit auf. — Um eilf Uhr trat der Pedell, Pudel genannt, in die Kneipe und gebot Feierabend. Er nahm keine Notiz von den farbigen Abzeichen, denn die Korps waren, obwohl verboten, von den Behörden geduldet; auch bei öffentlichen Aufzügen prangten die Korps in ihren Farben.

So wagte ich es denn, noch vor Abschluß des Jahres 1840 um Aufnahme in die Verbindung einzukommen. Senior war der nachmalige badische Minister Rudolf von Freydorf, er nahm mich unter die Renoncen des Korps auf, und man erwartete, daß ich als braves Schwabenfüchsle möglichst bald die Mensurprobe ablegen werde. Ich übte mich fleißig auf dem Fechtboden, dessen Besuch Füchsen und Burschen zur heiligen Pflicht gemacht war. In kurzer Zeit war ich mit der Führung des Schlägers hinreichend vertraut, lernte auch etwas Säbel schlagen. Nachdem ich meine Tapferkeit an den Tag gelegt, wurde ich im Sommer 1841 unter die Burschen aufgenommen. Jetzt gehörte ich zu der studentischen Ritterschaft, worin Prinzen und Barone,

Digitized by Google

Beamten- und Bauernsöhne einander als freie und gleiche Burschen ehrten; auf die „obskuren Kamele", die sich kein farbiges Band im Turnier erstritten, sahen wir mitleidig, viele mit Verachtung herab.

Das Schlägerschlagen kräftigt den Arm, der die Waffe führt, aber die Muskeln des übrigen Leibs haben wenig Nutzen davon. An den drei Universitäten Jena, Erlangen und Würzburg hatte noch vor kurzem der Stoßkomment gegolten, die Mensuren wurden mit dem Stoßdegen, Pariser genannt, ausgefochten, man hatte sich deshalb dort auf dem Fechtboden mit Stoßrappieren eingeübt. Diese Uebungen im Fleuret- oder Stoßfechten nahmen weit mehr die gesamte Muskulatur in Anspruch, als die mit dem Schlägerrappier, und machen den Leib gewandter, aber die Mensur auf Pariser war weit gefährlicher, als die auf Schläger. Die spitze Klinge des Parisers drang leicht in die Lungen, der Verletzte warf Blut aus und wurde nur zu oft siech und schwindsüchtig, wenn er nicht gar tot auf dem Platze blieb. Die Regierungen hatten lange vergeblich versucht, diese gefährlichen Paukereien aus der Welt zu schaffen; sie waren glücklich, als die Studenten endlich selbst den Stoßkomment mit dem minder bedenklichen Hiebkomment vertauschten.

Auf dem Fechtboden wurden die Füchse streng ermahnt, nicht bloß hauen, sondern auch parieren zu lernen. Geholzt sei nicht gefochten. Die Aufgabe eines guten Schlägers sei die, den Gegner zu zeichnen, aber man solle sich nicht zeichnen lassen. Es sei eine Schmach, wenn das Paukbuch, worin das Korps die sämtlichen von ihm ausgeteilten und empfangenen „Schmisse", d. i. Wunden, eintrug, am Ende des Semesters eine Unterbilanz zeige, und die Suevia vielleicht sogar eine Reihe von „Abfuhren" erlitten habe. „Abgeführt" war der Paukant dann, wenn er infolge der Verwundung den Kampf aufgeben mußte. — In dem besseren Parieren, vielleicht auch in der damals üblichen verhängten Auslage, die das Parieren leichter machte, mag die Ursache zu suchen sein, daß die gräulichen Verunzierungen des Gesichtes, wie sie heute so häufig sind, damals seltener vorkamen.

Neben dem Pauken spielte das Kommersieren eine wichtige Rolle im Leben des Korpsstudenten. Die Verbindung kommersierte unter sich oder bei dem Antritts- und Abschiedskommers der Korps mit allen

Digitized by Google

andern zusammen, lud auch wohl befreundete ein oder wurde von diesen eingeladen. Das höchste Fest der Verbindung war der jährliche Stiftungs-Kommers, der auswärts abgehalten wurde. Ein „solenner" Schmaus leitete ihn ein, und das edle Getränke des Bachus floß in Strömen. Ehe die Feier begann, sorgten erfahrene Männer für die unentbehrliche Totenkammer, ein abgelegenes, mit gutem Stroh belegtes Asyl für die Abgefallenen. Es galt für ungehörig, sich vor dem Landesvater seiner vollen Burschenwürde zu begeben, aber nachher weder für schimpflich noch für unerläßlich. Den Preis errangen die starken Zecher, die bis zum Morgengrauen fortpokulierten und das nächtliche Werk mit tollem Unfug krönten. — Bei einem Stiftungskommers in Schwetzingen, im Dezember 1840, endete das Fest mit dem Zertrümmern des Hausgeräts, das nicht niet- und nagelfest war. Der Gastwirt nahm die Verwüstung gelassen hin. Er wußte, wie die Herren es hielten und hatte vorgesorgt. Was Wert besaß, war aus dem Weg geräumt und allerlei Gerümpel von schadhaften Tischen und Stühlen, blinden Spiegeln und ausgedienten Gläsern und Schüsseln in die bedrohten Räume geschafft worden. Auf der Rechnung erschienen die Geräte als neu zu vollem Werte angesetzt. — Was blieb übrig? man mußte die hohe Zeche begleichen und zog aus ihr die Lehre, inskünftig auf den kostspieligen Schlußakt zu verzichten oder es doch billiger bei einigen zerschlagenen Flaschen und Gläsern bewenden zu lassen.

Viel Vergnügen gewährten den Musensöhnen die „Spritzfahrten" in die schöne Umgebung. Unter „Spritzen" verstand der Student Lohnkutschen zum Selbstkutschieren. Besonders gefielen sich die Füchse als Rosselenker. Glücklicherweise erwiesen sich die gutmütigen Klepper auf der Heimfahrt in der Regel klüger und zuverlässiger als die angeheiterten Jünglinge auf dem Kutscherbock. Aber zu festlichen Aufzügen war die Spritze nicht schicklich. Dazu brauchte man Kutscher in Gala, stolze Landauer und gute Pferde mit feinem Geschirr.

Gegen Schluß meines zweiten Semesters gab die Suevia einem scheidenden Ehrenmitgliede ein feierliches Geleite, ein Komitat. Der verdiente Veteran, stattlich und wohlbeleibt, Hamster genannt, war um seines gesunden Verstandes und glücklichen Humors willen der

Digitized by Google

Verbindung doppelt wert und teuer. Vierzig bis fünfzig Freunde zu Pferd und Wagen bewegten sich mit dem „alten Hause“ in festlichem Aufzug durch die Straßen, es war eine Auffahrt wie aus den Tagen von Louis XV., die Teilnehmer in herkömmlicher Weise großenteils kostümiert in der eleganten Tracht jener Zeit. Wie ein Souverän unter seinen Getreuen nahm der Gefeierte den Hintersitz eines Sechsspänners ein, ihm gegenüber zwei Füchslein prächtig ausstaffiert als „Chapeaux d'honneur“, in Vierspännern folgten die „Chargierten“, in Zweispännern die übrigen. Was der Student bei solchen Gelegenheiten brauchte an Federhüten und Tressen, Jabots und Manschetten, Schärpen, seidenen Kniehosen und zierlichen Degen, hielten die Trödler in gutem Stande bereit. Wir fuhren nach Schriesheim, wo ein Mahl gerichtet war, nahmen gebührend Abschied und — brachten den Freund mit sinkender Sonne wieder nach Heidelberg in die alte Pfalz zurück.

Das Biertrinken hatten die Korps in die feste Ordnung des Bierkomments gebracht. Der Senioren-Konvent setzte halbjährlich ein Biergericht ein, das die Korps mit Richtern beschickten. In meinen letzten Semestern behandelten wir in der Suevia diesen „Bierhock“ als einen abgestandenen Scherz, in den ersten aber wurde noch streng auf Vor- und Nachtrinken nach der Ordnung des Bierkomments gehalten. Obwohl ich sein Lobredner nicht sein möchte, so zwingt mich doch mein gerechter Sinn, anzuerkennen, daß er unter besondern Umständen die gute Sitte in Kraft erhielt und sicherte. Einer der alten Herrn, als gefährlicher Schläger von den Feinden, als großer Schreier auf der Kneipe gefürchtet, ließ seine Freunde oft nicht zu Worte kommen. Trieb er es zu arg, so ermahnten sie ihn, seine Stimme zu mäßigen, widrigenfalls man ihn zu Boden tränke. Er war ein starker Mensch, aber das Biertrinken vertrug er schlecht. Beachtete er die Warnung nicht, so wurde er unbarmherzig mundtot gemacht. Ein wohlgeeichter älterer Korpsbruder trank ihm 2 Schoppen vor, einen „Doktor“, die er, gehorsam dem Komment, nachtrinken mußte, und stellte ihm, falls ihm diese Bierpromotion nicht genüge, die höchste mit 4 Schoppen zum Bierpabst in Aussicht. Die zwei genügten jedoch. Wehklagend bezwang er sie, nach dem zweiten neigte er das Haupt, kreuzte die Arme, legte die Stirne auf den Tisch, schwieg und schlief.

Digitized by Google

Korpsbrüder.

Mit tiefer Wehmut muſtere ich die lange Reihe der 44 Korpsburſchen, die von 1841 bis zum Herbſt 1844 der Suevia mit mir angehörten. Ihre Namen ſind mit dem Korpswappen auf einem rieſigen Pfeifenkopf eingebrannt, den mir stud. jur. Edmund Kamm aus Karlsruhe verehrte. Von den 44 atmen nur noch 3 im roſigen Licht, auch der liebenswürdige Geber dieſes Andenkens iſt in das dunkle Reich des Todes hinabgeſtiegen. Er ſtarb 1895 als Präſident des Konſtanzer Landgerichts.

„Ubi sunt, qui ante nos
In mundo fuere?“ *)

Von den drei Ueberlebenden bin ich der älteſte. Die beiden andern ſind Wilhelm Pleikart, Freiherr von Gemmingen, Oberſtkammerherr des Großherzogs Friedrich von Baden, und Heinrich Lepique, Geheimer Rat und Direktor der badiſchen Zolldirektion a. D.

Die meiſten meiner ehemaligen Korpsbrüder haben es zu geachteten Lebensſtellungen gebracht, mehrere zu hervorragenden, einige leider ſind frühe geſtorben oder ſind verdorben.

In weiteren Kreiſen machten ſich bekannt Rudolf von Freydorf, der mich ins Korps aufnahm, Hermann von Hillern, Gemahl der Dichterin Wilhelmine von Hillern, geſtorben 1882 als Präſident des

*) Wo ſind, die aus dieſer Welt
Sind vor uns geſchieden? (Gaudeamus.)

Digitized by Google

Landgerichts in Freiburg i. Br., der Chirurg Bernhard Beck, Friedrich Kapp, Eugen Regenauer, endlich Heinrich Goll.

Rudolf von Freydorf führte als Student auf der Hirschgasse eine gefährliche, scharfe Klinge und im Rate der Senioren eine gefürchtete scharfe Zunge. Im Jahre 1870 hat er als badischer Minister des Auswärtigen beim Ausbruch des französischen Kriegs seine alte Schlagfertigkeit in den Depeschen bewiesen, die er mit dem Duc de Grammont wechselte.

Im Spätherbst 1858 hatte ich mit meinem ehemaligen Senior eine medizinisch-interessante Begegnung beim Schwurgericht in Mannheim, gelegentlich eines Rechtsfalls, wobei er das Amt des Staatsanwalts und ich das des ärztlichen Sachverständigen versah. Ich war damals a. o. Professor der Medizin in Heidelberg und hatte kurz vorher einer Versammlung der deutschen Augenärzte in Heidelberg angewohnt, wo Albrecht von Graefe sein neues Verfahren mitteilte, das akute Glaukom auf operativem Wege zu heilen, und Bericht gab über die damit erzielten Heilungen der schlimmen, das Auge mit Erblindung bedrohenden Krankheit. — Ich erschrack, als mich Freydorf begrüßte; die Pupille seines rechten Auges war weit und starr und blaugrün statt schwarz. Er teilte mir auf Befragen mit, daß er vor kurzem eine heftige Entzündung an diesem Auge gehabt habe, doch sei sie glücklich geheilt, er habe in der letzten Zeit wie früher auch in den Nächten hinter den Akten gesessen, gelesen und geschrieben. Ich verschwieg ihm meine Bedenken nicht, denn ich hielt die Sache für ein mit Erblindung abgelaufenes akutes Glaukom, und veranlaßte ihn nach Heidelberg zu kommen, wo ich ihn einem meiner Bekannten, Dr. Jung, einem Schüler von Graefe und Helmholtz und nachmaligem Professor der Augenheilkunde in Moskau, vorstellte. Eine genaue Untersuchung ergab, daß die Sehkraft des rechten Auges bereits vernichtet war, bei geschlossenem linken Auge vermochte Freydorf mit dem rechten nicht einmal das Licht einer brennenden Kerze wahrzunehmen. Das linke Auge war noch gesund, aber nach wenigen Wochen begann, wie Jung gefürchtet, das Glaukom auch an diesem. Sofort unterzog sich der schwer Bedrohte der Graefeschen Operation; Prof. Franz Chelius führte sie mit vollkommenem

Digitized by

Erfolg aus, das Auge wurde gerettet. Freudig bewegt schied Freydorf von Heidelberg mit den Worten: „Gott sei Dank! ich bin mit einem blauen Auge davon gekommen!“

Das Ideal eines ritterlichen Korpsburschen ohne Furcht und Tadel war Bernhard Beck, gebürtig aus Freiburg, der Sohn des Professors der Chirurgie Karl Josef Beck und Schüler von Strohmeyer, dem Nachfolger seines Vaters. Er hatte in Freiburg das Korps der Rheinländer aufgethan und nur sein letztes Semester in Heidelberg zugebracht. Er ist, von Großherzog Friedrich in den erblichen Adelstand erhoben, als Generalarzt a. D. 1894 in seiner Vaterstadt, wohin er sich zurückgezogen hatte, aus dem Leben geschieden.

Unwandelbar treu seinen Freunden ergeben, ist Beck auch mir zeitlebens ein treuer Freund geblieben, obwohl ich, wie ich bald erzählen werde, im Herbst 1844 dem Korps abtrünnig wurde. Er hat mich kurz nachher, an Ostern 1845, auf seiner Heimreise aus den Hospitälern von Paris und Berlin in Heidelberg aufgesucht und blieb einige Tage mein Gast. Vier Jahre vor seinem Tode veröffentlichte er in dem Organ der deutschen Korpsstudenten, den „Akademischen Monatsheften“ vom 26. Dezember 1890 seine Lebensbeschreibung und schickte sie mir mit der Widmung: „Dem alten Freunde und Korpsbruder als Neujahrsgruß.“

Diese Lebensgeschichte ist ein kulturgeschichtliches Dokument ersten Rangs zur Beleuchtung des studentischen Geistes der deutschen Hochschulen unsres Jahrhunderts. Nie fand das Korpsleben einen wärmeren Lobredner, als unsern „Bernhard“. Er blieb, wie er sich selbst rühmt, den „Korpsidealen“ seiner Jugend treu bis ans Ende. Das Korpsleben sei, in richtiger Weise genossen und durchgeführt, die beste Schulung des Jünglings auf der Universität und bilde männliche, makellose Charaktere. — Sicherlich besaß Beck eine große Willens- und Arbeitskraft neben einem unbedingten Selbstvertrauen. Er wußte mit seltener Beharrlichkeit als Student seine Zeit so zwischen Studium, Fecht- und Mensurboden einzuteilen, daß er mit vorzüglichen Kenntnissen von der Hochschule abging. Er kam nur an den vorgeschriebenen Abenden auf die Kneipe, trank wenig und rauchte nicht. Er ist mit der Zeit ein abgesagter Feind des Tabakrauchens geworden. Welch

Digitized by Google

ein großer Menſurhahn Beck geweſen, erhellt aus den Worten, die ich in ſeiner eigenen Faſſung getreu wiedergebe: „Noch nicht 21 Jahre alt hatte Beck, als ſchneidiger Gegner und fixer Schläger bekannt, 51 Menſuren auf Schläger, Säbel und Piſtolen rühmlichſt ausgefochten.“

Bernhard Beck bewahrte ſeine Neigung zum Waffentanz durchs fernere Leben. Er wurde ein gefeierter Militärchirurg. In den Jahren 1848 und 1849 eilte er auf die Schlachtfelder Italiens, wo ihm Radetzky eigenhändig die goldene Verdienſtmedaille an die Bruſt heftete.

Als badiſcher Militärarzt machte er die Feldzüge von 1866 und 1870/71 mit. In der dreitägigen Schlacht an der Liſaine rief ihn eine erſchütternde Botſchaft zu dem verwundeten Sohne, dem eine Kugel durch beide Oberſchenkel gegangen war. Wunderbarer Weiſe hatte ſie die wichtigen Nerven und Gefäße, auch die Knochen nicht verletzt. In ſieben Feldzügen, erzählt er in ſeiner Biographie, hat er 36 Schlachten und Gefechten, Belagerungen und Blockaden angewohnt. Das eiſerne Kreuz I. Klaſſe und unzählige Orden ſchmückten ſeine tapfere Bruſt.

Ein ebenſo treuer Freund wie Beck war mir Friedrich Serger, der 1892 als Präſident des Oberlandesgerichts in Karlsruhe ſtarb. Er ſtudierte zuerſt in Bonn, gehörte dort dem Korps der Weſtfalen an und wurde dann Senior der Schwaben. Mit ihm verlor das Land einen ſeiner beſten Juriſten und edelſten Männer.

Obwohl viele Jahre durch das Weltmeer von Europa geſchieden, blieb mir auch Friedrich Kapp aus Hamm in Weſtfalen in feſter Freundſchaft verbunden. Er war ein ſchöner Jüngling, der ſchönſte vielleicht der Hochſchule, eine Hermannsgeſtalt mit goldblondem, das kühne Haupt umwallendem Haar, heiter und frei geſinnt. Er beendigte ſeine juriſtiſchen Studien in Berlin, beteiligte ſich 1848/49 an der Revolution und flüchtete dann nach den nordamerikaniſchen Freiſtaaten. In New-York errang er ſich als Advokat eine unabhängige Stellung, wurde ein genauer Kenner des amerikaniſchen Rechts, der Geſchichte und der wirtſchaftlichen Verhältniſſe der großen Republik. So ausgerüſtet machte er ſich als Publiziſt und Geſchichtſchreiber

Digitized by

einen angesehenen Namen. Von seinen zahlreichen Schriften sind wohl am bekanntesten die Lebensbeschreibungen der deutschen Offiziere, die unter den Fahnen Washingtons fochten, und die Geschichte des Soldatenhandels der kleinen deutschen Fürsten in der schlimmsten Periode deutscher Vergangenheit. Sein Patriotismus führte ihn 1870 nach Deutschland zurück, wo er in Berlin lebte; mehrmals in den Reichstag gewählt, starb er unerwartet und rasch 1884.

Am 6. Dezember 1897 verschied Eugen von Regenauer, einer der Besten der Suevia. Während des deutsch-französischen Kriegs in den Reichsdienst berufen, bewies er in Elsaß-Lothringen ein großes Geschick zu organisieren und erwarb sich dort große Verdienste um das Steuer- und Zollwesen. Nach Baden zurückgekehrt, wurde er von Großherzog Friedrich zum Präsidenten der Generalintendanz der Zivilliste ernannt und in den erblichen Adelstand erhoben.

Zum Schluß noch einige Worte über Heinrich Goll, dessen die Biographen Scheffels und Eichrodts wiederholt als eines Bekannten der beiden Dichter gedenken. Er war ein Karlsruher Kind, wie sie, aber einige Jahre älter, hatte die Rechte studiert, wurde jedoch Publizist und versuchte sich auch als Lustspieldichter. Er war eine Fallstaffnatur und nicht ohne Humor, aber schwerfällig an Geist und Leib. Als Redakteur der Karlsruher Zeitung beschloß er 1883 sein Leben.

Digitized by Google

Ein Besuch bei Herrn Benazet in Baden.

Herr Benazet war der weltbekannte Spielpächter, der in Baden residierte. In den prächtigen Sälen des Konversationshauses zogen seine Kroupiers mit immer gleicher Miene die Goldrollen der Millionäre, wie die Silberlinge leichtsinniger Studenten ein. Wer die berühmte Bäderstadt besuchte, machte Herrn Benazet seine Aufwartung und ging leichter von dannen, als er gekommen.

Im Herbst 1842 erhielt ich von meinem Vater Geld zu einer Ferienreise in den Schwarzwald, bei dieser Gelegenheit machte auch ich die Bekanntschaft des vielgenannten Franzosen und teilte das Loos der unzähligen Gimpel, die sich von ihm rupfen ließen. Da man heute bis Monte Carlo reisen muß, um sein Geld an einer öffentlichen Spielbank los zu werden, so befriedigt es vielleicht die Neugierde unerfahrener Leser, wenn sie vernehmen, wie ich es anfing, um in Baden gründlich aufs Trockene gesetzt zu werden.

Das Reisegeld hatte ich mir durch Abfassung einer naturwissenschaftlichen Topographie des Amtsbezirks Wiesloch verdient, ich hatte sie auf den Wunsch meines Vaters ausgearbeitet, der sie der obersten Sanitätsbehörde des Landes einsandte. Sie hatte mir viel Vergnügen gemacht, denn ich war im Laufe der Jahre mit der botanisch und geologisch interessanten Gegend gut bekannt geworden. Mit 24 fl., gleich 41 Mark 28 Pf., in der Tasche, konnte damals ein anspruchsloser Student weit reisen, namentlich wenn er den größten Teil des Wegs zu Fuße zurücklegte und da und dort bei Freunden und Verwandten gastliche Aufnahme fand.

Digitized by Google

Ich reiſte über Heilbronn, Stuttgart und Tübingen zunächſt in den württembergiſchen Schwarzwald und beſuchte den älteſten Bruder meiner Mutter auf der Glashütte Buhlbach bei Freudenſtadt. Von da ſtieg ich über den Kniebis nach Allerheiligen, beſah mir die Renchbäder und Rippoldsau, kehrte über den Kniebis nach Buhlbach zurück und wanderte dann das Murgthal herab zu den Hüttenwerken von Gaggenau, wo einer meiner Korpsbrüder wohnte. Seine Familie lud mich ein, über den nächſten Tag, einen Sonntag, bei meinem Freunde zu verweilen, was ich dankend annahm. Am Montag gedachte ich dann, meine Fußreiſe über die Berge nach Baden und weiter in den Schwarzwald hinauf fortzuſetzen. Zu meiner Freude teilte mir am nächſten Tag mein Freund mit, daß er mich einige Tage begleiten werde, ſein Vater habe ihn bereits mit dem nötigen Reiſegeld verſehen; auch füge es ſich geſchickt, daß ein Bekannter morgen mit eigner Kutſche in Geſchäften nach Baden fahre und uns einlade, mit ihm den Wagen zu teilen.

Mein Freund war einer der angeſehenſten Burſchen der Verbindung, eine diſtinguierte Erſcheinung, ein ſchöner Jüngling, mutig wie Achill und gut talentiert, aber nicht wenig excentriſch. Sein Vorname war Anton, er fand den Namen plebejiſch und häßlich und nannte ſich Antonin, die Freunde freilich hießen ihn nach dem franzöſiſchen Schneider in Baden, der ihm ſeinen höchſt eleganten Anzug lieferte, Chevard.

Am Morgen vor der Abfahrt überraſchte mich Antonin mit der Frage, wie viel Geld ich in Baden bei Herrn Benazet aufs Spiel ſetzen wolle? Ich geſtand ihm faſt beſchämt, daß ich daran noch nicht gedacht hätte, worauf er mich belehrte, noble junge Leute wie wir dürften unter keinen Umſtänden Baden beſuchen, ohne die Bekanntſchaft mit den Salons von Herrn Benazet zu machen. Man müſſe ſich aber vorher mit guten Grundſätzen wappnen und feſt vornehmen, wie viel man riskieren und gewinnen wolle. Er werde ſtreng nach dieſem Prinzip handeln und 10 fl. riskieren, um 60 zu gewinnen. Verwundert fragte ich, warum gerade 60 fl.? — „Meine Rechnung“, erwiderte er, „iſt klar und einfach. Wir brauchen 60 fl., um vierſpännig nach Straßburg zu fahren, dort als feine Leute im Hotel

Digitized by Google

de Paris abzuſteigen und ein gutes Diner einzunehmen.“ — Die Rechnung leuchtete mir ein, ich wollte, ſeinem Beiſpiele folgend, gleichfalls 10 fl. wagen, um 60 zu gewinnen.

In Baden angelangt ſtiegen wir im Hotel de France ab, verabſchiedeten uns von dem Herrn, der uns mitgenommen hatte, legten unſere Reiſetäſchchen im Gaſthof ab und eilten, um nicht unſere Zeit nutzlos zu verlieren, ſofort zu den Spielſälen. Da ich vom Spiele nichts verſtand, händigte ich Antonin meine 10 fl. ein, und bat ihn, für mich zu ſpielen. Er beabſichtigte, zuerſt mit den ſeinigen und hierauf mit den meinigen um Fortunas Gunſt zu werben, — nur dem Wagenden winkt das Glück!

Wir gingen zunächſt zu den Karten und Antonin verfolgte den Gang des Rouge et noir mit aufmerkſamen Blicken. Eine Zeit lang kam mit merkwürdiger Regelmäßigkeit Schwarz heraus, weshalb mein Freund es für geraten hielt, da endlich wieder Rot kommen mußte, auf dieſe Farbe zu ſetzen, aber er rechnete falſch, und plötzlich fragte er mich, ob ich noch geſonnen ſei, mein Glück zu verſuchen, ſeine 10 fl. ſeien dahin und meine an der Reihe. Bei dem aufregenden Klang der Münzen hatte der Spielteufel mich ganz gefangen und ich erwiderte raſch: „Gewiß, aber ſetzen wir auf Schwarz, denn ſchwarz iſt die Grundfarbe unſrer Schwabenmützen, und bringt uns ſicher Glück.“ — In der That, im Nu hatte ich 40 fl. gewonnen. Durch den Verluſt Antonins gewitzigt, ſchlug ich ihm vor, das Spiel abzubrechen und mit einer Spazierfahrt in nächſter Umgebung der Stadt vorlieb zu nehmen. — Entrüſtet verwies er mir meine Schwäche und wandte ſich mit dem Rufe: „Aut Caesar aut nihil!“, zur Roulette in dem anſtoßenden Saal. Hier teilte er die 40 fl. in zwei Häufchen, ſetzte ſie auf die höchſten Ziffern, der Würfel rollte und der Kroupier ſtrich beide ein. — Unmutig führte ich Antonin zu Rouge et noir zurück, wo meine zehn Gulden den verſchwundenen eiligſt nachflogen, obwohl ich aufs neue der Grundfarbe unſerer Mützen vertraute.

Sehr verſtimmt kehrte ich mit Antonin in den Gaſthof zurück und ſetzte mich mit ihm an die Mittagstafel, aber mir mundete weder Speiſe noch Trank. In meinen Ohren hallte es unabläſſig: „Mes-

Digitized by Google

sieurs, faites votre jeu!“ — Nach Tiſch beſtand ich ungeachtet der ernſten Abmahnung meines Freundes darauf, das verlorene Geld wieder zu gewinnen, verlor abermals und wollte das letzte, was ich beſaß, daran wagen, aber Antonin ergriff mich am Arm und führte mich ins Freie. — Beſorgt fragte er: „was bleibt dir übrig?“ — „Mein ganzer Beſitz iſt noch ein Thaler,“ klagte ich, „du mußt mir mit Reiſegeld aushelfen.“ — „Unmöglich!“ gab er zur Antwort, „ich beſitze keinen Pfennig mehr.“ — „Aber, um des Himmels willen!“ rief ich außer mir, „wie kann das ſein? Du haſt doch grundſätzlich nur 10 fl. eingeſetzt?“ — „Ganz richtig, aber dieſe zehn waren all mein Reiſegeld.“

Beſtürzt ſahen wir uns an. Wir waren beide abgebrannt. Auf Schuſters Rappen angewieſen, holten wir zunächſt unſre Reiſetäſchchen aus dem Gaſthof, hängten ſie um und marſchierten

„Arm am Beutel, krank am Herzen“

hinter dem Konverſationshaus zur Iburg empor, um von da herab, über Steinbach, Bühl zu erreichen, wo wir hofften, daß uns ein guter Freund den nötigen Mammon zur Weiterreiſe vorſtrecken werde. Sein Vater, der Apotheker des Orts, war ein wohlhabender Mann, kein Zweifel, er würde den bedrängten Freunden ſeines lieben Sohns gerne in der Not aushelfen. Wir langten in dem hübſchgelegenen Städtchen voll Zuverſicht an, traten in die Apotheke und fanden den Alten mit ſeinem Proviſor in der Offizin eifrig beſchäftigt, Pillen zu drehen. Er empfing uns auffallend kühl und gab uns auf unſre Erkundigung nach ſeinem Herrn Sohne den kurzen Beſcheid, er liege leidend zu Bette. Wir verlangten teilnehmend, ihn zu beſuchen und wurden in ſein Zimmer geführt. Es ſah gräulich darin aus, keine liebende Hand ſchien ſich des armen Goliath, wie ihn ſeine Freunde nannten, und ſeiner Stube zu erbarmen, — wir wären am liebſten gleich wieder umgekehrt; aber er war unſere Hoffnung, unſer Stab und Stecken, gern oder ungern mußten wir in der drückenden Atmoſphäre bleiben. Leider verhieß uns ſein Empfang wenig Tröſtliches. Er ſtreckte ſeinen dicken Kopf mit dem roten Geſicht und der leuchtenden Karfunkelnaſe aus dem Bette und begrüßte uns verwundert mit den Worten:

Digitized by Google

„Was führt euch zu mir?“ — Ruhig vernahm er unſer Anliegen: „Ihr trefft es ſchlecht. Ich habe keinen roten Heller, nichts als mein rotes Geſicht und dieſes hat mich um die Gunſt meines ſoliden Alten gebracht. Laßt jede Hoffnung fahren! Bei mir iſt nichts zu holen.“ — Antonin wandte ein, ſein edler Vater werde ſich doch wohl erweichen laſſen, wenn er ihm beweglich zu Gemüte führe, aus welch guten Familien ſeine Freunde ſtammten. — „Ihr kennt meinen Alten ſchlecht,“ erwiderte er, „ich weiß ganz genau, was er jetzt ſchon denkt: „„Das ſind Freunde meines ſaubern Sohns, die nur ankehren, um ihn anzupumpen, weil ſie ihr Geld bei Benazet gelaſſen haben.““

Wir ſchieden unverrichteter Sache aus der ungaſtlichen Apotheke und wanderten weiter nach dem Flecken Renchen, wo einſt der Verfaſſer des Simpliciſſimus als Amtmann des Biſchofs von Straßburg Haus gehalten hat. Auch Renchen hatte eine Apotheke und ihr Beſitzer war ein Vetter von mir, er konnte uns nicht im Stiche laſſen. Der Gute empfing mich herzlich und Antonin that ſein Beſtes, um ihn uns geneigt und möglichſt freigebig zu ſtimmen. Der Apothekerſtand, behauptete er, ſei wie kein anderer berufen, der Menſchheit in ihren vielen Nöten zu helfen. Ich hielt es für beſſer, nicht zu lange, wie die Katze um den heißen Brei zu gehen, nahm den Herrn Vetter zur Seite und erhielt, was wir brauchten. Er hätte uns ſogar gerne einige Tage bei ſich behalten, aber es trieb uns, noch an demſelben Abend Offenburg zu erreichen, wo uns liebe Freunde erwarteten. Wir mieteten ein „Berner Wägelchen“ und fuhren von dannen.

Nachdem wir einen Tag in Offenburg verweilt hatten, wanderten wir zuſammen ins Kinzigthal. In Hauſach trennten wir uns, er ging nach Gaggenau zurück, ich nach Triberg, ſtieg von da in das Elzthal herüber und ging über Waldkirch und Emmendingen nach Freiburg, wo ich acht Tage lang bei meinem Freunde Beck zu Gaſte war.

Zum Schluß die Verſicherung, daß ich die Lehre, die mir Herr Benazet erteilte, nicht zu teuer erkauft habe. Die kleine Schröpfkur hat mich zeitlebens vor der Spielwut geſchützt.

Digitized by

Das Pauken.

Die Korps nannten sich zum Unterschied von den rein gesellschaftlichen Studentenvereinen mit Recht Waffenverbindungen, denn sie pflegten das blutige Waffenspiel fast mehr noch als die brüderliche Geselligkeit und übten es nach den festen Satzungen des Paukkomments. Sie nannten die Waffengänge Paukereien oder Mensuren und führten sie in Heidelberg und an den meisten Hochschulen mit dem Korbschläger aus, in Leipzig und Halle mit dem Glockenschläger, ausnahmsweise griffen sie zu Säbel und Pistole, der Schläger blieb jedoch die eigentliche und eigentümliche Waffe des deutschen Studenten. — Die Bezeichnung Duell für den kommentmäßigen Zweikampf auf Hiebwaffen war ungebräuchlich, sie wurde selbst dann, wenn die Schußwaffe gewählt wurde, nur ausnahmsweise angewendet.

Bei den gewöhnlichen leichten Paukereien war durch geeignete Schutzvorrichtungen, die in ihrer Gesamtheit der Paukwichs genannt wurden, dafür gesorgt, daß nur das Gesicht und die Brust völlig ungeschützt blieben. Der Komment ließ jedoch auch schwere Paukereien zu, die den Namen Duelle wohl verdienten, auf Schläger und Säbel, wobei die Schutzvorrichtungen eingeschränkt wurden oder ganz wegfielen.

Zu Anfang der vierziger Jahre stand das Paukwesen in vorher nie gesehener Blüte. Es war zum gröbsten Paukunwesen geworden, und unter vier Augen bezeichneten wir selbst es ganz aufrichtig als Paukfimpelei und Paukeselei. Die meisten älteren Burschen der Suevia hatten 10—12, auch 20 und einige 40—60 Mensuren hinter sich;

Digitized by Google

das Korpsband, worauf man sie einschrieb, reichte bei diesen kaum aus, sie alle aufzuzeichnen.

Dies war nicht immer so gewesen. Die alten Herren der Suevia im Philisterium versicherten, daß noch in den dreißiger Jahren manche Schwabenburschen nur ein- bis zweimal oder sogar niemals auf der Mensur gestanden hätten.

Als die Korps bei ihrer Gründung 1810 den Paukkomment ausdrücklich zur Hebung des Burschentones einführten, verboten sie jede thätliche Beleidigung von Kommilitonen mit Androhung der Strafe des Verrufs — nicht einmal an den Kleidern durfte der Gegner bei Streithändeln angefaßt werden — und formulierten genau den „Tusch", das beleidigende Wort, das sofort dem Wortwechsel ein Ende machte und die Forderung auf die Mensur nach sich zog. Außer dem „dummen Jungen" und dem weit schärferen „Hundsfott" wurde kein andres beschimpfendes Wort für kommentmäßig erachtet. Mit der vollzogenen Mensur aber war die Beleidigung ausgelöscht, die Satisfaktion gegeben, wie es das Lied besagt:

„Hat ein Schmiß gesessen,
Ist der Tusch vergessen."

Hieraus geht hervor, daß die Mensur ehemals als Mittel zu dem löblichen Zwecke gewählt worden war, die Streithändel und damit die Duelle unter Burschen zu vermindern, jetzt aber war die Mensur selbst Zweck geworden, und man tuschierte, um sich auf der Mensur zu messen, um durch Pauken Ansehen zu gewinnen. Je mehr Tusche, desto mehr Mensuren, je mehr Mensuren, desto mehr Ehre. Der Stolz des Korps waren seine Waffengänge. Man schlug sich nicht mehr für die Ehre der eigenen Person, sondern zu Ruhm und Ehre seines Korps, „in gloriam patriae". Solche Paukereien nannte man „Skandäler pro patria", wobei die sonderbare Verwechslung von Korps und Vaterland unterlief.

Unter den Korpsbrüdern selbst mußten alle Ehrenhändel friedlich ausgetragen werden. Es ist mir nie ein Duell unter den Schwaben zu Ohren gekommen, während sie mit den andern Korps, abwechselnd bald mit diesen bald mit jenen, ewig in Fehde standen, wie der alte

Digitized by Google

Götz von Berlichingen und seine ritterlichen Vettern sich ehemals fast ununterbrochen ihre Eisenwämmse ausklopften. — Die Suevia hatte sogar einen Erbfeind in der Rhenania, weil ihr diese die Mannheimer Füchse wegkaperte, während sie doch als anerkannte Vertreterin der badischen Studentenschaft auf die Mannheimer Anspruch zu haben meinte. Die beiden Verbindungen haßten sich gegenseitig, und an Ostern 1842 hatte die Erbitterung einen hohen Grad erreicht.

Auf dem allgemeinen Abschiedskommers pflegte jeder Hader zu schweigen, diesmal aber kam es zu einem kaum erhörten Skandal. Der Senior der Rhenanen hatte es gewagt, unseren Korpsbruder Bernhard Beck, diesen Ausbund von Tapferkeit, zu hänseln und seinen Mut anzuzweifeln, worauf ihm dieser, ohne ein Wort zu erwidern, eine kommentwidrige Ohrfeige versetzte. Eine solche Verletzung des Komments unter Korpsburschen war in Heidelberg noch nie vorgekommen. Der Seniorenkonvent erteilte der Rhenania die Erlaubnis, Beck beim Amte zu verklagen, das solche Vergehen mit Konsilium oder Relegation bestrafte, aber Beck hatte sein Abgangszeugnis von der Hochschule bereits in der Tasche und verließ Heidelberg sofort. Für ihn sollte nunmehr die ganze Suevia büßen. Im nächsten Semester verbündeten sich vier der bestehenden sechs Korps, um die Schwaben zu züchtigen, die nur in den Nassauern, die heute nicht mehr bestehen, treue Alliierte fanden. Die Suevia war gerade in diesem Semester auf einen Bestand von wenigen Leuten zurückgegangen, ihre sechs Korpsburschen mußten jeder zehnmal die Mensur betreten, doch kämpften sie fast in allen Waffengängen siegreich.

Ungeachtet ihres guten Willens hatte es den Korps zu Anfang des Jahrhunderts nicht recht gelingen wollen, den rohen Burschenton zu verfeinern. Sie rückten einander häufig abends auf die Kneipe, randalierten und kontrahierten, wobei es oft garstig zuging. Da beschloß der Seniorenkonvent, immer bedacht auf die Hebung der Sitten, diesen Brauch abzuschaffen und für das Paukbedürfnis in anderer Weise zu sorgen. Er dekretierte ewigen Frieden zwischen den Korpskneipen, verbot die gegenseitigen Einbrüche pro gloria patriae, und richtete besondere Kontrahierabende ein, in zu diesem Zwecke gemieteten Sälen, am liebsten im faulen Pelz.

Digitized by Google

Abends zur festgesetzten Stunde zogen sämtliche Korps von ihren Kneipen in hellen Haufen in die Arena zum fröhlichen Tuschieren, jedes besetzte den Tisch, den seine Füchse im voraus belegt hatten. Waren sie alle eingetroffen, so war die Neugierde groß, welche Losung die verschiedenen Korpskonvente ausgegeben hatten, doch die unheimliche Stille währte nicht lange. Ein Bursche erhob sich und schleuderte einem ebenbürtigen Kämpen an einem der feindlichen Tische höhnenden Schlachtruf zu. Besaß der Gegner Witz, so erwiderte er mit Gegenhohn, wenn nicht, was die Regel war, sofort mit dem Tusch. Nach dieser ersten „Kontrahage" ging das Kampfgeschrei an allen Tischen los. Die Luft schwirrte von dummen Jungen, dazwischen sausten einzelne schwere Hundsfotte nieder. Die Helden der Ilias hätten ihre helle Freude an dem Treiben gehabt.

Die schweren Forderungen, die an diesen Abenden gestellt wurden, kamen nicht alle zum Austrag. In und außer dem Saale waren Lauscher auf der Lauer, auch die Kellner paßten auf und berichteten den Pedellen, diese dem Universitäts-Amtmann. Manches schlimme Duell wurde dadurch verhindert. Der Amtmann citierte die Kontrahenten und verlangte das Versprechen auf Ehrenwort, sich nicht zu schlagen, verweigerten sie es, so drohte er mit Karcer bis zu besserem Besinnen.

Um die Forderungen zum Austrag zu bringen, schickte das herausgeforderte Korps seinen Kartellträger mit dem Bestimmzettel dem feindlichen auf die Kneipe. Die Person dieses Heroldes, eines Korpsburschen, war durch seine Mission geheiligt. Er wurde mit ausgesuchter Höflichkeit empfangen und Tag und Stunde der Mensuren artigst mit ihm vereinbart. Solche Bestimmungsmensuren wurden von den persönlichen, auf private Streithändel hin, unterschieden.

Wie groß das Paukunwesen war, wußte der Paukarzt Hofacker am besten. Er hat in 24 Jahren mehr als 20000 Mensuren auf Hiebwaffen, denen er beiwohnte, aufgezeichnet. Seine reiche Erfahrung auf diesem Gebiete der Wundarzneikunde verwertete er zu zwei Abhandlungen, die 1828 und 1836 in den Heidelberger klinischen Annalen erschienen; er brachte darin wertvolle Mitteilungen über die Wiederanheilung abgehauener Nasen- und Lippenstücke. Das Verbot, Hunde

Digitized by Google

auf die Mensur mitzunehmen, wurde zum Teil darauf zurückgeführt, daß eine Dogge die abgehauene Nasenspitze ihres Herrn bei solcher Gelegenheit eiligst aufgeschnappt und mit besonderem Appetit verzehrt habe. — Tödliche Verwundungen durch Hiebwaffen waren äußerst selten, nur die damals bei der mangelhaften Einsicht in die Natur der Wundgifte häufig nachfolgenden Infektionskrankheiten, namentlich die Kopfrose, brachten das Leben zuweilen in Gefahr.

Ueber die Häufigkeit der Pistolenduelle läßt sich nichts Gewisses sagen, weil man sie sehr geheim hielt. Während ich in der Suevia war, sind mir fünf Pistolenduelle bekannt geworden, die von Schwaben ausgeführt wurden. Es ist merkwürdig, daß sie unblutig verliefen, vielleicht nur, weil die Pistolen wenig taugten. Doch wurde in einem dieser Duelle einem Schwaben, der eben aus Berlin zurückgekehrt war, der runde Hut, den er sich von da mitgebracht hatte, auf dem Kopfe, ohne daß die Kugel die Haut berührte, durchschossen, in dem andern, wo ich sekundierte, streifte die Kugel des Schwaben dem Gegner die Haut an der rechten Schulter. Die Anlässe zu diesen fünf Duellen waren der nichtigsten Art.

Nur ein Pistolenduell verlief, während ich in Heidelberg studierte, tödlich.

Ein Studiosus juris W., Korpsbursche der Rhenania und Sohn eines verstorbenen Heidelberger Stadtdirektors, geriet aus geringer Ursache beim Verlassen des Hörsaals mit einem andern Rechtsbeflissenen, der keiner Verbindung angehörte, in einen Wortwechsel und ließ sich zu einer rohen kommentwidrigen Beschimpfung des verachteten Kamels hinreißen. Vergeblich ließ ihn der schwer Beleidigte auffordern, abzubitten; ungeübt in der Führung der Hiebwaffen mußte er Pistolen wählen. Das Duell fand oberhalb der Hirschgasse statt, der Beleidigte hatte den ersten Schuß, die Kugel drang dem Rhenanen in den Unterleib. Man trug ihn zu seiner Mutter in die Stadt, er war ihr einziges Kind, in ihren Armen hauchte er am 29. Januar 1841 sein Leben aus.

Die Korps bestatteten den Gefallenen feierlich. Auf dem Kirchhof kam es zu einem ärgerlichen Auftritt zwischen dem strenggläubigen evangelischen Stadtpfarrer und dem Senior der Rheinländer. Jener

Digitized by Google

ſchleuderte ſein Anathema auf die Unſitte des Duells und bezeichnete den Rächer ſeiner Ehre als Mörder, worauf ihm der Senior am Grabe widerſprach. Die Regierung ſchickte einen Beamten, um dieſe Vorgänge zu unterſuchen und der Duellwut zu ſteuern. Es führte zu nichts, man hieb und ſchoß ſich nach wie vor.

Dieſes Duell hatte wichtige Folgen im Schoße der Studentenſchaft ſelbſt. Es rief wegen des äußerſt verächtlichen Schimpfwortes, das der Korpsburſche dem Kamel erteilt hatte, unter den Wilden eine große und nachhaltige Erbitterung hervor und trug weſentlich dazu bei, eine mächtige Oppoſition wider die Korps und ihre Paukwut zu wecken.

Faſt zu gleicher Zeit koſtete jugendlicher Unverſtand und Korpsübermut auch einem Rhenanen in Freiburg das Leben. Der junge Korpsburſche, ein allgemein beliebter, hübſcher und liebenswürdiger Adeliger, ließ ſich, aufgeregt vom Weine hinreißen, einen Philologen grundlos zu beleidigen, der lediglich ſeinen Studien lebte und ſeinen ſchon von Geburt an verſtümmelten rechten Arm nur unvollkommen gebrauchen konnte. Auch der Freiburger Korpsburſche konnte es nicht über ſich gewinnen, Abbitte zu leiſten, und büßte es mit dem Leben. Der Verſtümmelte, unfähig Hiebwaffen zu führen, wählte die Piſtole und ſchoß den Beleidiger nieder. Die Furien des Gewiſſens verfolgten den unglücklichen Schützen durchs ganze Leben.

Digitized by Google

Der S. C.

Der Seniorenkonvent oder S. C. war der Bundesrat der Korps, den sie mit ihren Senioren beschickten. Er vertrat sie in allen gemeinschaftlichen Angelegenheiten, war ihre oberste ausführende und richterliche Behörde auf der Grundlage des Komments und beanspruchte zugleich die Leitung der ganzen Studentenschaft und das oberste Richteramt in allen Ehrenhändeln der Kommilitonen. — Auch die Philister ließ er nach Umständen seine Macht fühlen, steckte sie in Verruf und entzog ihnen bald mit, bald ohne Verhör, die Kundschaft.

Seine angemaßte Suprematie über die „Wilden" stützte der S. C. auf die Fiktion: wer bei den Korps nicht eintrete, verzichte damit freiwillig auf seine studentischen Rechte zu ihren Gunsten. Gegen diesen merkwürdigen Rechtssatz hatten die Wilden bisher keinen ausdrücklichen Protest erhoben. Noch am 1. April 1840 hatten sie sich bei der Beerdigung Thibauts fast vollzählig eingestellt und den Anordnungen der Korps willig Folge geleistet. Seit dem unglücklichen Duell jedoch, das dem Rhenanen W. das Leben kostete und die maßlose Verachtung vieler Korpsburschen gegen die Wilden aufgedeckt hatte, war dies anders geworden; es bemächtigte sich dieser eine wachsende Erbitterung, die zuletzt zur offenen Rebellion führte.

Im Winter 1840/41 beschickten den S. C. nicht weniger als sieben Korps. Ich zähle sie nach ihrem Alter auf: Schwaben, Westfalen, Hanseaten, Rheinländer, Saxoborussen, Nassauer und Schweizer.

Das jüngste und kleinste Korps, das sich immer nur für kurze Zeit aufthat und dann wieder verschwand, war die Helvetia. Drei

Digitized by Google

Schweizer waren bei den Schwaben eingetreten, zwei davon halfen im November 1843 die Helvetia aufs neue ſtiften, nachdem ſie ſchon in meinem erſten Semeſter ſich aufgelöſt hatte; der dritte, der treue Fehrli aus dem Kanton Schaffhauſen, brachte es nicht über ſich, die Suevia zu verlaſſen. Er war Mediziner, jedoch kein Freund der Kollegia, was Anlaß gab, daß ihm ſeine deutſchen mediziniſchen Korpsbrüder eines Tags als freiem Bürger der Schaffhauſer Republik gratulierten, weil dieſe den Zwang einer ärztlichen Staatsprüfung nicht dulde. Er belehrte die Spötter eines Beſſeren: der Kanton habe freilich ein ärztliches Staatsexamen, ſogar in Chemie, und der Examinator ſei ein „ganz verfluchtes Chaib“ von Apotheker.

Eine angeſehene Verbindung waren die Hanſeaten, die der nachmalige Hamburger Bürgermeiſter Peterſen geſtiftet hatte. Es gehörten ihr viele Hamburger an, meiſt ſehr feine und fleißige Leute; ſollten ihre Beſtimmungsmenſuren mit wichtigen Kollegien zuſammenfallen, ſo beſtanden ſie auf Verlegung der Menſuren; kein anderes Korps folgte dieſem löblichen Beiſpiel. Außer den Hamburgern gehörten ihr einige andere Norddeutſche an, namentlich Mecklenburger.

Innere Zerwürfniſſe der Hanſeatia führten 1841 zu ihrer Auflöſung, die Hamburger traten alle aus und ein Mecklenburger, Stud. jur. Franz Howitz aus Roſtock, gründete an ihrer Stelle mit einigen Landsleuten und Niederſachſen die noch heute blühende Vandalia. Die Hamburger, lauter Leute in hohen Semeſtern, kneipten bis zu ihrem Abgang von Heidelberg mit den Schwaben. Infolge dieſer Vorgänge lernte ich den eben ſo fleißigen, als geiſtvollen Mediziner Eduard Cohen kennen, der in den Oſterferien 1842 die allgemeine Chemie und hauptſächlich die Stöchiometrie in Art eines freundſchaftlichen Privatiſſimum mit mir durchnahm; wir benützten dazu die früheſten Morgenſtunden. Er iſt einer der geſuchteſten Aerzte Hamburgs geworden und Arzt in Bismarcks Familie, wenn der Fürſt in dem nahen Friedrichsruhe verweilte. Wie hoch ihn dieſer ſchätzte, lehrt ein Brief dankbarſter Anerkennung, den er nach Cohens Tod den Hinterlaſſenen ſchrieb.

Franz Howitz, der Stifter der Vandalia, war ein Korpsburſche von dem Schlag unſres Bernhard Beck, ein von ſeinen Freunden ſehr

Digitized by Google

reſpektierter und von dem Segen des Korpsweſens felſenfeſt überzeugter Mann. Im Geſichte hatte er etwas von einer Bulldogge, ſeine Vandalen hütete er, wie eine Henne ihre Küchlein. Die Vandalen nannten ihn die alte Hanne, warum, iſt mir unbekannt. — Von ſeinen Vandalen iſt am berühmteſten geworden Rudolf von Bennigſen. Obwohl ich nie vorher ein Wort mit dieſem prächtigen Mann geſprochen hatte, auch nachher auf der Hochſchule ſeine Bekanntſchaft nicht gemacht habe, kreuzten wir doch die Waffen pro gloria patriae, wurden jedoch nach einigen Gängen von den Pedellen verjagt.

Die Naſſauer waren eine große Verbindung, faſt ausnahmslos aus dem Herzogtum Naſſau und der freien Stadt Frankfurt beſchickt. Sie hielten mit den Schwaben gute Freundſchaft.

Die Weſtfalen, meiſt Norddeutſche und Kurländer, auch einige Süddeutſche, Rumänen und ein Schweizer waren darunter, hatten im Sommer 1844 den liebenswürdigen stud. jur. Guſtav Gans zu Putlitz, den bekannten Dichter, als Senior an ihrer Spitze.

Von den Saxoboruſſen, die damals mehr Bürgerliche in ihren Reihen hatten, als heute, iſt mir der nachmalige Kunſt- und Litteraturhiſtoriker Hermann Hettner in Erinnerung.

Bei den Rhenanen waren mehrere meiner früheren Schulkameraden eingetreten, was mir bei der großen Feindſchaft zwiſchen Schwaben und Rhenanen mitunter peinlich wurde, doch blieben wir einander treu. Vielleicht der witzigſte von allen Korpsburſchen war ein Rhenane, stud. jur. Ludwig Knapp aus Darmſtadt. Er verließ die Univerſität ſchon an Oſtern 1841 und kehrte als Dozent des Rechts zu ihr zurück (1848—1858). Er hat ſich durch ein „Syſtem der Rechtsphiloſophie“ (1857) bekannt gemacht und ſtarb 1858. Knapp war eines der hervorragenden Mitglieder des Engeren, und befreundete ſich innig mit Scheffel, der ihm in ſeinen Rodenſtein-Liedern als Knappen des weinfröhlichen Ritters ein Denkmal geſetzt hat.

Die Rhenania löſte ſich im Herbſt 1842 auf. An ihre Stelle trat das Korps Palatia, meiſt Mannheimer mit dem früher erwähnten (S. 41) Freiherrn Götz von Berlichingen als Senior an der Spitze.

Da die Korps nur geduldet, aber nicht amtlich anerkannt waren, mußten die Univerſitätsbehörden, wenn ſie mit ihnen verhandeln

Digitized by Google

wollten, ſich durch Mittelsperſonen an den S. C. wenden. Ein ſo ungehöriges Verhältnis untergrub den Rechtsſinn der akademiſchen Jugend, ſchwächte das Anſehen der Behörden und ſteigerte die Ueberhebung der Korps auf der einen Seite und die Erbitterung der Wilden auf der andern.

Die Geſchichte eines Fackelzugs zu Ehren des am 3. Mai 1842 in Karlsruhe vermählten hohen Paares, des Erbprinzen Ernſt von Sachſen-Koburg-Gotha mit der Prinzeſſin Alexandrine von Baden, mag zur richtigen Beleuchtung dieſer merkwürdigen Zuſtände an der Hochſchule dienen. Die Neuvermählten wollten auf der Reiſe nach Koburg in Heidelberg übernachten, und der Amtmann ließ den S. C. durch die Pedellen wegen eines Fackelzugs befragen. Die Korps zeigten keine Luſt, dieſe Huldigung darzubringen, denn ſie waren übler Laune, weil der Amtmann ſeit einiger Zeit alles aufbot, um das Pauken auf der Hirſchgaſſe unmöglich zu machen. Vermutlich handelte er auf höhere Weiſung. Das Treiben in dem berüchtigten Paukſaal war zum europäiſchen Skandal geworden, namentlich engliſche Reiſende berichteten Schauergeſchichten von den blutigen Szenen, denen ſie als Gäſte zugeſchaut hatten. Dieſem Aergernis ſollte ein Ende gemacht und der S. C. gezwungen werden, ſeine Turniere an andere Orte zu verlegen. Zu dieſem Ende ſchickte der Amtmann die Pedellen faſt täglich über den Neckar, ließ die Paukanten verjagen oder abfaſſen und in das Karzer ſperren, das koſtſpielige Paukzeug wegnehmen. Deshalb verweigerten die Korps den Fackelzug und blieben auch auf des Amtmanns ausdrückliches Appellieren an ihre erprobte Loyalität ſtörriſch, denn in Paukſachen hörte ſelbſt dieſe auf.

So ſtanden die Dinge als Howitz dem S. C. den Vorſchlag machte, dem Amtmann zu bedeuten, man würde den Fackelzug unter der Bedingung bringen, daß er das Pauken auf der Hirſchgaſſe wieder wie früher zulaſſe. Sein Vorſchlag fand Beifall, nur die Schwaben und Rhenanen rieten von dieſem Vorgehen ab. Sie waren diesmal der gleichen Meinung, man ſolle bei dem abſchlägigen Beſcheide verharren; der Amtmann dürfe ſich einen ſolchen Hohn nicht bieten laſſen, auch werde der Fackelzug dürftig ausfallen, die Wilden ſeien ebenſo unzufrieden mit den Korps wie mit den Behörden und würden

Digitized by Google

keine Heeresfolge leiſten. Sie wurden aber überſtimmt und der Vorſchlag zum Beſchluß erhoben. — Der Amtmann gab nur ſchöne Worte und keine bindenden Verſprechen; zuletzt kam der Fackelzug wirklich zu ſtande, fiel aber, wie vorausgeſehen war, dürftig aus, und der Amtmann blieb dem S. C. ſeinen Dank ſchuldig. Den Korps blieb nichts übrig, als den Paukplatz zunächſt nach Ziegelhauſen in den Adler und von da ſpäter nach Neuenheim in die Roſe zu verlegen.

Obwohl die Korps der Politik fern blieben, beſchloſſen ſie doch dem Geiſte der Zeit ein Zugeſtändnis zu machen und bei den Verhandlungen des S. C. die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit einzuführen. Bisher waren die Sitzungen inſofern geheim geweſen, als ihnen außer den abgeordneten Senioren niemand hatte beiwohnen dürfen, wie wenn es ſich darin um die wichtigſten Staatsgeheimniſſe handelte. Auch wurden ſie, namentlich in Klageſachen, ſchriftlich geführt und ſchleppten ſich, wie im ſeligen Reichskammergericht, endlos hin mit Repliken und Dupliken, wobei die älteren Juriſten in ſpitzfindiger Rabuliſterei ſchon für die künftige Praxis ihre Federn übten. — Es wurde eine Kommiſſion niedergeſetzt, die Reformvorſchläge ausarbeitete. Die Korps nahmen ſie an, und die Reform wurde ſofort ins Werk geſetzt. Jeder Korpsburſche hatte von nun an das Recht, den Verhandlungen des S. C. in ehrfurchtsvollem Schweigen zu lauſchen, und das ſchriftliche Verfahren wurde durch ein abgekürztes mündliches erſetzt.

In der Kommiſſion hatte auch ich geſeſſen und hier die nähere Bekanntſchaft des Seniors der Weſtfalen v. Putlitz gemacht. Wie wichtig wir die Sache nahmen, erhellt aus einigen Zeilen unter ſeiner Silhouette, die er mir nach dem Schluß des Semeſters von Berlin ſchickte: „Wenn unſer gemeinſames Werk fertig iſt, ſo mache ich es dir zur Pflicht, mir ein Exemplar als Andenken an die Stunden zu ſchicken, die mir immer eine freundliche Erinnerung ſein werden.“

Digitized by Google

Die Opposition.

In den wenigen Jahren vom Herbst 1840 bis Herbst 1844 war die politische Unzufriedenheit zu einer erstaunlichen Höhe in ganz Deutschland angewachsen. Die Politik beschäftigte alle Kreise und bemächtigte sich der deutschen Poesie wie nie zuvor, auch nicht in den Befreiungskriegen. Ueberall las, sang und recitierte man die Verse der Heine, Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, Herwegh, und zahlloser anderen Poeten und Poetaster. Am meisten zündeten die Gedichte eines Lebendigen.

Als ich eines Morgens durch die Friedrichsstraße ging, lag ein vor kurzem zum Amtmann ernannter alter Herr der Suevia am Fenster seiner Wohnung und rief mich zu sich hinein. Er war von äußerst loyaler, streng monarchischer Gesinnung, aber die Kraft und mehr noch der Bombast der Herweghschen Muse hatten den Amtmann, der sich ums Leben gern deklamieren hörte, mächtig ergriffen. Er machte die Thüre fest hinter mir zu, schloß das Fenster, warf sich in die Brust und donnerte mir zu:

„Reißt die Kreuze aus der Erden,
Kreuze sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeih'n!"

Wenn ein großherzoglich badischer Amtmann sich in der Poesie der Freiheitssänger so stark berauschte, wer mochte es den Studenten verdenken, wenn sie erst recht den feurigen Trank in vollen Zügen schlürften?

Digitized by Google

In der That, die allgemeine Erregung trieb an allen Universitäten und nicht zum wenigsten in Heidelberg hohe Wogen; die überwiegende Mehrzahl der Studierenden verlangte mit wachsender Heftigkeit eine gründliche Reform des Studentenlebens. War doch, wie ich eben erzählte, ein Hauch des neuen Geistes sogar in den Komment der Korps gedrungen; aber gerade gegen diese richteten sich hauptsächlich die Angriffe der reformlustigen Kommilitonen und die liberale Presse sekundierte ihnen. Man bezeichnete die Korps als die gefügigen Werkzeuge Metternichs, als eines der Glieder an der großen, um den edeln Leib der Mutter Germania gelegten Kette, die sie in schmählicher Knechtschaft halte, und beschuldigte die Regierungen, daß sie systematisch die Anmaßung der Korps auf Suprematie in der Studentenschaft und ihr Treiben begünstigten. Wider das Gesetz würden sie geduldet und sogar über kecke Herausforderungen der Behörden mit Nachsicht weggesehen. Die autokratischen Machthaber benützten die Korps einzig zu dem Zwecke, die akademische Jugend von der Teilnahme an öffentlichen Dingen abzulenken, ihren idealen Sinn und das deutsch-patriotische Gefühl zu ertöten.

Der Schwabenkneipe gegenüber wohnte der Buchhändler Christian Friedrich Winter, der längjährige freisinnige Bürgermeister und Landtags-Abgeordnete der Stadt Heidelberg. Man schrieb ihm den Ausspruch zu, das Schwabenkorps sei eine konzessionierte Brütanstalt zur Züchtung Karlsruher Bureaukraten. Daran war nur soviel richtig, daß die meisten Schwaben Söhne von Staatsdienern waren und ebenfalls Staatsdiener werden wollten. Wie die meisten Alten sahen auch die meisten Jungen in der Beschränkung des Landesfürsten und mehr noch seiner Beamten durch die Verfassung eine schädliche Einrichtung. Einer oder der andere glaubte fest an das Dogma von der bureaukratischen Erbweisheit. Es wagte sogar ein Ehrenmitglied der Suevia, das ihr freilich späterhin keine Ehre machte und im Leichtsinn unterging, in der Kneipe die Behauptung: das Schwabenkorps sei der Grundpfeiler des badischen Staats, — von da an erhielt er den Beinamen „der Staat“. Auch ließ sich nicht leugnen, daß einige der reaktionärsten Beamten aus der Suevia hervorgegangen waren, beispielsweise der schlimmste von allen Censoren der Presse, der Freiherr

Digitized by Google

Uria von Sarachaga. Er wurde nach 1849 Stadtdirektor in Freiburg und ließ hier bei Nacht und Nebel das Denkmal beseitigen, das die dankbare Stadt dem Geschichtschreiber Karl v. Rotteck gesetzt hatte.

Da die Korps samt und sonders die gleichen Grundsätze bekannten, so traf der Vorwurf des „Vaters Winter" die Suevia nicht allein, sondern die Korps alle ohne Ausnahme, aber er war ungerecht. Sie hatten keinen politischen Charakter und nahmen Fort- und Rückschrittler gleich bereitwillig auf, vorausgesetzt, daß sie sich dem Komment unterwürfen, nach Vorschrift kneipten und paukten. Ein fertiges politisches Glaubensbekenntnis besaßen die jungen Leute nicht, sie konnten ebenso gut zu schwarzen Reaktionären wie zu roten Revolutionären ausreifen.

Friedrich Hecker,

„eine Feder auf dem Hut,
lechzend nach Tyrannenblut"

war ein wilder Bursche des ehemaligen Korps der Hassia in Heidelberg gewesen. Er hieß der rote Hecker zum Unterschied von seinem zahmeren Bruder Karl, dem schwarzen Hecker, der bei den Rheinländern eingetreten war. Die beiden Korps gerieten aneinander und schickten sich Mensurforderungen pro patria zu, auch Friedrich Hecker forderte seinen Bruder Karl; seitdem hieß er der krasse Hecker. Es mag unglaublich erscheinen, aber Karl Hecker, später Professor der Chirurgie und mein Kollege in Freiburg i. Br., bestätigte mir diese Geschichte, die ich als Student gehört hatte, mit dem Beifügen, daß er die Paukerei abgelehnt habe.

Heckers politischer Gegner Karl Mathy, der liberale badische Staatsminister, war aus der Heidelberger Burschenschaft hervorgegangen, ebenso das Haupt der preußischen Kreuzzeitungsmänner Friedrich Julius Stahl, der in Heidelberg Sprecher der Burschenschaft gewesen war.

Den patriotischen Grundgedanken der Burschenschaft hat keiner aus ihren Reihen verwirklicht, diese Mission war einem Korpsburschen aus Göttingen beschieden, dem Studiosus Otto von Bismarck.

Digitized by Google

Im Winter 1842/43 erzählte mir ein Schulkamerad, der mit mir Medizin studierte, daß er sich einer angenehmen Gesellschaft angeschlossen habe, die sich unter dem Namen Lumpia in der Brauerei zum Schiff zusammenfinde. Ihr geistiges Haupt sei ein stud. jur. Hermann Becker aus Elberfeld, dessen Witz und geselliges Talent er nicht genug rühmen konnte. Daß Becker wirklich schlagenden Witz besaß, erfuhren die Korps bald aus verschiedenen Zeitungsartikeln, worin er ihre Suprematie entschieden zurückwies und sich mit großem Humor über ihr Treiben lustig machte. Anfangs las ich die Artikel mit einigem Aerger, aber bei ruhiger Ueberlegung mußte ich gestehen, daß ich selbst schon ähnliche Gedanken gehegt, und zugeben, daß der rote Becker, wie man ihn nannte, recht habe. Er wurde später Sprecher der Bonner Burschenschaft, beteiligte sich an der Bewegung von 1848/49 und hat sich nachher als Bürgermeister der Stadt Köln und Mitglied des preußischen Herrenhauses weithin bekannt gemacht. — Aus der Lumpia ist nach einiger Zeit eine burschenschaftliche Verbindung Ruperta geworden.

Ungefähr gleichzeitig mit der Ruperta bildete sich eine zwanglose Gesellschaft aus Wilden und früheren Burschenschaftern, die meist von Jena gekommen waren, unter dem Namen Walhalla. Sie war zahlreich und es gehörten ihr viele tüchtige junge Männer an, einige zeichneten sich später im deutschen Reichstag aus. Ich nenne Ludwig Bamberger, Wilhelm Genast, Meyer von Thorn, Versmann, den Bürgermeister von Hamburg, Professor Aegidi in Berlin und Karl Esmarch, den verstorbenen Prager Rechtslehrer. Auch einige badische Landsleute waren ihr beigetreten, die man nicht ungleichartiger hätte aussuchen können. Neben dem strenggläubigen, von tiefster Frömmigkeit beseelten und strengmonarchischen Theologen Specht, der 1888 als lutherischer Pfarrer in Ispringen bei Pforzheim starb, gehörten ihr drei junge Republikaner an: Karl Daenzer, der in Amerika als geachteter Publizist eine neue Heimat fand, Florian Moerdes, ein dünkelhafter junger Mensch, der 1849 im Handumdrehen vom Rechtspraktikanten zum Minister des Innern aufstieg, endlich der zerfahrene Karl Steinmetz aus Durlach, der „Gispel," wie ihn seine Schulkameraden nannten. Steinmetz wurde 1849 von dem Durlacher

Digitized by Google

Wahlbezirk in die konstituierende Versammlung nach Karlsruhe geschickt. Als die preußischen Truppen nach der Schlacht bei Waghäusel heran marschierten, geriet einer von den Abgeordneten in ihre Hände. Tief empört stellte Steinmetz in der Versammlung die zornige Frage an den Diktator Brentano, was die Regierung in dieser Sache für Maßregeln zu ergreifen gedenke? Brentano erwiderte: „Sie wird den Bürger Steinmetz den Preußen entgegen schicken, um die Freilassung des Gefangenen zu verlangen." Trotz ihrer unheimlichen Lage mußte die ganze Versammlung lachen.*)

Die Walhallesen wollten auf streng gesetzlichem Wege vorgehen und eine geschlossene Gesellschaft bilden, die weder Korps noch Burschenschaft sein und sich von gewöhnlichen bürgerlichen Gesellschaften kaum unterscheiden sollte. Sie legten den Behörden Statuten vor, wonach sie auf alle äußeren Abzeichen verzichten, an Stelle des Duells ein Ehrengericht einsetzen und sich ausschließlich sittlichen, wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Aufgaben widmen wollten. Der Senat lobte ihr Streben, aber das Ministerium wies sie ab mit dem Bedenken: Studentenverbindungen gerieten auch bei den löblichsten Absichten auf Abwege. Darauf hielten sich die Walhallesen ohne Statuten zusammen.

Nach dem Vorgang der freisinnigen Gegner der Regierung in der badischen Kammer nannten sich die Gegner der Korps in der Heidelberger Studentenschaft gleichfalls Opposition. Sie gründeten eine akademische Reformzeitung, die in Mannheim erschien, die „Zeitschrift für Deutschlands Hochschulen". Als Redakteur wurde ein ehemaliger Burschenschafter gewonnen, der Oberhofgerichts-Advokat Gustav von Struve, ein Idealist und Sonderling. Er lebte als Vegetarianer, befaßte sich eifrig mit Phrenologie und redigierte das Mannheimer Journal, ein Blatt von gemäßigt liberaler Richtung, erst später wurde er zu dem wütenden Revolutionär der Jahre 1848 49. Zweifelsohne trug zu dieser Wandlung der ununterbrochene, erbitterte Kampf gegen die Censur bei, die in Mannheim dem rücksichtslosesten aller badischen Censoren, dem Freiherrn Uria von Sarachaga überlassen war.

So sah es in der Heidelberger Studentenschaft aus, als mein letztes Semester herankam, das interessanteste von allen, das Wintersemester 1844 45.

*) Vergl. Häußer, Denkwürdigkeiten zur badischen Revolution, S. 609.

Digitized by Google

Die allgemeine Studentenschaft.

Ein Semester nach dem andern war eilend dahin gegangen, aus dem Füchslein ein Jungbursch, aus dem Jungburschen ein Altbursch geworden. Nachdem ich zuletzt als Senior das Korps geleitet, war ich aus der Reihe der aktiven Mitglieder getreten, und die Verbindung hatte mich unter ihre Ehrenmitglieder aufgenommen. Fast in dem gleichen Schritt war ich als Mediziner aus dem anatomischen Präpariersaal in die klinischen Säle zum Auskultanten und Praktikanten und schließlich zum Assistenten vorgerückt, und der romantische Schimmer des Korpslebens begann vor dem Ernste der Wirklichkeit und angesichts der Aufgaben des ärztlichen Berufes zu erblassen. Ich konnte es mir nicht länger verhehlen, das Thun und Treiben der Suevia und der Korps überhaupt drehte sich immer und ewig um Kneipen und Pauken. Mephistopheles hatte offenbar recht:

„Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht jeder sich im engen Zirkeltanz,
Wie junge Katzen mit dem Schwanz."

Dazu kam die leidige Politik. Die öffentliche Meinung hatte sich mehr und mehr erhitzt und ich mich mit ihr. Mit lebhafter Teilnahme verfolgte ich den Gang der Ereignisse in Deutschland und Frankreich, meine Sympathien begleiteten die liberale Partei diesseits wie jenseits des Rheins. Stand ich aber auf der Seite der politischen Opposition, so konnte ich folgerichtig die studentische nicht verdammen, da sie die Grundsätze des Liberalismus mit jener teilte. Auf neutralem

Digitized by Google

Boden, wie ihn botanische Ausflüge, die klinische Gemeinschaft und das Zusammentreffen in Professorenfamilien gewährten, kam ich angenehmen Kommilitonen näher, die der Reformpartei angehörten, ich lernte sie schätzen und ihre Bestrebungen würdigen. Mocht' ich es äußerlich auch ungern bekennen, ich entfremdete mich allmählich dem Korpswesen. Es entbehrte der idealen Ziele, die ein frei und patriotisch gesinntes Herz erstrebt; die Burschenehre, der die Waffenverbindungen ihre blutigen Opfer pro patria brachten, wurde mir unverständlich, und die Gunst, deren sie sich bei den Regierungen erfreuten, verdächtig.

So war der Herbst 1844 herangekommen, die Vorlesungen hatten bereits begonnen. Als ich eines Morgens hinter den Büchern saß, überraschte mich in früher Stunde mit seinem Besuche einer meiner liebsten Freunde, den ich seit den Osterferien nicht mehr gesehen hatte. Es war stud. med. Eduard Bronner, gebürtig aus Wiesloch, somit mein nächster Landsmann, der Sohn des badischen Oekonomierats Bronner, Besitzers der dortigen Apotheke, eines ungemein rührigen Mannes, der seinen Titel den Verdiensten verdankte, die er sich um den Weinbau in Baden erworben hat.

Mein Freund hatte das Heidelberger Lyceum besucht und seine ersten medizinischen Studienjahre gleichfalls in Heidelberg zugebracht, war auch Schwabenbursche geworden. Der Ruf des Chirurgen Stromeyer hatte ihn nach Freiburg gezogen, wo er zwei Semester verweilte, sein letztes wollte er jetzt wieder in Heidelberg verbringen. Kaum angekommen suchte er mich auf, um sein Herz auszuschütten. Er wollte eine patriotische Pflicht erfüllen, ich sollte dabei mithelfen.

Eduard Bronner war von Gestalt klein, aber gewandt und von aufgeweckтem, edlem Geiste, freigesinnt und ein schwärmerischer Patriot. Er hatte im Laufe des letzten Jahrs die Ueberzeugung der liberalen Presse gewonnen, daß die Korps die unbewußten Werkzeuge des Metternichschen Systems seien, die Pflicht gegen das Vaterland erheische, die Opposition in ihren Bestrebungen zu unterstützen. Der Krebsschaden des Studentenlebens sei das Mensurwesen, wie es die Korps ausgebildet und zu ihrer wesentlichen Aufgabe gemacht hätten. Es beschäftige sie völlig und mache sie blind und taub für die höchsten Ideale des Lebens, zur größten Freude der Blittersdorf,

Digitized by Google

Haſſenpflug, Abel und wie die Kreaturen Metternichs ſonſt noch hießen. Das Uebel ſei ſchwer zu heilen, aber es müſſe gelingen, wenn man richtig vorgehe. Um das Menſurweſen zu erhalten, benützten die Korps mit vielem Geſchick die Scheu der deutſchen Jugend, feig zu erſcheinen. Sie würfen der Oppoſition vor, daß ſie die Korps nur aus Menſurſcheu bekämpfe. Darum ſuchten ſie die Duellgegner durch beleidigende Herausforderungen zum Pauken zu zwingen, und wenn dies gelinge, ſei ihr Zweck erreicht: das Menſurweſen dauere fort. Man habe es ja erlebt, daß Reformverbindungen mit der Gewöhnung an das Pauken zu Waffenverbindungen und ſchließlich zu Korps geworden ſeien. Durch Ehrengerichte ließen ſich ſolche, rein aus Paukwut geſtellte Forderungen einfach abweiſen, aber es müßten ſich wenigſtens anfangs Burſchen an die Spitze der Bewegung ſtellen, die durch ihre Vergangenheit über jeden Verdacht der Feigheit erhaben ſeien, ſomit vor allen ſolche, die das Waffenſpiel mitgemacht hätten. Er ſchlage mir vor, mit ihm und andern gleichgeſinnten Burſchen der Suevia das Banner der Reform aufzuſtecken.

Ich zauderte, obwohl die Idee mir einleuchtete, aber ich lief Gefahr, bei dem Unternehmen einen großen Teil meines letzten Semeſters zu verlieren und den Termin der Staatsprüfung hinausſchieben zu müſſen. Dennoch ließ ich mich überreden, den Vorſchlag mit einigen unſerer Korpsbrüder zu beſprechen, von denen wir wußten, daß ſie unſre Anſichten teilten. Es waren stud. jur. Franz Volk aus Offenburg, stud. cam. Heinrich Lepique und stud. jur. Edmund Kamm, beide aus Karlsruhe. Sie begrüßten das Vorhaben mit Freude, und wir ſetzten es ungeſäumt ins Werk, denn raſch reift zur That der Entſchluß der Jugend.

Wie war es möglich, daß wir glauben konnten, mit der ſtudentiſchen Reform und namentlich mit der Bekämpfung des Paukweſens ein großes patriotiſches Werk zu thun? Heute, nach mehr als 50 Jahren und faſt dreißig Jahre nach der Gründung des deutſchen Reichs, iſt es ſchwer, ſich in jene traurigen Zeiten zurückzuverſetzen, wo der Bundestag farbige Bänder und Mützen fürchtete, der Gedanke der Reichseinheit mit Zuchthaus, Rad und Richtbeil bedroht war, und ſelbſt

Digitized by Google

ein Fritz Reuter mit jahrelangem Kerker das Verbrechen büßte, das schwarz-rot-goldne Band um die Brust getragen zu haben. Der allgemeine Haß gegen die deutschen Staatslenker war zu einer starken Macht geworden, niemand vermag heute die Größe unsrer Sehnsucht nach einem großen, freien und in der Welt geachteten Vaterlande zu begreifen.

Der deutsche Bund ist untergegangen, das ersehnte deutsche Reich erstanden, der Traum unsrer Jugend erfüllt. Auch mag der Musensohn heute nach Lust Mütze und Brust mit farbigen Bändern schmücken, Korps, Burschenschaft und Verbindungen mannigfachster Art eingehen, ohne daß Kaiser und Kanzler erschrecken. Vieles ist anders geworden, das Pauken aber ist geblieben, mir scheint sogar, als ob es üppiger noch in die Halme geschossen sei denn früher. Auch die Burschenschaften und die farblosen Verbindungen zerfetzen sich Wange und Stirne um die Wette. Mit dem braunen Sohne Nubiens wetteifert der studierende Deutsche, narbige Abzeichen auf dem entstellten Gesichte zu tragen.

Wir zeigten unsern Austritt schriftlich an und verzichteten auf jede mündliche Erörterung, weil sie nur zu nutzloser Erbitterung geführt hätte und wir in Frieden aus der Suevia scheiden wollten.

Das Reformprogramm der neuen Verbindung, die wir stifteten und Alemannia nannten, wurde vorerst nur mündlich unter uns fünfen vereinbart. Die ersten drei Studierenden, die sich uns anschlossen, waren ein älterer Mitkneipant der Suevia, Louis Bachelin aus Karlsruhe, und zwei jüngere studiosi juris, Josef Scheffel aus Karlsruhe, der bereits in München ein Jahr studiert hatte, und Sigmund Pfeufer aus Bamberg; diese beiden hatten die Schwabenkneipe einen Tag bevor wir das Korps verließen, aufgesucht, und waren uns fünfen sofort gefolgt. In kurzer Zeit wuchs die Alemannia auf nahe an 50 Mitglieder heran, darunter sechs Burschenschafter aus Jena, Tübingen und Bonn.

Die Aufnahme Bachelins war eine Demonstration. Er hinkte infolge eines Hüftleidens und konnte wegen Schwächlichkeit den Schläger nicht führen, hatte somit nicht für das Korps getaugt. Wir nahmen

Digitized by

ihn auf, denn die Alemannia sollte keine Waffenverbindung, sondern eine Gesellschaft ehrenhafter Burschen und die Aufnahme nur an diese Bedingung, die er erfüllte, geknüpft sein. Hatten wir uns doch genügend überzeugt, daß Mensurfertigkeit und Ehrenhaftigkeit verschiedene Dinge sind.

Kaum hatte sich die Alemannia gebildet, so folgte das Korps der Pfälzer, eine starke und durch gefährliche Schläger ausgezeichnete Verbindung, unserem Beispiel. Sie traten mit Ausnahme von zwei oder drei aus dem S. C. und stellten sich als Reformverbindung mit uns in die Reihen der Opposition. Wir traten in Unterhandlung mit ihnen, den Rupertern und Walhallesen wegen Organisation einer „allgemeinen Studentenschaft", die, wie der Name anzeigt, auf der Grundlage des allgemeinen Stimmrechts eingerichtet werden sollte. Um unsern Grundsätzen nicht zu widersprechen, luden wir auch die Korps schriftlich ein, an unseren Beratungen durch Abgeordnete teil zu nehmen, obwohl wir voraussahen, daß sie darauf nicht eingehen würden; sie sahen ja in dem S. C. die einzig berechtigte, die Studentenschaft vertretende Behörde.

Merkwürdigerweise führte unsere Aufforderung an die Walhallesen, mit uns zu Beratungen zusammenzutreten, zu einer Spaltung dieser Gesellschaft. Die Mehrheit witterte überklug hinter unserem Vorgehen eine Falle des S. C. und lehnte sie anfangs ab. Sie fürchteten, wir wollten die Opposition durch List in das Lager der Korps überführen. Es kam zu heftigen Erörterungen, die Minderheit sagte sich von der Walhalla los und trat als Albingia mit uns in freundschaftliche Verbindung. Darunter befanden sich mehrere nachmalige Professoren der Rechtswissenschaft, Karl Esmarch, Marquardsen, Stintzing, Aegidi, der berliner Statistiker Meizen, der hamburger Bürgermeister Versmann u. a. — Mit Aegidi, Marquardsen, Stintzing schloß ich Freundschaft, die beiden letzten wurden meine Kollegen in Erlangen. — Erst später ließen die andern Walhallesen ihr Mißtrauen fahren.

Wir waren nunmehr fünf Reformverbindungen, die Alemannia, Palatia, Albingia, Ruperta und Walhalla, und zählten mehr als doppelt so viele Mitglieder, wie die Korps. Um ihnen sofort zu

Digitized by Google

zeigen, daß ihre Suprematie zu Ende sei, benützten wir eine Gelegenheit, die sich gerade darbot. Es mußten die Wahlen für die Krankenkommission der Universität und in der Museumsgesellschaft für die Ballkommission seitens der Studenten vorgenommen werden. Bisher hatte der S. C. die Kommissäre dort und hier ernannt, wir bestanden auf unserem Recht und ballotierten sie mit großer Stimmenmehrheit aus diesen Stellen.

Nachdem sich die Reformverbindungen geeint hatten, machten sie sich an die Ausarbeitung einer Verfassung der allgemeinen Studentenschaft, wie wir sie von nun an dem Sonderbunde des S. C. gegenüber als organisierte Körperschaft bezeichneten. Jeder Student galt für gleichberechtigt, nach diesem Grundsatze verfuhren wir schon bei der Wahl des Ausschusses, der den Auftrag erhielt, die Satzungen einer Verfassung zu unterwerfen. Die Verbindungen wählten für je zehn ihrer Mitglieder einen Abgeordneten, und die Wilden hatten dasselbe Recht, sie machten jedoch von ihrem Rechte kaum Gebrauch. Der Ausschuß bildete eine Art konstituierender Versammlung, seine Verhandlungen rückten nur langsam vom Fleck. Die Redelust der jungen Herrn war groß, es wurde erschrecklich viel und klug getiftelt, spintisiert und auf Prinzipien geritten. Der Vorsitzende war Aegidi. Er besaß ein großes Geschick die Verhandlungen zu leiten, wir nannten ihn anerkennend den kleinen Thiers, da er diesem berühmten Parlamentarier wie an Beredsamkeit, so auch an Leibesgestalt glich. Dank seiner Umsicht kam die Sache zu einem glücklichen Ende und der Entwurf wurde von den fünf Verbindungen ohne Widerspruch angenommen. Von jetzt an besorgte ein Verwaltungsausschuß nach der Richtschnur einer sorgfältig ausgeführten Geschäftsordnung die Angelegenheiten der Studentenschaft.

Schwieriger, als die meisten gedacht, war die Einrichtung eines Ehrengerichts, und das, was man schließlich fertig brachte, taugte nicht viel. Die Ansichten über das Duell gingen zu weit auseinander, nur in einem Punkte stimmten sie alle überein: man verdammte die Bestimmungs-Mensuren. Das Gericht wurde, vermutlich um seinem Urteil ein möglichst großes Ansehen zu verschaffen, mit nicht weniger als 25 Richtern besetzt, auch durfte es keine Strafen,

Digitized by Google

sondern nur seine Mißbilligung aussprechen. Glücklicherweise brauchte es nie zu tagen, kein Mensch nahm es in Anspruch, denn, so unglaublich es erscheinen mag, es kam im Laufe des ganzen Semesters zu keinem Ehrenhandel, noch weniger zu einem Duell. Die Korps sollten die Freude nicht haben, daß die Opposition unter sich selbst pauke. Obwohl unter den 300 jungen Leuten, die sich an der Reform beteiligten, ein reger Verkehr bestand und viel und lebhaft diskutiert wurde, kam es doch nie zu Injurien und Forderungen, man war in der That besser erzogen, als man bis dahin wußte. Man lernte sich zügeln, auch wenn es laut und heiter zuging. Machte die Opposition doch oft gemeinsame Spaziergänge auf das Schloß oder die Hirschgasse zu Hunderten, und jeder Student war willkommener Gast.

Unser Vorgehen wirkte auf die Korps zurück. Die Mensuren nahmen bei ihnen mehrere Jahre lang an Häufigkeit ab.

Mag auch mancherlei Thorheit bei unsrer Reformbewegung unterlaufen sein, sie machte uns Ehre und füllt eines der schönsten Geschichtsblätter der Heidelberger Studentenschaft.

Digitized by Google

Die Alemannia.

Die Aufgabe der Alemannia, wie sie uns Stiftern vorschwebte, war gewiß löblich: die Pflege einer heiteren Geselligkeit, guter Sitten, vaterländischer Gesinnung, eines wissenschaftlichen Geistes und die Sorge für Kräftigung des Leibs durch Turnen und Fechten. Eine politische Verbindung sollte die Alemannia nicht sein, die Verirrungen und das Schicksal der Burschenschaft schreckten davon ab. Wir verlangten kein fertiges politisches oder religiöses Glaubensbekenntnis, nur ein redliches Streben nach Bildung des Geistes und Charakters. Als künftige Staatsbürger glaubten wir jedoch eine Pflicht zu erfüllen, wenn wir uns schon auf der Hochschule die nötige politische Einsicht verschafften.

In einer unsrer ersten Sitzungen besprachen wir diese Frage, und ich erbot mich, Professor Gervinus um die Gefälligkeit zu bitten, uns ein Lehrbuch zum Studium der Politik zu empfehlen, so wie man Kompendien empfiehlt zum Studium der Weltgeschichte oder Erdkunde. Ich kannte Gervinus persönlich; als einer der eidgetreuen sieben Göttinger Professoren erfreute er sich bei den Studenten einer allgemeinen Verehrung; die Korps hatten ihm einen Fackelzug gebracht, und ich war unter den Abgeordneten gewesen; wie es in solchen Fällen Brauch, hatte er mich danach zu Tische geladen. Mein Vorschlag wurde gut geheißen, ein Karlsruher Füchslein, Karl Blind, begleitete mich; Gervinus nahm uns freundlich auf und riet uns, das Buch von Machiavelli über den Fürsten zu lesen. Ich kaufte es mir in einer billigen Uebersetzung, las es mit großer Andacht

Digitized by Google

und war nachher so klug wie zuvor. Es ist mit der Politik ungefähr wie mit der Heilkunst, man lernt sie nicht aus Büchern. Gute praktische Kurse hat uns Deutschen erst Bismarck erteilt.

Wir ließen es bei diesem Versuche, von Verbindungswegen politische Belehrung zu holen, ein für allemal bewenden und stellten es jedem anheim, sie sich zu verschaffen, wie und wo es ihm gutdünke, aus Geschichtswerken, Flug- und Zeitschriften. Bei der allgemeinen Gärung in Deutschland gärte es natürlich auch in den Köpfen der Alemannia, in den einen mehr, den andern weniger. Allgemach gruppierten sich die Mitglieder der Verbindung in zwei Hälften, eine größere rechte und eine kleinere linke. Der rechte Flügel hielt fest an dem ursprünglichen Programm: die Alemannia sollte lediglich studentische Reformverbindung sein und das Burschenleben in seiner Eigenart, jedoch von den übeln Bräuchen gereinigt und geläutert, aufrecht erhalten, die linke dagegen verlangte radikale Grundsätze in Philosophie, Religion und Politik, mit Bethätigung der politischen Ueberzeugung schon auf der Hochschule. Noch ehe das Semester zu Ende ging, kam es zur Trennung, und die viel versprechende Verbindung zerfiel. Einstweilen aber dachte noch niemand an eine solche Möglichkeit, und man kneipte einträchtig zusammen in der Wirtschaft zum Horn am Neckar, den heutigen „Vier Jahreszeiten," am unteren Ende der Haspelgasse.

Die Alemannia wählte sich Gold, Blau, Gold zu ihren Farben. Dadurch wird in Scheffels Gaudeamus ein Gedicht verständlich, das er am 29. Juni 1856 unter den Palmen Bordigheras abgefaßt und mir unmittelbar nachher zugeschickt hat. Krank und fiebernd war er aus den überschwemmten Niederungen des Rhonethals nach der Riviera gekommen. Zum Sterben elend lag er am Strande, den Blick gerichtet auf die tiefblaue Flut des Meeres, da zauberte ihm der Goldglanz, der über sie hinschimmerte, die Tage der Alemannia zurück:

„Hier umglänzt mich die alte blaugoldne Pracht,
Die der Jugend Leid mir versüßte."

Verwundert las ich diese fast Heineschen Zeilen. Im Horn am Neckar hatten die Freunde niemals der Jugend Leid an Scheffel bemerkt. Er muß es recht geheim getragen haben.

Digitized by Google

Die Mehrzahl der Alemannen waren Süddeutſche, die Minderzahl Norddeutſche. Einige Ausländer beſuchten die Kneipe als angenehme Gäſte. Erinnerlich iſt mir der Amerikaner Franklin Taylor, ein Neffe des Dichters, Publiziſten und Geſandten der Union 1878 in Berlin, Bayard Taylor, und ein Holländer, Peter Fuchs, geboren in Paramaribo. Ich lernte dieſen ſprachgewandten, feingebildeten jungen Mann ein Jahr nachher genauer kennen und ſchätzen, er brachte die Ferien in Wiesloch zu, wo ich täglich mit ihm verkehrte. Er hatte zuerſt in Bonn ſtudiert und dem Korps der dortigen Palatia angehört. Ich habe nie wieder von ihm gehört, er war geſonnen, nach Nordamerika auszuwandern.

Wir feierten unſern erſten Kommers im Gaſthaus zum Weinberg am Marktplatz. An dieſer Stelle ſoll einſt der berühmte Gaſthof zum Hirſchen geſtanden haben, wo der Ritter Götz mit der eiſernen Hand Einkehr hielt, auch, wie Scheffel erzählt, der wilde Jäger vom Odenwald, der Rodenſteiner.

Es war tiefer Winter geworden, und die Erde lag in Eis und Schnee, als bei Muſik und Schlägerklang die heiteren und ernſten Burſchenweiſen erklangen. In langen Reihen ſaßen wir zu Tiſche. Die Lieder hatten ſich die Alemannen zum Teile ſelbſt gedichtet. Die Palme trugen die markigen Verſe Blinds davon:

„Außen Schnee und Eis,
Innen grünes Reis,
Innen treibt die junge Frühlingskraft.“

Mit den Liedern wechſelten die feurigen „Pauken“ begeiſterter Redner. Den meiſten Beifall erntete der Trinkſpruch des langen Braun, eines treuen Freundes von Scheffel, mit dem er ein Jahr zuvor aus dem Karlsruher Lyceum abgegangen war. Julius Braun war ein Sonderling, aber ein braver Student und ſeinen Freunden wert. Der Kommers war im vollen Gang, da wiſchte er ſeine Brille, bat ums Wort, richtete ſich in ſeiner ganzen Länge auf und beſchwor mit lauter Stimme die Alemannia inſtändig, treu zuſammen zu ſtehen. Er deutete hinauf zum Schloß und rief: „Ihr Brüder, haltet feſt zuſammen, feſt, wie dort oben auf der Burg der geſprengte Turm!“ — Unſer langer

Freund, von der festlichen Stimmung hingerissen, hatte nur an das starke Mauerwerk des Turms gedacht und nicht an die Sprengkraft der Pulvers. Er war ein Unglücksrabe und sprach wider Willen prophetische Worte. Wir hätten nicht lachen sollen. Ehe der Schnee im Frühling auf den Dächern schmolz, lag der stolze Bau der Alemannia, von der Politik gesprengt, in Stücken.

Julius Braun hatte sich von der Theologie zur Kulturgeschichte gewandt. Er war ein gläubiger Schüler des Professors der Philosophie Eduard Roeth und wurde ein überzeugter Anhänger von dessen Irrlehre, wonach die Kultur Westasiens und Griechenlands aus dem Mutterschoße Aegyptens hervorgegangen sei. Er bereiste Aegypten und Griechenland und bezeichnete mit richtigem Blick den Ort, wo später Schliemann seine berühmten Ausgrabungen Trojas vornahm, als die Stätte, wo die Stadt des Priamos gestanden habe. Privatdozent in Heidelberg geworden, gewann er eine edle, geistvolle Gattin aus dem kunstsinnigen Geschlechte der Artaria, wurde als Professor der Kunstgeschichte nach Tübingen berufen, von wo er nach kurzem Verweilen nach München übersiedelte und hier in den besten Mannesjahren 1869 starb.

Es waren wissenschaftliche Kränzchen in Aussicht genommen, aber die vielen Sitzungen zur Einrichtung der allgemeinen Studentenschaft und der Verbindung ließen keine Zeit dazu übrig. Dagegen erfreute uns einmal in der Woche eine Kneipzeitung. Ihre Herausgeber waren Scheffel und drei Karlsruher Füchse, Karl Blind, Ludwig Eichrodt, der sich nachher durch zahlreiche scherzhafte Dichtungen in weiten Kreisen bekannt gemacht hat, und Moritz Ellstädter, der nachmalige verdiente badische Finanzminister. Diese drei bildeten mit drei andern aus Karlsruhe im Herbst abgegangenen Jünglingen, dem Mediziner Wilhelm Wagner, den Juristen Aaron Frank und Fritz Sommerschuh, den Kreis der sechs Karlsruher Füchse, die fest zusammenhingen und Karl Blind als ihren geborenen Führer betrachteten. Sie hatten schon auf dem Lyceum einen schöngeistigen Bund geschlossen und waren zusammen in die Alemannia eingetreten. Wagner, den sie den Wendelin nannten, lieferte für die Kneipzeitung viele lustige Bilder.

Digitized by Google

Kein Mensch konnte ahnen, daß in Gestalt des blonden, bescheidenen und heitern, fast mädchenhaft drein schauenden stud. jur. Josef Viktor Scheffel, ein Prinz aus Genieland bei der Alemannia eingekehrt war. Die Gedichte, womit er die Kneipzeitung bedachte, verrieten den künftigen Dichter des Trompeters von Säckingen, des Gaudeamus und Ekkehard noch nicht, sie dufteten noch alle stark nach der Karlsruher Schullampe. Ich bin in ihrem Besitz und werde Proben daraus mitteilen. Ludwig Eichrodt übertraf ihn an leichtem Versbau und neckischer Laune. Ellstädter und Blind lieferten ihre Beiträge in ungebundener Form, obwohl das erwähnte Bundeslied von Blind seine poetische Begabung entschieden an den Tag legte. Größer noch als sein Dichtertalent war sein Selbstgefühl. Wie ich den Mitteilungen des Biographen Scheffels, Johannes Proelß, entnehme*), hat Blind selbst noch vierzig Jahre nachher mit großer Befriedigung in der Wiener Neuen Freien Presse 1886 erzählt, wie tief er auf den unbedeutenden Scheffel herabgesehen habe; er und seine Freunde hätten den trockenen Philister einer engeren freundschaftlichen Verbindung für unwert gehalten.

Die Mitarbeiter an der Kneipzeitung unterzeichneten mit angenommenen Namen oder mit Bilderzeichen. Blind unterschrieb sich Teuterich, Scheffel Tasso, lieber noch zeichnete er den Umriß einer Tasse unter seine Beiträge. Den Namen Tasso verschuldete ein schrecklicher Kalauer. Die Freunde hatten ihn eines Tags im Horn vor dem Beginn des Kneipabends bei einer Tasse Thee überrascht, mit Hohn überhäuft und Tasso getauft. Aber nur in der Bierzeitung hieß er so, im persönlichen Umgang schon von der Schule her „der Josef." Als „Meister Josefus vom dürren Ast" korrespondierte er als Rechtspraktikant in Säckingen mit dem Heidelberger Engeren. Erst lange nachher, nachdem er sich mit dem bösen Schicksal viel herumgeschlagen, zuletzt aber gemeint hatte, Sieger geworden zu sein, nannte er sich mit seinem zweiten Vornamen Viktor.

Dem Josef gefiel es besser in der fröhlichen Burschenwelt am grünen Neckar, als vorher in München unter den klerikalen Pro-

*) Scheffels Leben und Dichten, Berlin 1887. S. 45—49.

Digitized by Google

feſſoren, die den warm empfohlenen Studenten in ihre Familien eingeführt hatten. Er war ein wohlgelittener Kamerad, und einer der liebenswürdigſten. Schon damals beſaß er die köſtliche Gabe, Erlebtes mit feſſelndem Humor in der breiten, jedoch gemilderten Karlsruher Mundart zu erzählen. Auch hatte er ſchon die Eigenheit, in der Unterhaltung ab und zu die Augen zu ſchließen, als wolle er die Vorhänge der Augenlider niederziehen, um dahinter ungeſtört die zuſtrömenden Einfälle und Bilder zu ordnen.

Man erzählt allerlei Studentenſtreiche von unſrem Freunde, Johannes Proelß (a. a. O. S. 55 u. folg.) hat einige der Nachwelt überliefert. Aus dem Winterſemeſter, das ich mit ihm verlebte, weiß ich keine zu berichten. Mit Unrecht ſtellt man ſich übrigens den Studioſus Scheffel als ein großes Kneipgenie vor. Er betrieb ſeine Studien ernſt und gewiſſenhaft, beſtand ein gutes Examen und hätte nach dem Zeugnis eines meiner Bekannten am Bruchſaler Hofgericht, bei dem er praktizierte, vollkommen das Zeug zu einem Oberlandesgerichtsrat gehabt, wenn er nicht vorgezogen hätte, unter die Poeten zu gehen. Wie bewandert er im Corpus juris war, lehrte ein herrlicher Trinkſpruch in den Räumen der Heidelberger Muſeumsgeſellſchaft auf ſeinen alten Lehrer Vangerow 1855. Seine Freunde hatten Scheffel zu Ehren ein Abendeſſen veranſtaltet, dem auch ich anwohnte. Vangerow präſidierte und begrüßte ſeinen ehemaligen Schüler mit herzlichen Worten. Scheffel, der nicht wiſſen konnte, daß ihm gerade Vangerow dieſe Ehre erweiſen würde, dankte ihm ohne langes Beſinnen und wand ihm aus lauter Pandektenſprüchen einen prächtigen Kranz dankbarer Verehrung um das Haupt. Wir waren alle von Bewunderung hingeriſſen, und Ludwig Knapp rief ihm zu, nachdem die Gläſer geklungen hatten: „Meiſter Joſefus, nie wieder wird Euch ein Trinkſpruch ſo gelingen, wie dieſer!“

In der Alemannia gewann Scheffel ſeinen innigſten Univerſitätsfreund, den stud. jur. Robert Schwanitz aus Eiſenach, der noch heute als ſächſiſcher Geh. Juſtizrat in dem ſchönen Ilmenau weilt, der heitere und ehrwürdige Vorſtand der berühmten Waldgemeinde Gabelbach, und ſeinen ſpäteren Verleger, den stud. jur. Bonz aus Stuttgart, dem leider kein hohes Alter beſchieden war. Beide hatten der Burſchenſchaft angehört, Schwanitz der Teutonia in Jena, Bonz der Tübinger Burſchenſchaft.

Digitized by Google

Der Neckarbund.

Am 29. Januar 1845 machte mir Adolf Hexamer, ein älterer Mediziner, die Mitteilung, daß er und zehn andre Alemannen sich entschlossen hätten, auszutreten, weil das Programm der Verbindung ihnen nicht mehr genüge. Sie wollten nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern die Grundsätze des entschiedenen Fortschritts in Wissen, Glauben und Politik pflegen. Einige Gleichgesinnte aus den andern Verbindungen würden sich ihnen zugesellen.

Diese Nachricht überraschte und erschreckte mich. Ich beschwor ihn, seine Freunde möchten ihr Vorhaben nochmals mit einigen von uns Aelteren besprechen, ihr Schritt sei verhängnisvoll, ihre Verbindung werde ein politischer Klub sein und die ganze studentische Reform gefährden, es war vergebens. Er rückte nun mit der vollen Wahrheit heraus: ihre Verbindung war bereits Thatsache, sie nannten sich den Neckarbund, außer den zehn Alemannen hatten sich ihnen noch drei Mitglieder andrer Verbindungen angeschlossen. Sie verzichteten auf farbige Bänder als kindische Abzeichen, legten ihre blauen Mützen ab und stolzierten zunächst in grünen Samtmützen einher, vertauschten diese aber bald mit den dunkeln Filzhüten, die man damals nach dem roten Hecker Heckerhüte und 1848 Freischärlerhüte nannte.

Blind, der mit sämtlichen oben genannten Karlsruher Füchsen dem Neckarbunde beitrat, hat, wie Proelß (a. a. O.) mitteilt, darüber mit den Worten berichtet, ihre grünen Samtkappen oder grauen Filzhüte seien manchem Landsmannschafter aus adligem Geblüt oder bureaukratischer Familie ein Dorn im Auge gewesen, denn sie hätten

Digitized by Google

„eine sehr vorangeschrittene Richtung“ im philosophischen Denken bedeutet und in den politischen Bestrebungen, von denen Südwestdeutschland damals erfüllt und erregt gewesen. Bei der Aufnahme in den Bund habe eine gewisse Ausschließlichkeit geherrscht, „da die Grundsätze stark gepflegt wurden. Wir lasen Feuerbach, Bruno Bauer, Strauß, Spinoza, erfreuten uns an allem, was im Sinne der deutschen Freiheit an die Oeffentlichkeit trat in gebundener oder womöglich recht ungebundener Rede. Wir verfolgten aufmerksam die Vorgänge in Frankreich, und Louis Blancs Geschichte der zehn Jahre wurde mit dem gleichen Eifer studiert, wie Carlyles Geschichte der französischen Revolution.“

Die merkwürdigste Persönlichkeit, die dem Neckarbunde beitrat, war jedenfalls Peter Michel, ein Student der Philosophie, der von Bamberg frisch auf die Hochschule gekommen war, der Sohn eines bairischen Offiziers. Er hatte sich auf der Schule beim Turnen einen Abscess des rechten Psoasmuskels im Unterleibe zugezogen und lange Zeit Bett und Zimmer hüten müssen. Noch immer erinnerte seine gebeugte Haltung und die fast leichenhafte Blässe seines Gesichtes an die überstandene schwere Krankheit. Er war eine auffallende Erscheinung: rabenschwarzes Haar hing ihm dicht und lang auf die Schultern herab, seine Nase war in scharfem Bogen geschnitten, seine dunkeln Augen glühten, er trug einen schwarzsamtenen polnischen Schnürrock und weite Pumphosen; ein kleiner schwarzer Bart begann bereits Kinn und Wangen zu umsäumen. In seiner weichen fränkischen Mundart erzählte er uns, nachdem er in der Alemannia heimisch geworden war, daß ihn auf seinem langwierigen Krankenlager eine wahre Lesewut befallen habe. Er las mit besonderer Gier, wie er versicherte, philosophische Werke, Spinoza und Hegel, zuletzt Feuerbach; von den Philosophen wandte er sich zu Proudhon und Fourier und wurde ein eifriger Bekenner der neu aufgetauchten sozialistischen Lehre. Er beschloß auf der Hochschule Philosophie zu studieren und Apostel des Sozialismus zu werden.

Warum er gerade Heidelberg, das sich damals keines hervorragenden Philosophen erfreute, für sein Studium aussuchte, weiß ich nicht. Von den Vorlesungen des Ordinarius, Freiherrn von Reichlin-Meldegg, war die besuchteste über Goethes Faust wenig mehr als

Digitized by Google

ein Rendezvous ſich beluſtigender Studenten, und Dozent Roeth, der 1846 zum a. o. Profeſſor der Philoſophie ernannt wurde, gewann ſeinen Ruf als Lehrer hauptſächlich erſt durch Julius Braun, Blind und die Neckarbündler, die ſeinen gewagten Hypotheſen mit dem vollen Vertrauen gläubiger Jünger lauſchten, obwohl ſich ſeine kühnen Behauptungen gegenüber der genaueren wiſſenſchaftlichen Prüfung als Irrlehren erwieſen. Auch der dritte, Hofrat Kapp, war kaum ganz ernſt zu nehmen.

Sei dem, wie ihm wolle, unſerem Michel gefiel Heidelberg, wo ihn ſeine ſozialiſtiſche Miſſion von Anfang an mehr beſchäftigte, als ſein Fachſtudium. Gleich nach ſeiner Ankunft ſah er ſich, wie er ſelbſt ſeinen Freunden ſpäter vertraute, bei verſchiedenen Verbindungen, auch Korps, auf ihren Kneipen um, ob er fruchtbaren Boden für ſein Evangelium fände. Der tauglichſte ſchien ihm die Alemannia, die ihn aufnahm. Er brachte ſeine Lehren ſehr beſcheiden, ſogar ſanft und ſchmeichelnd vor und gewann allmählich einen großen Einfluß auf Hexamer und Blind, obwohl er ſie nie zu entſchiedenen Sozialiſten bekehrte. Im Neckarbund rückte er mit ſeinem inneren Menſchen ohne weiteren Zwang heraus, konnte unbändig grob ſein und wie ein Flötzer ſchimpfen auf die „Holben“ und „Liberolen, nomentlich ſolche Jommermenſchen, wie den Gervinus.“ — Wie ernſt es ihm aber mit dem Evangelium, das er verkündete, war, bewies er 1849. Wie ein Feldprediger der Revolution zog er mit den aufſtändiſchen badiſchen Truppen wider den Feind. In dem Treffen bei Oos am 30. Juni traf ihn eine Kugel in den Leib, er endete tödlich verwundet in dem ſtädtiſchen Hoſpital in Baden. So beſiegelte er ſeinen Glauben mit dem Tode.

Wie es mit dem Neckarbunde weiter erging, iſt mir aus den Erzählungen meines ſpäteren Freundes Tenner, der ihm eine Zeit lang angehörte, und aus der Kneipzeitung des Neckarbundes, in die ich Einſicht erhielt, bekannt. Er ging auf der abſchüſſigen Bahn, die er eingeſchlagen hatte, keck weiter, und einige ihrer Mitglieder, namentlich Blind, Steinmetz, Michel, Hexamer beteiligten ſich bald thätig an Volksverſammlungen und als eifrige Korreſpondenten an der radikalen Preſſe. Die Kneipzeitung wurde namentlich von Blind mit ſatyriſchen Erzeugniſſen bedient, die mit beſonderer Vorliebe die

„Enfants terribles“ der radikalen Partei aufs Korn nahmen. Beinahe klassisch sind zwei parodierende „Motionen“ geraten, die der auf der äußersten Linken sitzende Abgeordnete Offenburgs, Hofrat Kapp, seit 1840 o. Professor der Philosophie in Heidelberg, in die badische Kammer eingebracht haben sollte. Die eine lautete auf „die Erfüllung des Wortbruchs“, die andre auf „Verallgemeinerung der Hundesteuer.“ In dem ersten Antrag donnert der feurige Redner auf „das Schlangennetz des Bajonnettismus, das sich um das Mark der Nation gelegt hat“, im zweiten „auf die zweibeinigen Fleischerhunde, die der deutschen Nation den letzten sauern Knochen von der Lippe reißen und in den eigenen Beutel stecken.“

Die Schicksale der Neckarbündler haben sich sehr verschieden gestaltet. Die meisten beteiligten sich an der badischen Revolution, die Rolle, die Blind in ihr gespielt hat, ist hinreichend bekannt. — Von den Karlsruher Füchsen schloß sich Wilhelm Wagner gleich der ersten Erhebung an, im Frühling 1848, dem Heckerputsche, und ging 1849 nach dem Scheitern des großen Aufstandes nach Nordamerika. Er machte in dem großen Bürgerkriege den berühmten Reiterzug Sheridans als Feldarzt mit, wurde des badischen „Diktators“ Brentano Schwiegersohn und starb als praktischer Arzt in Chicago. Auch Frank und Sommerschuh endeten in Amerika, wo sie sich eine neue Heimat gegründet hatten.

Adolf Hexamer, der, wie ich sicher erfuhr, hauptsächlich zum Austritt des linken Flügels der Alemannia getrieben hatte, spielte in der badischen Revolution eine Rolle, die von Häußer eine schlimme Kritik erfuhr. Er war in Coblenz geboren, seine Mutter aber nach Heidelberg gezogen, der Erziehung ihrer Kinder wegen. Seine beiden jüngeren Brüder beteiligten sich mit ihm an dem Aufstand. Nach den ersten unglücklichen Gefechten an der Bergstraße flüchtete die Familie nach der Schweiz und von da nach New-York, wo Adolf als Arzt praktizierte und frühe starb.

Einer aus dem Neckarbund, ein Rheinpreuße, war schon 1846 nach Amerika ausgewandert. Er war an die Schrift von Max Stirner geraten: „Der Einzige und sein Eigentum.“ Sie kam seinen natürlichen Instinkten entgegen, weil sie den rücksichtslosesten Egoismus

Digitized by Google

des Individuums verficht, dem er ſchon vorher, nur nicht auf wiſſenſchaftlich-philoſophiſcher Grundlage, gehuldigt hatte. Am Schluſſe ſeiner Rechtsſtudien erklärte er ſeinem Vater, einem angeſehenen Arzte, er ſei europamüde, es verlange ihn ſehnlichſt nach dem Lande der Freiheit. Sobald er deſſen Zuſtimmung erlangt hatte, verteilte er an ſeine Heidelberger Bekannten Abſchiedskarten mit der Aufſchrift: „Ernſt P. aus Amerika," und fuhr nach Hauſe. Hier verſchaffte ihm ſein Vater eine wohlhabende Frau und ließ ihn als glücklichen Ehemann in das Land der Verheißung ziehen. Nach einigen Jahren zog es ihn nach den Weinhügeln des Rheinſtroms zurück, er ließ Frau und Kind im Stich und war wie vorher „Ernſt P. aus Europa."

Nicht alle Neckarbündler trieben ihr Schiff in das ſtürmiſche Fahrwaſſer der badiſchen Erhebung. Zwei haben es zu Miniſterſtellungen gebracht, der liebenswürdigſte der Karlsruher Füchſe, Ludwig Eichrodt, nur zum badiſchen Amtsrichter. Ueber die Gefahren der Revolutionsjahre half ihm eine ſchwere Bruſtfellentzündung weg, über die niedrigen Sorgen des Lebens die Muſe, ſeine heitere Freundin bis zum letzten Atemzuge. Sie umſchwebte ihn auf der Gerichtsſtube und wenn er aufs Land fuhr zu gerichtlichem Augenſcheine:

„Wohin ich ſchaue und wandle
Begegnet mir unverſehns,
Zur Poeſie verkläret,
Die alte Jurisprudenz."

Digitized by Google

In memoriam.

Der Abfall des Neckarbundes wurde von den Zurückgebliebenen schwer empfunden, sie begingen den Fehler, sich weiter zu spalten; im nächsten Semester verschwand die Alemannia, und an ihre Stelle traten neue Verbindungen, wie man in der angeführten Schrift von Dietz lesen kann, wo die Ereignisse bis auf unwesentliche Einzelheiten richtig dargestellt sind.

Mannigfaltig, wie die Schicksale der Neckarbündler, waren auch die der Alemannen. Nur wenige von ihnen sind noch am Leben, fast alle bereits in das dunkle Reich der Toten geschieden.

Die beiden Idealisten Eduard Bronner und Franz Volk, die mit mir aus der Suevia gingen, zog ihr schwärmerischer Patriotismus in den wilden Strudel der badischen Revolution. Für die todgeborne deutsche Reichsverfassung der Frankfurter Nationalversammlung setzten sie Vermögen und Existenz auf einen aussichtslosen, verzweifelten Wurf.

Bronner hatte sich 1848 in Wiesloch als Arzt niedergelassen und im Frühjahr 1849 gerade sein geliebtes und liebenswertes Weib heimgeführt, als der Sturm losbrach. Sein Wahlbezirk schickte ihn als Abgeordneten in die sog. konstituierende Versammlung in Karlsruhe. Nach der Niederlage der Aufständischen bei Waghäusel floh er in die Schweiz, irrte mit seiner jungen Frau durch Frankreich und fand erst im Juli 1852 ein sicheres Asyl in England. In Bradford, inmitten einer ansehnlichen deutschen Kolonie, erwarb er sich als ein in allen Fächern der Heilkunde bewanderter, ebenso geschickter als aufopfernder Arzt das unbedingte Vertrauen seiner Landsleute und

Digitized by Google

als gentleman die Achtung der Engländer. Er gründete ein Hospital für Augen- und Ohrenkranke, das erste dieser Art, das außerhalb Londons in England eingerichtet wurde; nach seinem Tode übernahm es die Stadt Bradford als Eigentum. — Welche dankbare Verehrung ihm die Kolonie zollte, zeigte das originelle Fest, das sie zur Feier seiner silbernen Hochzeit 1874 mit ihm beging. Die gesamte Jugend, die er in Bradford als glücklicher Geburtshelfer im Laufe von 22 Jahren ans Licht der Welt gefördert hatte, erschien teils auf eigenen Füßen, teils auf den Armen ihrer Mütter und Ammen, um ihm ihre Glückwünsche darzubringen. Und weder sie, noch ihre Eltern kamen mit leeren Händen, jene brachten ihm einen Check von 600, diese von 1000 Pfund und machten so die silberne Hochzeit zur goldenen. — Im Jahre 1877 erwies die Medicochirurgical Society Bradfords dem Foreigner die seltene Auszeichnung, ihn zu ihrem Vorsitzenden zu ernennen. — Seine grenzenlose Hingebung verkürzte des edeln Mannes Leben. Im März 1895 befiel ihn eine Bronchitis. Die Bitten und Warnungen der Gattin nicht achtend, eilte er in eisiger Nacht an das Bett eines seiner Kranken, der dringend nach ihm verlangte; eine Pneumonie war die Folge und raffte ihn am 19. hinweg. Ganz Bradford beklagte den schweren Verlust.*)

Franz Volk war eine ritterliche, schöne Erscheinung von kräftigen, edeln Zügen. Auch ihn hatte sein heimatlicher Wahlbezirk, die Stadt Offenburg, 1849 nach Karlsruhe abgeordnet; er war noch Rechtskandidat und in der Vorbereitung zum Staatsexamen begriffen. Volk besaß Vermögen, das der Fiskus nach dem Aufstand einzog. Mittellos weilte er als Flüchtling in der Schweiz, von wo aus er nach Amerika auswandern wollte, doch vertauschte er vorher in Zürich das Studium des Rechts mit dem der Medizin, weil er in der neuen Welt als Arzt sein Auskommen leichter zu finden hoffte. Eine schwere Brustfellentzündung befiel ihn und schädigte seine Gesundheit für das ganze Leben. Nachdem ihm die Amnestie von 1857 die Rückkehr nach Baden ermöglicht hatte, ging er seiner geschwächten Gesundheit halber nach der Heimat zurück und beendigte in Heidelberg seine medizinischen

*) Vgl. badische Biographien von Fr. v. Weech, Bd. II, S. 57.

Digitized by Google

Studien. Da ich inzwischen daselbst Dozent geworden war, konnte ich ihm vielfach nützlich sein. Es ist ihm nicht leicht geworden, wie er mir mehrmals klagte, das Denken des Juristen mit dem des Mediziners zu vertauschen. Während sich jenes in Syllogismen streng an der Schnur der Gesetzesparagraphen zum festen Urteil fortbewegt, läuft das medizinische suchend und vergleichend durch eine labyrinthische Galerie von Bildern, ehe es zum Abschluß und Entschluß gelangt. Dennoch ist unser Jurist schließlich ein guter Arzt geworden.

Nach glücklich bestandenem Examen ließ sich Volk in seiner Vaterstadt nieder. Papa Volk, wie ihn schon als Knaben seine Mitschüler nannten, gewann das ärztliche und politische Vertrauen seiner Mitbürger. Kaum ein andres Gemeinwesen des Großherzogtums ist so in politische Parteien gespalten, wie Offenburg, aber die Bürgerschaft erwählte ihn einmütig dreimal von je fünf zu fünf Jahren zu ihrem Bürgermeister. Leider unterlag er am 1. März 1890 den Folgen der Krankheit, die ihn als Flüchtling in Zürich heimgesucht hatte.*)

Volk hinterließ eine lesenswerte Schrift: „Hexen in der Landschaft Ortenau und der Reichsstadt Offenburg," Lahr, 1882, einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des Hexenwesens.

In der Alemannia war Volk weitaus der beste Redner gewesen. Ich habe ihn zuletzt, als er in Offenburg bei einer öffentlichen Feier seine Vaterstadt vertreten mußte, reden gehört und der volkstümlichen, kernigen Worte mich gefreut, die er an die Teilnehmer des Festes richtete. Am 29. Juli 1883 wurde in Gegenwart zahlreicher Gäste das Denkmal Okens eingeweiht, das die Stadt dem verdienten Naturforscher und Patrioten in Gestalt einer wohlgelungnen, von Volz in Karlsruhe ausgeführten Büste auf einen ihrer Brunnen gesetzt hat. Lorenz Oken (eigentlich Okenfuß) ist als armer Bauernknabe in dem Dörfchen Bohlsbach bei Offenburg zur Welt gekommen und hat auf dem Gymnasium dieser Stadt seine erste gelehrte Bildung empfangen. Neben den Naturforschern der benachbarten Universitäten waren deshalb auch der Gemeindevorstand von Bohlsbach, die Schuljugend des Dorfs und das Gymnasium von Offenburg zu der Ein-

*) v. Weech, a. a. O. Bd. II, S. 480.

Digitized by Google

weihung geladen. Professor Weismann von Freiburg würdigte und feierte den Naturforscher, Volk den Patrioten. Den Bohlsbacher Bauern rief er zu: „Ihr seid stolz darauf, daß euer barfüßiges Lorenzli ein Mann geworden, dessen Andenken wir ein Jahrhundert nach seiner Geburt hier feiern," — die Gymnasiasten ermahnte er, auch unter dem Sonnenhimmel ihrer Jugend der ernsten Pflicht eifriger Pflege der Wissenschaft und der Ausbildung eines ehrenfesten Mannescharakters nicht zu vergessen, denn sie seien später vorwiegend berufen, Ferment und Träger der Bildung zu sein.

Einer der liebsten Freunde ist mir Sigmund Pfeufer geworden. Er war der jüngste Bruder meines Lehrers Karl Pfeufer und studierte die Rechte. In Heidelberg bei seinem Bruder angekommen, sprach er diesem den Wunsch aus, das Burschenleben mitzumachen, wie er mir viele Jahre nachher erzählt hat, und erhielt von ihm den Rat, sich an mich zu wenden. Ich kann mir das große Vertrauen, das mir mein Lehrer schenkte, nur aus dem Umstand erklären, daß ich es fertig gebracht hatte, als Korpsbursche die Preisfrage der medizinischen Fakultät mit Erfolg zu bearbeiten. Sigmund suchte mich auf der Schwabenkneipe auf und folgte mir in die Alemannia, die wir gerade stifteten.

Pfeufer war ein klarer Kopf, ein Mann von Geist und unverwüstlicher Laune bei großer Arbeitskraft. Nach der Staatsprüfung ging er nach Paris, um das französische Recht und Schwurgericht kennen zu lernen, beim Ausbruch der Februarrevolution eilte er nach Baiern zurück. Am 1. März kam er auf dem Heimweg nach Mainz und fand hier angekündigt, daß am nächsten Tag die Nassauer in Wiesbaden Revolution hätten. Es belustigte ihn, daß die Nassauer ihre Revolution einen Tag vorher anzeigten, gewissermaßen freundlich zu der Vorstellung in Wiesbaden einluden, er beschloß, sich die Sache anzusehen. Neugierig fuhr er in den Kursaal hinüber, wo eine Volksversammlung wirklich stattfand und die damals üblichen Forderungen an den Herzog gestellt wurden, der eben in Berlin abwesend war. Der Minister versprach einstweilen bis zu des Herzogs Rückkehr Preßfreiheit und gestand Volksbewaffnung zu, die aus den Vorräten des Zeughauses sogleich ins Werk gesetzt wurde. In einem

Digitized by Google

launigen Briefe schilderte Pfeufer diese Vorgänge den Seinigen in Bamberg, der Brief gelangte in die Hände des Freiherrn von Lerchenfeld, dem bald nachher die Leitung eines liberalen Ministeriums in Baiern übertragen wurde, und erwarb ihm die Gunst dieses klugen Staatsmanns, der seiner Dienste sich daraufhin versicherte.

Während des Kriegs 1870/71 versah Pfeufer in Speier den wichtigen Posten eines Präsidenten der Rheinpfalz. Als, nach beendigtem Kriege, in Baiern aufs neue ein liberales Ministerium ans Ruder kam, wurde er im August 1871 Minister des Innern. König Ludwig II. erhob ihn 1887 in den erblichen Adelstand. Zuletzt verwaltete er das Amt eines Präsidenten von Oberbaiern bis zu seinem Tode im September 1894.

Ein andrer, mir teurer Freund war Eduard Pickford. Englisches und deutsches Blut kreisten in seinen Adern. Sein Vater war in Manchester Spinnereibesitzer gewesen, hatte eine deutsche Dame, eine geborene Schunk, geehlicht, 1811 sich von den Geschäften zurückgezogen und in Heidelberg niedergelassen. Vor dem Karlsthor baute er sich eine noch heute vorhandene Villa, auffallend durch ihre niedrigen Säulen an der Eingangsthüre; man sieht es ihr nicht mehr an, daß Kaiser Alexander I. im Juni 1815 sein Hauptquartier darin aufgeschlagen hatte, wie eine Inschrift, versteckt unter dem Balkon über der Thüre, der Nachwelt in lateinischer Sprache vermeldet. Das unansehnliche Haus hat eine interessante Geschichte. In seinen Räumen empfing der Kaiser die überspannte Frau von Krüdener, die im Gewande einer Seherin seiner schwärmerischen, der Mystik zugeneigten Seele die romantische Idee von der heiligen Allianz der Fürsten und Völker einflößte. — Der alte Pickford hatte zehn Kinder, die meist von der Schwindsucht hingerafft wurden; ein älterer Bruder meines Freundes war Percy Pickford, Dozent der Medizin in Heidelberg von 1844—54, ein strebsamer und beliebter Arzt. Er und auch Eduard Pickford erlagen dieser Geißel ihrer Familie. — Eduard war zum Kaufmann bestimmt gewesen und dazu in Leipzig und Lyon erzogen worden, aber eine unwiderstehliche Neigung trieb ihn zum Studium der Volkswirtschaft. Er war Dozent von 1844 bis 1854, leitete volkswirtschaftliche und politische Zeitschriften im Geiste des

Digitized by Google

Freisinns und Freihandels, und machte sich seiner Vaterstadt vielfach nützlich durch Gründung eines Gewerbevereins, eines Arbeiterbildungs- und eines Vorschußvereins. Sie wählte ihn deshalb 1863 und 1865 zu ihrem Vertreter in der zweiten badischen Kammer. In Karlsruhe erlag der thätige Mann am 19. März 1866 seinen Leiden.*)

Von den Verstorbenen, denen ich näher trat, gedenke ich noch des stud. jur. Westphal aus Schwerin, eines wackeren Jünglings, des nachmaligen Bürgermeisters von Schwerin und mecklenburgischen Reichstagsabgeordneten; ferner Fridolin Sandbergers, der als Professor der Mineralogie und Geologie 1898 in Würzburg starb; endlich des Mediziners Felix Kunde aus Berlin. Kunde hatte sich durch einige gute experimentelle Arbeiten über den Ursprung der Galle in der Leber, die Ursache des grauen Staars beim Diabetes u. a. bereits vorteilhaft bekannt gemacht, als er mich in Heidelberg aufsuchte, es mag im Herbst 1856 gewesen sein. Er war auf der Durchreise nach dem Süden, litt an der Schwindsucht und gab sich keiner Täuschung über sein Schicksal hin. „Meine Tage sind gezählt," klagte er mir beim Abschied, „ich sterbe ungern, denn ich hatte gewünscht, meinen physischen Tod durch reifere Arbeiten in unsrer Wissenschaft zu überleben."

Außer Lepique, Schwanitz und mir sind meines Wissens die noch einzig lebenden Alemannen der in Heidelberg praktizierende Medizinalrat Karl Mittermaier und der in Konstantinopel wirkende deutsche Botschaftsarzt und konsultierende Arzt des Sultans, Georg von Mühlig.

Karl Mittermaier ist ein Sohn des berühmten Heidelberger Rechtsgelehrten und war mit seinem jüngeren Bruder Franz, der die Rechte studierte, in die Verbindung eingetreten. Franz mußte bald nach beendetem Studium eines Lungenleidens wegen nach Madeira reisen, wo er zwei Winter mit Nutzen verbrachte, begleitet von seinem Bruder Karl, der, gestützt auf seine eigenen Beobachtungen, eine sorgfältige Monographie der als klimatischer Kurort vielgepriesenen Insel veröffentlichte. Franz lebte dann als Privatgelehrter in Heidelberg, mit seinem Bruder für das Wohl der geliebten Vaterstadt eifrig

*) Vgl. v. Weech, a. a. O. Bd. II, S. 136.

Digitized by Google

beſorgt, und erreichte ein Alter von 66 Jahren. Er ſtarb an einem unerwarteten Rückfall der Tuberkuloſe 1891.

Georg Mühlig, geboren in Zweibrücken, wuchs in der Levante auf, wo ſein Vater als Kaufmann ſich niedergelaſſen hatte. Nach früh erledigter Promotion in Heidelberg und eifrigen Studien in Wien und Prag ließ er ſich in Konſtantinopel nieder, wo er im Beſitze vorzüglicher Kenntniſſe und der Hauptſprachen der polyglotten Stadt, raſch eine große Praxis erwarb. In ſeinem gaſtlichen Hauſe verlebte ich im September 1887 unvergeßliche, herrliche Tage.

Digitized by Google

Letzter Kommers.

Am 4. März 1845 feierte die allgemeine Studentenschaft ihren Abschiedskommers. Der große Saal der Hirschgasse war dicht gefüllt, Aegidi, der Vorstand des Verwaltungs-Ausschusses, zählte die Gäste, es waren gegen 280.

Die Studentenschaft sah mit Befriedigung auf das Wintersemester zurück. Sie hatte sich eine freie Verfassung gegeben, den Zwang alter Vorurteile gebrochen, nie noch waren die Einzelnen so leicht und angenehm einander nahe gekommen; als Söhne Eines Vaterlandes, unbekümmert um den Volksstamm, das Land oder die Kirche, der sie angehörten, hatten sie einander schätzen und lieben gelernt. In gehobener Stimmung beging die Jugend das Fest, nach alter Burschenweise bei Musik, Gesang und Schlägerklang.

Mitternacht war herangekommen und Arndts mächtiges Vaterlandslied eben verklungen. Plötzlich stimmte die Musik die Marseillaise an, und der Neckarbund, der vollzählig erschienen war, fiel, den französischen Text singend, in die Melodie ein. Er hatte die Ueberraschung ins Werk gesetzt und freute sich der Empörung, die der häßliche Streich an allen andern Tischen im Saale hervorrief. Ein furchtbarer Lärm erstickte die wälsche Hymne. Dem wohlbegonnenen Feste drohte ein beschämender Ausgang, da gelang es Aegidi, die Rednerbühne zu ersteigen und die hochgehenden Wogen durch patriotische und begütigende Worte zu glätten. Er schloß mit dem feurigen Zuruf: „Brüder, auf Wiedersehen zu Frankfurt im deutschen Parlament!“

Jubelnder Beifall brauste durch den Saal und die Präsides kommandierten: „Silentium! Initium fidelitatis!“

Digitized by Google

Poetiſche Nachklänge.

I.

Der Untergang der Alemannia ging dem Studioſus Scheffel tief zu Herzen. Er gab ſeinem Schmerz Ausdruck in zwei langen Gedichten, die ich in der Urſchrift bewahre.

Das eine Gedicht hat er in den Oſterferien zu Karlsruhe verfaßt, einen kunſtreichen „Chor nach Sophokles", mit Strophen und Antiſtrophen und einem verſchwenderiſchen Reichtum an Anapäſten nach Platens Art. Vielleicht intereſſiert eine Probe daraus den Leſer.

„Denn war's nicht fidel, als hier in dem Horn, im menſchengefülleten Saale
Zuſammen noch kam, wer immer das Haupt mit blauer Mütze bedeckte?
Und als im Geſpräch die Meinungen laut man wechſelſeitig ertauſchte
Und die vollen Gläſer ertönten mit Macht, und der Geiſt ſich rieb an dem Geiſte?
Das rege Leben beſtehet ja nur im Kampf der verſchiednen Prinzipe
Und gewähret mehr Luſt, als wenn ſich nur Gleichdenkende abſeparieren
Und dieſer ſchon weiß, was jener wohl will, und jener, was dieſer ſich denket.
Drum preis ich mir auch die Vergangenheit an, wo ſtolz noch trug ſeine Krone
Der kräftige Stamm, Alemannia genannt, als weithinſchattende Eiche."

Ein Stoßſeufzer, gekleidet in die Proſa des wittelsbachiſchen Dichterkönigs, ſchließt den rührenden Geſang: „Ich aber — geſungen habend — ein müder Barde, ziehe mich zurück in die alte leuchtende Urnacht meines Geiſtes."

Das zweite Gedicht ſtammt aus den erſten Tagen des Sommerſemeſters 1845. Aus den Ferien nach Heidelberg zurückgekehrt, vermißte Scheffel viele der geliebten Freunde, ſie waren ins Philiſterium

Digitized by Google

abgegangen oder nach andern Univerſitäten gezogen, öde und verlaſſen lag das Horn am Neckar, die Alemannenkneipe; in 29 vierzeiligen Verſen beklagte er den Untergang der ſtolzen Verbindung. Der Leſer wird es mir Dank wiſſen, wenn ich ihm von den 29 Verſen nur 7 vorlege.

„Es ging durch Heidelbergs Straßen
Ein Jüngling, gramerfüllt;
Im frohen Lenzesſpiele
Ein traurig Winterbild.

Er trägt eine blaue Kappe
Und ein blaugoldnes Band,
Und ſchaut mit ſchweren Thränen
Hinaus ins blühende Land.

Er wandelt traurigen Schrittes
Zum Horn am Neckar hin
Und ſitzt im leeren Zimmer
Mit ſchmerzdurchwühltem Sinn.

Und mit gebrochner Stimme
Ruft er im einſamen Saal:
Ihr öden, trüben Mauern,
Euch klag' ich meine Qual!

Wie tönten hier einſt ſo helle
Die Lieder aus voller Bruſt,
Wie ſaßen hier einſt die Genoſſen
In friſcher Jugendluſt!

Wie drang mit Sturmesbrauſen
Von dieſem Raume hier
Der Ruf in die Winternächte:
Hoch Alemannia dir!!!

Das war in jenen Tagen
Ein ſtarker Bruderbund!
Und jetzt — o traurig Schickſal —
Iſt alles auf dem Hund!"

Digitized by Google

II.

Fünf Jahre ſpäter, nachdem die Revolutionsſtürme über Europa hingebrauſt waren und eine trübſelige Stille ſich über Deutſchland gelagert hatte, führte mich ein Familienereignis aus dem Schwarzwald, wo ich auf dem Lande praktizierte, nach Heidelberg. Die Jünglinge, mit denen ich hier einſt goldene Tage verlebte, hatte das Schickſal nach allen Richtungen zerſtreut. Wie Scheffel irrte ich verlaſſen durch die Straßen, umſchwebt von den Bildern der Vergangenheit. Heimgekehrt nach dem Schwarzwald wurde mir der Praxisgaul, der mich durch Feld und Wald trug, zum Pegaſus, und auf dem Sattel des treuen Tieres ſchmiedete ich das folgende Gedicht, womit ich das Buch der Burſchenzeit abſchließe.

Beſuch in Heidelberg 1850.

An des Neckars trauten Ufern
Schmückten wir uns heitre Hallen,
Bei des Gaudeamus Klängen
Ließen wir die Schläger ſchallen.

Einſam jüngſt in Sommertagen
Ging ich wieder durch die Straßen,
Wo wir einſt als flotte Söhne
An der Muſen Tiſche ſaßen.

Wo ſind, die mich froh begrüßten,
Jener Brüder traute Scharen,
Wenn ich nach den Ferien wieder
Bin zum Thor herein gefahren?

Ach, ſo manche fern der Heimat
Sind verbannt in fremden Landen; —
Werd' ich je ſie wiederſehen,
Die ſo nahe mir geſtanden?

Andre muß ich klüger preiſen
Die daheim nach Glücke trachten
Und es ſchon zu Amt und Würden,
Ja ſogar Familie brachten.

Digitized by Google

Ihrer keinem doch von allen
Iſt der große Wurf gelungen,
Keiner hat mit gleichem Schweiße
Einen Gaul wie ich errungen.

Einen faulen Gaul, auf dem er,
Mit den ſcharfen Sporen treibend,
Reitet zu den kranken Bauern,
Dichtend und Rezepte ſchreibend.

Dennoch würd' ich gerne meinen
Gaul und meine Lieder geben,
Dürft' ich von den frohen Tagen
Einen einmal noch erleben.

An des Neckars trauten Ufern
Schmückten wir uns heitre Hallen,
Doch die Kränze, die wir wanden,
Sind verdorrt und abgefallen.

Einſam wandl' ich, ungegrüßet, —
Ach! das ſind jetzt andre Zeiten,
Kam zu uns ein alter Burſche,
Durft er nicht verlaſſen ſchreiten.

Eifrig liefen wir zuſammen,
Solchen werten Gaſt zu ehren,
Unſre Humpen, unſre Hörner
Mußt' er bis zur Neige leeren.

Auf der Hirſchgaß blut'ger Stätte
Mußt' ihn unſre Kunſt entzücken,
Und zuletzt noch mit Rappieren
Hieben wir ihn faſt zu Stücken.

Ja, ich gäbe Gaul und Lieder,
Könnt' es ſich noch einmal fügen,
Daß ſie mich zu Boden tränken
Und mir brav das Fell zerſchlügen.

Viertes Buch.

Medizinisches Studium.

Digitized by Google

Gute, faſt vergeſſ'ne Zeit,
Oeffne deine Thore weit:
Sieh! in ſtolzer Majeſtät
Naht die alte Fakultät.

Digitized by Google

Romantik und Rationalismus zu Beginn des Jahrhunderts in Heidelberg.

Mitten in dem Zusammenbruch des heiligen römischen Reichs trieb die Romantik in Deutschland zu Beginn des Jahrhunderts üppige Blüten. Ihre Poeten schwärmten für die mittelalterliche, mondbeglänzte Zaubernacht, für girrende Troubadours und psalmodierende Waldbrüder; ihre Gelehrten spähten nach wunderbaren Schätzen in der verborgenen Tiefe der Geheimlehren, Mythologien und Völkersagen. Die Einbildungskraft entrang sich den Zügeln der nüchternen Kritik und wagte die keckſten Einbrüche in die Natur- und Heilkunde. Uebersättigte Sinne und unbefriedigte Gemüter lechzten nach Seligkeit und Erlösung und suchten sie im Schoße der römischen Kirche.

Für solche Stimmungen und Richtungen war Heidelberg der gelegenſte Ort. Unter den melancholischen Trümmern seiner Burg, an den Ufern seines rauschenden Stroms, in der Waldeinsamkeit seiner Berge ließ es sich köſtlich träumen und dichten.

„Heidelberg," meinte Goerres*), der 1806 und 1807 hier weilte und wirkte, sei selbſt prächtige Romantik und ein Wundermärchen der Vorzeit. — Achim von Arnim und Clemens Brentano hausten am Fuße des Schloßbergs im „faulen Pelz" und ließen des Knaben Wunderhorn 1806 in die Weite klingen. — Der volkstümlichſte Sänger der romantischen Dichterschule, Josef von Eichendorff, studierte 1807 und

*) Vgl. Georg Weber, Heidelberger Erinnerungen, Stuttgart, 1886, S. 105 u. f.

Digitized by Google

1808 in Heidelberg. — Unwillig sah Tieck bei einem seiner Besuche der Schloßruine die unwegsame Wildnis, die ihn bis dahin entzückt hatte, in einen Park mit sauberen Wegen umgeschaffen. — Die altdeutschen Gemälde der Gebrüder Boisserée, heute ein kostbarer Besitz der Münchener alten Pinakothek, leuchteten damals in ihren herrlichen Farben auf Goldgrund in dem heutigen Amthaus am Karlsplatz. — Creuzers symbolische Lehren erregten Goethes Teilnahme, der sich auf dem Schloß oben, wie die Steintafel im Stückgarten meldet, 1814 und 1815 „sinnend und dichtend" erging. Viele Gedichte des west-östlichen Divan sind hier entstanden, und das merkwürdige Laub eines Baums aus dem Osten, der in den Schloßgarten gepflanzt war, reizte ihn zu symbolischer Deutung. Es war eine Gingko*), ein taxusartiger Baum, dessen Blätter aus Nadeln zusammengesetzt und aus zwei innig verschmolzenen Hälften gebildet zu sein scheinen. Er schrieb in das Buch „Suleika" die Verse mit der Aufschrift:

„Gingko biloba."

„Dieses Baums Blatt, der von Osten
Meinem Garten anvertraut,
Giebt geheimen Sinn zu kosten,
Wie's den Wissenden erbaut."

Der Sinn, den der Dichter, der Frankfurter Freundin gedenkend, in das Blatt legte, war das Geheimnis eines Bundes, der aus zwei liebenden Wesen eines macht:

„Fühlst du nicht aus meinen Liedern,
Daß ich eins und doppelt bin?"

Am Ufer des Neckars vor dem Karlsthor wurde sogar die Politik zur Romantik und tauchte die weltgeschichtliche, dunstige Gestalt der heiligen Allianz der christlichen Fürsten und Völker vor des Czaren Seele empor.

Aus der Vergangenheit jener ersten Jahrzehnte ragten in meine Studienzeit nur noch wenige, fast verwitterte Säulen herein. Wenn wir jungen Leute den hochbetagten, einst so viel gefeierten Creuzer

*) Salisburya adiantifolia, Lam.

Digitized by Google

sich abends zur Museumsgesellschaft schleppen sahen, fragten wir uns verwundert: „War es möglich? konnte dieser Alte mit der roten Perücke einst das Herz einer edeln, schönen und geistreichen Jungfrau so in Liebe entzünden, daß sie dem, durch die Bande der Kirche und der Dankbarkeit bereits gefesselten Freunde nicht zu entsagen vermochte und sich verzweifelnd den Dolch in den Busen stieß?"

Mit dem Schimmer der Romantik war es zu Anfang der vierziger Jahre in Heidelberg vorbei. Heftige Gegner waren ihr schon bei der Wiedergeburt der Universität erstanden, trotzige, auch hagebuchene Verfechter des Rationalismus, die sie bekämpften, bewältigten, in der medizinischen Fakultät bald ausschließlich herrschten.

Damit die Heidelberger Universität im Glanze berühmter Namen gleich bei der Neubegründung weithin strahle, berief Karl Friedrich 1805 den sprachgewaltigen Johann Heinrich Voß, der den Deutschen den Homer geschenkt hat, wie einst Luther die Bibel. Der Löwe von Eutin hatte sich in Jena zur Ruhe gesetzt, als ihn Karl Friedrich einlud, nach Heidelberg überzusiedeln, um an der Hochschule mitzuwirken, nicht als thätiger Professor auf der Lehrkanzel, sondern einzig durch seine anregende Gegenwart, und er kam. Der streitfertige, knorrige Niedersachse wirkte mit elektrischer Kraft durch Reibung und Induktion und brachte mit Wettern und Blitzen dem fruchtbaren Erdreich Segen. Mit Schwert und Schild wahrte er grimmig die reine Wissenschaft vor der Verführung durch die leichtfertigen Romantiker, Symboliker und Mystiker. In seinen Augen waren die Goerres und Creuzer gefährliche Phantasten, ihre Lehren eitles Geflunker, und des Knaben Wunderhorn schalt der Grobian einen „zusammengeschaufelten Wust" *) und „heillosen Mischmasch von allerhand bugigen, schmutzigen, trutzigen und nichtsnutzigen Gassenhauern, samt einigen abgestandenen Kirchenhauern." Ebenso wie die Wissenschaft, war der Glaube dem ehrlichen Manne Verstandes- und Herzenssache zugleich. Er haßte die katholisierende Richtung der Zeit und schrieb sogar dem alten Jugendfreunde und Göttinger Hainbundgenossen den Absagebrief mit der Aufschrift: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?"

*) Wörtlich aus Georg Weber, a. a. O. S. 147.

Digitized by Google

Voß zur Seite stand bis zu dessen Tode 1826 der nicht minder streitbare Schwabe, der großherzoglich badische geheime Kirchenrat, Professor der Exegese und „Erzvater des Rationalismus," Gottlob Paulus, in den Augen der Orthodoxen der leibhaftige Antichrist. Auf meiner erwähnten Ferienreise in den Schwarzwald 1842 begrüßte mich mein strenggläubiger Oheim in Buhlbach mit den Worten: „Hat der Teufel eueren Paulus in Heidelberg noch immer nicht geholt?" — Der Teufel fürchtete die scharfen Waffen des unerschrockenen Theologen, der ihm keine Macht und nicht einmal die Existenz zugestand, und Paulus hat es, trotz ewiger Fehden auf allen Gebieten des Wissens, Glaubens und des öffentlichen Lebens, auf 90 Jahre gebracht; er ist erst 1851 gestorben.

Glücklicher, als Voltaire einst für die Sache des schändlich verurteilten Calas stritt, rettete Paulus dem Kölner Fonck das, nach dem Urteil des Schwurgerichts verwirkte Leben. Er wagte noch Kühneres, fast Unglaubliches, denn er trat furchtlos für das junge Deutschland ein und für Gutzkows gottlose „Wally, die Zweiflerin," obwohl der hohe Bundestag jenes in die Acht gethan und Gutzkow, auf Menzels Betreiben, vor die Gerichte gestellt hatte.

Der unermüdliche Kämpe hat auch die Medizin sich verpflichtet. *) Fast früher als die Aerzte erkannte der Theologe die Gefahr, womit Schellings Naturphilosophie die Heilkunde bedrohte. Den Einfluß solcher Phantasmen auf das ärztliche Studium nannte er „tragisch", man könne solcher „Taschenspielerei" nicht frühe genug ein Ende machen. Es sei ein gefährliches Spiel, die Medizin am Studiertisch aus dem Kopfe, statt aus der Beobachtung und dem Versuche, aufzubauen. Der Rationalist besah sich ohne Brille die Welt. Wenn die deutsche Medizin fast in allen Stücken hinter der französischen und englischen zurückblieb, so war nur die schlechte Methode der deutschen Forschung daran Schuld, die sich durch blendende Phrasen auf die Abwege oft geistreicher, aber hohler Spekulation hatte verlocken lassen.

Neben Paulus und andern Gelehrten, z. B. dem Geschichts-

*) Vgl. die geistvolle Würdigung der Thätigkeit von Paulus in den bad. Biogr., Bd. II, S. 119, durch Prof. Holzmann.

Digitized by Google

ſchreiber Schloſſer, pflegte innige Freundſchaft mit dem alten Voß der berühmte Anatom Friedrich Tiedemann. Er war von dem trefflichen Berater und Miniſter Karl Friedrichs, dem Freiherrn von Reitzenſtein, 1816 von Landshut berufen worden. Die Wahl war ausgezeichnet, denn was damals die deutſchen mediziniſchen Fakultäten am nötigſten brauchten, waren nüchterne Forſcher, und nüchterner als Tiedemann konnte niemand ſein. Während die Vorleſungen Schellings alle andern Hörer hinriſſen, wurde er, der ſie in Würzburg beſucht hatte, gerade durch ſie von allen naturphiloſophiſchen Anwandlungen für immer geheilt. Seitdem blieb er, wie er ſeinem Schwiegerſohn Biſchoff*) erzählte, ein unentwegter Anhänger Franz Bacons. — Eine Anekdote, die in Heidelberg umlief, kennzeichnet vorzüglich das hausbackne Urteil des Anatomen. Ein befreundeter Profeſſor, der Orientaliſt Hanno, überreichte ihm ein Bändchen überſchwänglicher Gedichte, die er eben dem Druck übergeben hatte. Tiedemann las darin den gewagten Ausdruck: „Auch mein Herz iſt voll bis über'n Rand!" — „Aber was fällt Ihnen ein, mein Lieber?" verwies er dem beſtürzten Dichter ſeinen unglücklichen Vergleich, „meinen Sie, das Herz ſei eine Waſchſchüſſel?"

Der induktiven Methode huldigte wie Tiedemann die ganze mediziniſche Fakultät. Dieſe beſtand im Beginn meines Studiums neben ihm aus den Ordinariis Franz Carl Naegele, Maximilian Joſef Chelius, Benjamin Puchelt und Leopold Gmelin, aus dem Extraordinarius Theodor Biſchoff und dem Proſektor Ludwig Kobelt. Daß die induktive Methode nicht notwendig den Forſcher und Lehrer trocken und ledern machen muß, bewies in dieſem Kreiſe der alte Geburtshelfer Naegele, einer der unterhaltendſten Profeſſoren, die je einen Lehrſtuhl einnahmen.

Kaum eine der deutſchen mediziniſchen Fakultäten ſtand ſo feſt auf dem einzig ſichern naturwiſſenſchaftlichen Boden wie die Heidelberger, und nur eine war ihr an Bedeutung ihrer Lehrer überlegen, die Berliner. Den Triumvirn Johannes Müller, Dieffenbach und Schönlein waren die Tiedemann, Chelius und Puchelt nicht ebenbürtig, Naegele allein, um den ſich Berlin vergeblich bemüht hatte, durfte ſich ihnen als gleicher zur Seite ſtellen.

---

*) v. Weech, Bad. Biogr., Bd. II, S. 352.

Digitized by Google

Freilich hatte die Fakultät bereits zu altern begonnen. Sie fühlte es selbst, daß sie der Zufuhr frischen Blutes bedürfe, und auf ihren Antrag berief die Regierung 1844 den Anatomen Henle und den Pathologen Pfeufer. Ich hatte das Glück, ein Jahr noch den Unterricht auch dieser bedeutenden Männer genießen zu können.

Indem ich jetzt die medizinische Lehrweise und die Lehrer der Heidelberger Schule meiner Studienjahre schildere, habe ich keine andere Absicht, als anspruchslose Bilder zu liefern, wie sie mein Kopf und mein dankbares Herz im Gedächtnis bewahren.

Digitized by Google

Friedrich Tiedemann.

In dem westlichen Stadtteil, zwischen der Hauptstraße und der Brunnengasse, stand bis zum Beginn des Jahrhunderts ein Dominikanerkloster mit Garten; Kurfürst Friedrich der Siegreiche hatte es 1476 gestiftet, Kurfürst Max Josef, später König von Baiern, 1799 aufgehoben, Karl Friedrich von Baden kaufte es um 11000 fl. und übergab es der Universität. Sämtliche medizinische und naturwissenschaftliche Anstalten wurden in den Räumen des Klosters untergebracht und sein Garten zum botanischen umgeschaffen. — Die Zeit war noch billig für die Hochschulen.

Als ich 1840 die Universität bezog, befand sich in dem ehemaligen Kloster von den medizinischen Anstalten nur noch die gemeinsame für Anatomie und Physiologie; die Kliniken mit der Entbindungsanstalt waren schon lange ausgezogen und hatten im Marstallgebäude ein besseres Unterkommen gefunden. Auch der Botanische Garten war vor die Stadt verlegt; die naturwissenschaftlichen Institute für Physik, Chemie und Zoologie waren in dem Kloster geblieben.

Dem anatomischen Unterricht diente die Klosterkirche; man konnte ihre frühere Bestimmung und ihre einzelnen Teile noch leicht erkennen. Das Chor war zu einem hellen Amphitheater und Hörsaal geworden, von drei Seiten strömte das Tageslicht frei herein; das Schiff war Präpariersaal, die Sakristei Leichenkammer.

Diese Einrichtung der Kirche für anatomische Zwecke hatte der Vorgänger Tiedemanns getroffen: Jakob Fidelis Ackermann, vorher Professor an der Mainzer Hochschule und 1805 von da nach Heidel-

Digitized by Google

berg berufen, ein tüchtiger Mann. Er führte die anatomischen Präparierübungen in Heidelberg ein und erteilte zugleich den ersten praktischen, zunächst nur poliklinischen Unterricht in Medizin und Chirurgie. Die Stadt schätzte ihn als geschickten Arzt, und er stand noch in den vierziger Jahren bei der Bevölkerung in gutem Andenken.

Wie man sieht, vertrat Ackermann vier Hauptfächer der Heilkunde: Anatomie, Physiologie, innere Medizin und Chirurgie mit Einschluß der Augenheilkunde. Der damalige Umfang dieser Wissenschaften gestattete der Kraft eines Einzigen auszuführen, was heute nur der vereinten Thätigkeit von fast einem Dutzend Professoren gelingt.

Am meisten kann man erstaunen und erschrecken über die heute unerlaubte Verbindung der Anatomie und Chirurgie in einer Professur. Wenn dieselbe Hand morgens Leichen präparierte, kurz bevor sie Abscesse eröffnete, Glieder abnahm oder Wunden verband, so lief der Kranke Gefahr, daß ihm tödliches Gift vom Leichentisch in die Wunde übertragen wurde. Der Chirurg beraubte sich so selbst durch seinen weiteren Beruf als Anatom der Frucht seiner Arbeit. Man stack eben noch in der tiefsten Unwissenheit über die Natur und die Quellen der Wund- und Blutvergiftungen, der Infektionen durch faulige Stoffe und Eiter. Glücklicherweise bestand diese Vereinigung von Anatomie und Chirurgie in Heidelberg nur bis zu Ackermanns Tod 1815. Schon 1816 wurden die beiden Professuren getrennt, die Anatomie nebst der Physiologie Tiedemann, die Chirurgie nebst der Augenheilkunde Chelius zugewiesen. So geschickt auch Chelius war, so verdankte er doch den Ruf einer glücklichen Hand zum guten Teil dem Umstand, daß er nur in dem kurzen Sommersemester, wenn er den Operationskurs erteilte, mit Leichen zu thun hatte. — Anders war es z. B. in Göttingen, wo Martin Langenbeck Professor der Anatomie und Chirurgie bis zum Ende der vierziger Jahre in einer Person war. Er empfand es als eine schwere Kränkung, als man ihn endlich in seinem 72. Lebensjahre nötigte, das chirurgische Lehramt aufzugeben, denn er fühlte sich noch kräftig genug zur Besorgung der beiden Professuren.

Unter Tiedemanns Leitung verschaffte sich die Heidelberger anatomische Anstalt bald einen großen Ruf im In- und Ausland. Beim

Digitized by Google

großen Publikum verliehen der anatomiſchen Sammlung hauptſächlich die Gerippe des Schinderhannes und ſchwarzen Peters ein beſonderes Anſehen, bei den Anatomen von Fach die Präparate Tiedemanns und ſeiner Proſektoren Fohmann und Arnold. Am berühmteſten waren die Saugader-Präparate Fohmanns, die als einzig in ihrer Art geprieſen wurden. Auch der größte anatomiſche Kenner Deutſchlands, Johannes Müller, nannte ſie „herrlich und unübertrefflich," obwohl er mit dem Bedenken nicht zurückhielt, es möchten nicht alle dieſe von Fohmann eingeſpritzten feinen Wege wirkliche Saugadern ſein.

Heute würde die Anſtalt den beſcheidenſten Anſprüchen eines öffentlichen Lehrers der normalen Anatomie des Menſchen nicht mehr genügen, in meiner Studienzeit dienten ihre Räume noch außerdem zum Unterricht in der Phyſiologie, der vergleichenden und pathologiſchen Anatomie, und zur Aufnahme ſämtlicher anatomiſchen Sammlungen. Die Phyſiologie machte freilich kaum andre Anſprüche, als den der Mitbenützung des Hör- und Präparierſaals, ein Inſtrumentarium beſaß ſie noch nicht. — Im Anfang ſeiner Heidelberger Thätigkeit hatte Tiedemann neben den drei anatomiſchen Lehrzweigen und der Phyſiologie noch die Zoologie gelehrt, 1822 aber dieſe letzte abgetreten, 1835 auch die Phyſiologie, die vergleichende und pathologiſche Anatomie. Bronn dozierte ſeit 1821 Zoologie und Theodor Biſchoff ſeit 1835 die drei letztgenannten Fächer. — Wie haben ſich doch dieſe Verhältniſſe ſeitdem anders geſtaltet! Die fünf Fächer, die einſt Tiedemann an der neubegründeten Univerſität ganz allein, unterſtützt von einem Proſektor und einem Diener, bewältigte, ſind heute ſelbſtändig; jedes beſitzt ſeine beſondere Lehrkanzel und verfügt über eigene Gebäude, eigene Sammlungen, Dotationen, Profeſſoren, zahlreiche Aſſiſtenten und Diener.

Wir Studenten hielten unſer anatomiſches Inſtitut für ſehr großartig, ſchon deshalb, weil wir ſeine Bedeutung nach der unſres berühmten Lehrers bemaßen, er aber kannte deſſen Unzulänglichkeit und plante einen beſſeren und größeren Neubau. Auch dieſer ſollte für Anatomie und Phyſiologie zugleich eingerichtet werden. In der That wurde er 1846 bis 1848 aufgeführt. Tiedemann hätte jedoch beſſer gethan, ſeinem jüngeren, gleichfalls für Anatomie und Phyſio-

logie berufenen Kollegen Henle die Einrichtung zu überlaſſen, da dieſer mit den neuen Bedürfniſſen der beiden Lehrfächer beſſer vertraut war, als er. Das Gebäude, das den Anforderungen Henles nicht entſprach, wurde hinter der alten Anſtalt aufgeſtellt und hat im Laufe der Zeit noch manche Aenderungen bis zu ſeiner jetzigen, lediglich anatomiſchen Zwecken dienenden, Einrichtung erfahren. An der Stelle, wo das alte, aus der Dominikanerkirche eingerichtete Anatomiegebäude geſtanden hat, ſteht jetzt der Friedrichsbau für Phyſik und Mineralogie.

In Landshut hatte ſich Tiedemann bereits durch zoologiſche, vergleichend anatomiſche, und durch bildungsgeſchichtliche Arbeiten über das Gehirn großes Anſehen verſchafft, ſeinen Weltruf aber verdankte er hauptſächlich drei in Heidelberg ausgeführten wiſſenſchaftlichen Werken. Es waren: ſeine prächtigen, bei den Aerzten ſehr beliebten, Kupfertafeln über die Schlagadern des Menſchen (1822), ferner die mit Leopold Gmelin herausgegebenen zwei Bände: „Die Verdauung nach Verſuchen“ (1826), endlich ſeine Schrift: „Ueber das Hirn des Negers, verglichen mit dem des Europäers.“ — Das große Werk über die Verdauung hatten Tiedemann und Gmelin der Pariſer Akademie eingereicht, die 1823 eine Preisaufgabe über dieſen Gegenſtand ausgeſchrieben hatte. Als die Akademie aber den beiden Gelehrten 1500 Fr. „à titre d'encouragement“, alſo zur Aufmunterung, wie ſtudierenden Anfängern, zuſchickte, wieſen ſie dieſe ihrer unwürdige Anerkennung zurück. — Der Schrift über das Negergehirn waren wichtige vergleichende Unterſuchungen über den Hirnbau der Säugetiere, namentlich der Affen und beſonders des Orang-Utang vorausgegangen. Sie erſchien 1836 zuerſt in engliſcher Sprache und fiel in die Zeit der unermüdlichen Thätigkeit von Wilberforce und andern Negerfreunden, die 1838 zur Freilaſſung ſämtlicher Sklaven in den britiſchen Kolonien geführt hat.

Ungeachtet ſeiner 59 Jahre war Tiedemann noch immer ein ſchöner Mann, hoch und ſchlank gewachſen, von regelmäßiger Geſichtsbildung und vornehmer Haltung.

Er machte auf mich, das Füchslein, in der erſten Vorleſung einen großen Eindruck. In ſchwarzem Talar und Barett trat er wie

ein Hoheprieſter der Wiſſenſchaft in das Amphitheater, nahm uns Hörern gegenüber an einem kleinen Tiſche Platz, breitete ein Heft vor ſich aus, las und gab zunächſt eine Auseinanderſetzung des Weſens der Anatomie und ihres Nutzens. Eindringlich ermahnte er uns, das Kollegium nicht zu ſchwänzen und uns in jeder freien Stunde im Präparierſaal fleißig zu üben. Noch heute klingen mir ſeine Worte am Schluſſe der Vorleſung in den Ohren: „Aerzte ohne Anatomie gleichen den Maulwürfen. Sie arbeiten im Dunkeln und ihrer Hände Tagewerk ſind — Erdhügel.“

Seine Vorleſungen waren Vorleſungen im wahren Sinne des Worts, ſorglich ausgearbeitet und das Penſum für jede Stunde niedergeſchrieben. Blatt für Blatt, Wort für Wort las er es ab, bedächtig und deutlich, mit etwas näſelnder, lauter Stimme. Gewiſſenhaft kam jeder Muskel, auch der kleinſte an der Wirbelſäule zu ſeinem Rechte, wurde genau beſchrieben nach Lage und Geſtalt, Anheftung und mutmaßlicher Beſtimmung, nicht das kleinſte Körnlein des trockenen Futters durfte verloren gehen. Es war oft zum Sterben langweilig. — Erläuternde Tafelzeichnungen, wie ſie ſchon Henle übte, unterbrachen die Vorleſung nicht, wohl aber zahlreiche Demonſtrationen meiſt friſch verfertigter Präparate. Der Beſchreibung des Muskels, des Gefäßes oder des Nervs folgte deſſen Vorweis. — Tiedemann winkte dem Diener Jakob, der mit dem Präparate bereit ſtand, erhob ſich und wandelte, von ihm gefolgt, im Halbkreis durch das Amphitheater, mehrmals machte er Halt und erläuterte genau mit den Worten des Heftes den beſchriebenen Teil. — Waren ſolche Demonſtrationen in Ausſicht, ſo rüſtete man ſich im voraus mit Leſeſtoff; ich wählte mir einen mediziniſchen: Dr. Katzenbergers Badereiſe von Jean Paul.

Eine große Ueberraſchung, ein Meiſterſtück anatomiſchen Anſchauungs-Unterrichts, erwartete uns, als die Anatomie des Darms an die Reihe kam. Die große Länge dieſes häutigen Schlauches, die beim Erwachſenen zwanzig und einige Fuß beträgt, wurde uns in unvergeßlicher Weiſe vor Augen geführt. Beim Eintritt in den Hörſaal ſahen wir das Amphitheater bekränzt mit einer Rieſenguirlande, gebildet aus dieſem wichtigen Organ, deſſen unzählige Schleimhautzöttchen als die Wurzeln unſeres Leibs in die verdaute Nahrung ein-

Digitized by Google

tauchen und dieſe als Milchſaft (chylus) dem Blute zuführen. — In der Erinnerung an jenes Bild begriff man in der ſpäteren Praxis leicht, daß es unendlich ſchwer hält, den vielgewundenen Schlauch mit den zahlloſen Falten, Zotten und Niſchen von eingedrungenem giftigen Staub oder gar von Myriaden mikroskopiſcher Lebeweſen zu ſäubern.

Obgleich Tiedemann die Phyſiologie an Biſchoff abgegeben hatte, liebte er es doch, einen und den andern lehrreichen phyſiologiſchen Verſuch in die anatomiſche Vorleſung einzuflechten. — Ebenſo berühmt als drollig war der Verſuch zum Nachweis des Uebergangs flüchtiger, eingeriebener Oele von der Haut in die Nieren. Dazu diente Terpentinöl, das ſich raſch durch Veilchenduft des Nierenſekrets verrät. Beim Beginn der Vorleſung ſtand Jakob mit dem Oelfläſchchen gerüſtet bereits im Hintergrund. Tiedemann las uns zuerſt an ſeinem Tiſche den Gang des kommenden Verſuches vor, beſah ſeine Uhr und winkte. Sofort rieb ſich Jakob die Hände mit dem Oel ein und ging dann zur Seite. Von zehn zu zehn Minuten kam er und brachte in offenem Gefäſſe beweiſende Subſtanz, die zur Prüfung in den Bänken von Hand zu Hand ging, während die Vorleſung über die Anatomie der Nieren ihren Gang nahm.

Mit unbegrenztem Wohlwollen kam Tiedemann fleißigen Schülern entgegen. Der fleißigſte von allen war ein origineller Frankfurter, der es ſpäter zum berühmten Phyſiologen gebracht hat: Moritz Schiff. Schon das Aeußere des kleinen Mannes war auffallend. Er trug abweichend von den Kommilitonen den Hals ganz frei und über dem Rock einen breit herausgelegten Hemdkragen. Sein Wiſſensdurſt war unſtillbar. Hatte Tiedemann ein Präparat zuerſt vorleſend beſchrieben und dann noch mehrmals mit denſelben Worten vor den Bänken demonſtriert, ſo ließ es ihm keine Ruhe, bis er den unermüdlichen Lehrer nach der Vorleſung dazu gebracht hatte, das Präparat zum fünften oder ſechſtenmale zu beſchreiben. Tiedemann war bei den Luftwegen angelangt und hatte einen freigelegten Kehlkopf nebſt der Luftröhre mit den Worten vorgewieſen: „Sie ſehen hier, meine Herrn, den menſchlichen Kehlkopf mit der Luftröhre; er enthält das Stimmorgan in Geſtalt der unteren oder echten Stimmbänder; ſie geraten in tönende Schwingungen, wenn ſie geſpannt und angeblaſen werden. In der That, würde ich

Digitized by Google

ſie bis zur Bildung einer feinen Ritze ſpannen und durch die Luftröhre kräftig anblaſen, ſo entſtünde ein — Ton!“ Die Vorleſung war zu Ende, die Hörer verließen den Saal, nur Schiff blieb zurück, lief zu dem Präparat und ſchaute flehend auf Tiedemann. Freundlich lächelte der ehrwürdige Herr: „Herr Schiff, es ſcheint Ihnen die Sache noch nicht hinreichend klar zu ſein. Nun wohlan! Sie ſehen hier den menſchlichen Kehlkopf mit der Luftröhre u. ſ. w.“ Schiff hing mit feurigen Augen an ſeinen Lippen, bis er zu den Worten gekommen war: „und würde ich durch die Luftröhre kräftig blaſen,“ — da hielt er nicht länger mehr an ſich und brach heraus: „Ach! Herr Geheimerrat! blaſen Sie!“ — Tiedemann wurde nicht böſe und lächelte dem wißbegierigen Schüler freundlich zu: „Herr Schiff, das geht nicht an, ich würde mich beſchmutzen.“

Leider trafen den verdienten Meiſter an ſeinem Lebensabend ſchwere Schickſalsſchläge. Sein älteſter Sohn beteiligte ſich 1849 an der badiſchen Revolution und wurde ſtandrechtlich erſchoſſen, die beiden andern wanderten nach Amerika aus. Er verließ Heidelberg, ging zuerſt nach Frankfurt, dann nach München, wo ſeine mit dem Anatomen Biſchoff verheiratete Tochter lebte. Ich beſuchte hier meinen alten verehrten Lehrer kurz vor ſeinem Tode, im Oktober 1860, was ihm, wie mir Biſchoff ſpäter mitteilte, große Freude machte. — Er ſtarb am 22. Januar 1861.

Die Anatomen Kobelt und Bischoff.

Es traf sich unglücklich, daß die Anatomen, die sich Tiedemann zugesellt hatte, der Prosektor und Professor Ludwig Kobelt und Professor Theodor Bischoff, einander nicht ausstehen konnten. Einen größeren Gegensatz, als ihn die beiden schon im Aeußeren darboten, konnte es nicht leicht geben: der Prosektor war ein dünnes, schwächliches Männchen, äußerst reizbar, ein kleiner Topf, der rasch überschäumte, der Professor dagegen ein starker, massiver Mann, der lieber verschlossene Thüren auftrieß, als sachte aufschloß. Im Alter waren sie fast gleich; Kobelt war 1804 in Kork bei Kehl geboren, Dozent seit 1832, a. o. Professor seit 1835; Bischoff, 1807 in Hannover geboren, war 1835 von Bonn als Dozent gekommen und 1837 a. o. Professor geworden.

Kobelt präparierte ausgezeichnet, hielt ein Kollegium über Knochen- und Bänderlehre und demonstrierte diesen toten Stoff recht lebendig. Seine Entdeckung des Nebeneierstocks hat ihm einen Ehrenplatz in der anatomischen Wissenschaft gesichert.

Bischoff trug frei vor über Physiologie und pathologische Anatomie; die beiden Kollegia bedeuteten wenig; der physiologischen Vorlesung fehlten die Versuche, der anatomischen die Präparate; einige in Weingeist aufbewahrte Schaustücke, namentlich Mißgeburten, mußten hier aushelfen. Dagegen hielt er uns ganz ausgezeichnete, stark besuchte, obwohl in der Studienordnung nicht vorgesehene Vorträge über Entwicklungsgeschichte mit Demonstrationen. Die Brutmaschine war stets im Gang, die Vorlesung kostete vielen weiblichen Kaninchen

Digitized

das Leben, mit einem Eifer ohnegleichen erklärte er uns die Vorgänge am bebrüteten Ei des Huhns und dem befruchteten des Säugetiers.

Kobelt und Bischoff konnten sich so wenig vertragen, daß es schließlich zu einem öffentlichen Aergernis kam, was dem Ansehen der beiden Gelehrten in Heidelberg schadete.

Wir waren eines Morgens in fleißigem Präparieren begriffen, als einer der Präparanten an den Muskeln, die er eben blosgelegt hatte, etwas Merkwürdiges entdeckte. Er rief uns an seinen Tisch, wir sahen das Fleisch weiß punktiert und die unzähligen Punkte entsprachen winzigen, steinharten Knötchen, die darin fest eingebettet stacken. Kobelt wurde herbeigeholt. Er schnitt ein Stückchen aus dem Muskel und eilte damit auf sein Arbeitszimmer, um es mikroskopisch zu untersuchen. Bald darauf kam Bischoff in den Saal, man erzählte ihm von dem seltsamen Befund, worauf er sich gleichfalls etwas von dem punktierten Fleisch zur Untersuchung mitnahm. Beide fanden, daß es sich um verkalkte Trichinen handle. Owen in London hatte 1805 diesen Wurm entdeckt und Trichina spiralis getauft. Die große pathologische Bedeutung des Parasiten hat aber erst mein späterer Erlanger Kollege, der Professor der pathologischen Anatomie Friedrich Albert Zenker, 1860 als Prosektor im Dresdener Krankenhaus erkannt, bis dahin blieb Owens Trichine nur ein Kuriosum. Ihre Beschreibung durch Kobelt und Bischoff brachte nichts Neues, aber die beiden Anatomen gerieten über die Berechtigung, den Fund zu veröffentlichen, einander in die Haare und trugen ihren Streit sogar in die öffentlichen Blätter.

Die Regierung mußte eingreifen, sie versetzte Kobelt 1841 als Prosektor nach Freiburg, und der dortige Prosektor Alexander Ecker mußte seine Stelle mit der in Heidelberg vertauschen. Bischoff erhielt 1843 einen Ruf als ordentlicher Professor nach Gießen, die badische Regierung hielt ihn nicht zurück und berief, um seine Stelle auszufüllen, Henle von Zürich als zweiten Ordinarius für Anatomie und Physiologie neben Tiedemann.

Naturforscher.

Die badische Studien- und Prüfungsordnung für Mediziner bestimmte genau eine große Zahl naturwissenschaftlicher Fächer, die wir belegen mußten. Fehlte dem Kandidaten bei der schriftlichen Meldung zum Staatsexamen auch nur eines der vorgeschriebenen Besuchszeugnisse, so wurde er zurückgewiesen und nicht eher zugelassen, bis er das Versäumte nachgeholt hatte. — Wir nannten solche Vorlesungen, die wir nach Vorschrift und nicht aus eigener Wahl belegten, Zwangskollegia.

Diesem Zwang lag die richtige Idee zu Grunde, daß der Arzt in den Naturwissenschaften bewandert sein solle. Natur- und Heilkunde sind Geschwister. Physikus und Medikus waren ehemals gleichbedeutend. In Baden und in andern deutschen Staaten hießen die Bezirksärzte noch immer Physizi und noch heute tragen in England die bestgebildeten inneren Aerzte den Namen „Physician.“ Der praktische Erfolg des Kollegienzwangs blieb freilich hinter dem erstrebten Ziel beträchtlich zurück.

Vorgeschrieben waren Vorlesungen über Physik, Chemie, Zoologie Botanik und Mineralogie, außerdem die naturwissenschaftlich-medizinischen über medizinische Botanik und pharmazeutische Chemie. Im Staatsexamen wurde der Kandidat in allen diesen Fächern bis auf eines der wichtigsten, die Physik, geprüft.

Physik und Chemie hörte ich im ersten Semester, die beschreibenden Naturwissenschaften unklugerweise meistenteils erst in den letzten, nachdem die Kliniken das Interesse dafür bereits abgeschwächt hatten.

Digitized by Google

Ordentlicher Professor der Physik war G. W. Muncke, weit besuchter aber als die Vorlesungen des Ordinarius waren die des Extraordinarius Philipp Jolly. Er war der ältere Bruder meines Mannheimer Schulkameraden Julius Jolly, hatte sich aus eigenen Mitteln ein schönes Kabinett eingerichtet, trug glänzend vor, experimentierte elegant und sicher, und wurde nach Munckes Tod 1846 dessen Nachfolger.

Leopold Gmelin, einer der verdientesten Veteranen der Ruperto-Carola, trug in einem Semester und einer Vorlesung anorganische und organische Chemie vor. — Unser verehrter Lehrer war in Göttingen 1788 geboren, stammte aber aus der schwäbischen Familie Gmelin, die seit Beginn des vorigen Jahrhunderts so auffallend viele und ausgezeichnete Naturforscher hervorgebracht hat. Er dozierte in Heidelberg seit 1813, wurde 1817 ordentlicher Professor und starb 1853. In der Medizin hat er sich durch seine bereits erwähnten, mit Tiedemann herausgegebenen Versuche über Verdauung berühmt gemacht, die Gmelinsche Probe auf Gallenfarbstoff ist jedem Arzte geläufig. Sein Aeußeres war ungemein einnehmend, der prächtige Kopf mit dem geistvollen, freundlichen Gesichte von üppig gelocktem, schneeweißem Haare umwallt, seine Freunde verglichen ihn treffend mit einem blühenden Kirschbaum. Merkwürdigerweise schien Gmelin im Vortrag befangen wie ein Anfänger, er brachte die Worte stockend und hastend hervor, die zahlreichen Versuche aber, womit er das Gesagte begleitete, mißlangen ihm nie. — Praktische Uebungen der Mediziner im chemischen Laboratorium waren noch nicht eingeführt, sie kamen erst durch Liebig in Gießen allmählich zur Aufnahme.

Im Jahre 1840 ließ sich Hermann Delffs aus Kiel, ein Schüler Pfaffs, als Dozent für Chemie in Heidelberg nieder. Zwei Hamburger Mediziner, Buck und Sonntag, hatten seine Vorlesungen belegt und rühmten seinen klaren und bündigen Vortrag, was mich veranlaßte, organische Chemie bei ihm zu belegen. Er machte die Hörer mit Liebigs epochemachenden Entdeckungen und grundlegenden Anschauungen bekannt. Obwohl er sie mit manchen bedenklichen Wenn und Aber begleitete, regten mich seine Mitteilungen dermaßen an, daß ich mir die beiden berühmten Werke des genialen Reformators: „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie," 1840,

Digitized by Google

und „Die Tierchemie oder organiſche Chemie in ihrer Anwendung auf Phyſiologie und Pathologie“ 1842, ſofort anſchaffte, in den Ferien auszog und die Hauptſachen auswendig lernte. Am liebſten wäre ich zu Liebig ſelbſt nach Gießen gegangen, aber die Verhältniſſe ließen dies leider nicht zu. Außerdem hörte ich bei Delffs pharmazeutiſche Chemie.

Nur kurz bemerke ich noch, daß ich die Zoologie bei Bronn belegte, die ſyſtematiſche Botanik bei Wilhelm Biſchoff — der kleine Biſchoff genannt zum Unterſchied von dem großen, dem Anatomen Theodor Ludwig —, die pharmazeutiſche Botanik bei dem Dozenten Markus Aurelius Höfle, die Oryktognoſie endlich bei Blum. Außer dieſen „Zwangskollegien“ nahm ich noch einen Kurs über Pflanzenbeſtimmen bei dem Botaniker Biſchoff und hörte die ebenſo belehrende, als unterhaltende Vorleſung von Leonhards über Geologie. Dieſer kleine, alte, aber noch immer queckſilberne Herr wurde der Steinritter genannt; er hatte ſich auf der Liſte zu einem Feſteſſen als Ritter Cäſar von Leonhard eingeſchrieben, eine ſolche Gelegenheit ließ ſich der große Cyniker und Spötter Morſtadt, Profeſſor der juriſtiſchen Fakultät, nicht entgehen, er ſchrieb ſeinen Namen darunter: Eduard Morſtadt, Fußgänger.

Das philosophische Zwangskollegium.

Die badische Studienordnung wünschte nicht nur naturwissenschaftlich-, sondern auch philosophisch-gebildete Aerzte und legte den Kandidaten deshalb die Verpflichtung auf, bei der Meldung zum Staatsexamen ein Zeugnis vorzuweisen, das den Besuch eines mindestens vierstündigen philosophischen Kollegiums bescheinigte. — Ein alter, armer, geplagter Landarzt nahm diese, vielfach bemängelte, Bestimmung in Schutz und belobte sie: eine gute Dosis Philosophie sei den Aerzten recht nützlich und helfe ihnen in der Praxis über die vielen Illusionen weg, die sie aus der Studentenzeit mitbrächten.

Seit 1839 gehörte Professor Christian Kapp der philosophischen Fakultät an, zuerst als Honorarius, seit 1840 als Ordinarius. Er war ein reicher Mann und schuf den schönen Garten, der heute die Landfriedsche Villa jenseits des Neckars an der Neuenheimer Landstraße umschließt. Es machte ihm Freude, vor einem großen Auditorium zu lesen; für das Wintersemester 1840/41 hatte er ein Publikum über Logik und Methaphysik angekündigt, leider nur dreistündig in der Woche. Glücklicherweise war Kapp ein ebenso gefälliger, als eifriger Lehrer und ließ sich auf das Ansuchen von uns Medizinern willig dazu herbei, das Kollegium vierstündig zu lesen. Damit war uns geholfen, die Bestimmung der Studienordnung erfüllt. Ich besuchte — es sei redlich gestanden — die belegte Vorlesung nur ein einzigesmal; der Hörsaal war gedrängt voll Wißbegieriger, Kapp konnte mich unmöglich vermissen, und so blieb ich, von der einen Stunde völlig befriedigt, getrost daraus weg. Aber ich fühlte mich dem edeln Lehrer tief verpflichtet, und als er für das nächste Semester abermals ein Publikum ankündigte: „Ueber Politik und Weltgeschichte",

Digitized

beeilte ich mich, es zu belegen, um durch meine Unterſchrift auf der Liſte ihm zu zeigen, wie dankbar ich ſei. Wie es kam, daß ich dieſes merkwürdige Publikum gar nicht beſuchte, iſt mir nicht erinnerlich. Am Ende meines letzten Semeſters holte ich bei dem mir durch ſeinen Neffen Fritz Kapp perſönlich bekannten und wohl gewogenen Philoſophen die Beſuchszeugniſſe. Er empfing mich mit gewohnter Liebenswürdigkeit und teſtierte: „Mit ausgezeichnetem Eifer und größter Aufmerkſamkeit".

Der Kollegzwang hatte unglaubliche Mißbräuche zur Folge. Er kam niemand zu gut, als undotierten oder ſchlecht dotierten Dozenten, viele Vorleſungen wurden nicht aus Luſt und Liebe zur Sache und nicht mit der nötigen Sachkenntnis angekündigt und abgehalten, ſondern einzig der Vorſchrift und des Honorars wegen. Etliche Beiſpiele mögen dieſe Behauptung begründen.

Ein den Studenten geradezu lächerlicher Dozent las unter andern Zwangskollegien regelmäßig eine einſtündige Vorleſung über Tierheilkunde, obwohl er kaum je in andere Ställe gekommen war, als in den ſeinigen und in die der Landorte, wo er auf der Praxis ſeine Roſinante einſtellte. Er kündigte eines Tags am ſchwarzen Brett im Univerſitätsgebäude Vorleſungen an: „nach Verlangen über alle Zweige der mediziniſchen Wiſſenſchaft." Ein Student ſchrieb dahinter: „und über alle Zweige des menſchlichen Wiſſens".

Drei badiſche Mediziner hatten in ihrem letzten Semeſter zu ſpät bemerkt, daß ſie verſäumt hatten, die Vorleſung über Zoologie zu belegen, und daß der Ordinarius ſie für dieſes Semeſter nicht angekündigt hatte. Sie wandten ſich an einen, im übrigen kenntnisreichen Dozenten der Phyſiologie, in deſſen Kaſſe eine dauernde Ebbe herrſchte, und trafen mit ihm ein Abkommen. Er verpflichtete ſich, ihnen ein dreiſtündiges Privatiſſimum über Zoologie zu teſtieren, wenn ſie ihrerſeits verſprächen, es nie zu ſchwänzen. Dafür gab er die Zuſage, das ganze Tierreich innerhalb einer Woche abzuhandeln. Der Lehrer und die Schüler hielten redlich Wort.

Digitized by Google

Die klinischen Anstalten.

Der medizinische Unterricht an den Universitäten bestand Jahrhunderte lang nur in der Auslegung der Werke des Hippokrates und Galen, mitunter auch ihres gelehrten arabischen Nachtreters Aviceuna. In der Mitte des 16. Jahrhunderts reformierte Vesal die menschliche Anatomie und befreite sie von den groben Irrtümern Galens; 1628 entdeckte Harvey den Blutkreislauf. An Stelle des blinden Autoritätsglaubens trat seitdem allmählich die freie, auf Beobachtung und Versuch gestützte Forschung. Ein geordneter Unterricht an den Krankenbetten, die praktische, „klinische", Unterweisung der Schüler durch erfahrene Lehrer kam erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts durch Boerhaave in Holland und seine Schüler in Gang; es währte jedoch noch lange, bis in das 19. Jahrhundert hinein, ehe der klinische Unterricht an den Universitäten allgemein eingeführt war.

Otto Heinrich, „der Pfalzgraf am Rhein", vielleicht der geistreichste der alten pfälzer Kurfürsten, erteilte schon 1585 den Professoren der medizinischen Fakultät den weisen Rat, „ehrbare" Studenten zu den Krankenbesuchen in der Stadt mitzunehmen, „nach eingeholter Erlaubnis der Familien." Ob und wie lange, bei der kurzen Regierung des Fürsten, seine Weisung befolgt wurde, ist unbekannt.

Einen ohnmächtigen Anlauf zur Einführung eines praktischen Unterrichts unternahm auf dem Papier 1786 Kurfürst Karl Theodor. Er behielt sich „gnädigst bevor, bei besseren, des fisci academici Umständen," Einrichtungen zu einem „collegium clinicum" in Heidelberg „mildest" zu treffen. Da aber „die besseren, des fisci academici

Digitized by Google

Umſtände“ unter ſeiner Regierung nicht kommen wollten, ſo blieb die Univerſität ohne Kliniken, bis ſie an Baden fiel. Karl Friedrich erſt, ihr Neubegründer, ſchaffte ihr die fehlenden Mittel zur Herſtellung der nötigen Anſtalten und berief tüchtige kliniſche Lehrer.

In dem überkommenen mediziniſchen Lehrkörper fand Karl Friedrich glücklicherweiſe einen Mann von Kopf und Herz, der ihm mit gutem Rat an die Hand ging, einen Heidelberger von Geburt, Franz Anton Mai. Auf Drängen der menſchenfreundlichen, an eigener Perſon ſchwergeprüpften Gemahlin des Kurfürſten Karl Theodor war 1766 in Mannheim eine Entbindungsanſtalt errichtet worden; Mai, erſt 24 Jahre alt, wurde als Hebammenlehrer mit der Leitung dieſer Anſtalt betraut*. Sieben Jahre ſpäter zum Profeſſor in Heidelberg ernannt, hatte er ſich durch geburtshilfliche Schriften Anſehen verſchafft, auch war ſein witziger: „Stolpertus, ein junger Arzt am Krankenbette,“ ein viel geleſenes Buch. Dieſer thatkräftige Mann riet Karl Friedrich zum Ankauf des Dominikanerkloſters für die Zwecke der Univerſität, bewirkte die Verlegung der Mannheimer Entbindungsanſtalt und Hebammenſchule nach Heidelberg und ihren Anſchluß an die Hochſchule, ihm endlich verdankte man außer der Berufung Ackermanns auch die von Franz Karl Nägele als a. o. Profeſſor der Geburtshilfe und Direktor der Entbindungsanſtalt.

Schon ein Jahr vor Ackermanns, 1815 erfolgtem Tode war Profeſſor Conradi von Marburg als Patholog nach Heidelberg berufen worden, er richtete in dem Dominikanerkloſter die erſte ſtationäre Klinik ein und verband ſie mit der Poliklinik, die Ackermann geſchaffen hatte. Ein Jahr nach dem Tode Ackermanns kam, wie ſchon erwähnt, Tiedemann für Anatomie und Phyſiologie, und noch ein Jahr ſpäter, 1817, wurde Maximilian Joſef Chelius mit dem Lehrſtuhl für Chirurgie und Augenheilkunde betraut. Er war badiſcher Regimentsarzt geweſen und zählte erſt 23 Jahre, erwies ſich aber als der richtige Mann, denn er war ein geſchickter Chirurg und tüchtiger Organiſator in einer Perſon.

---

* Man vergleiche die Feſtrede von Otto Becker: Zur Geſchichte der mediziniſchen Fakultät in Heidelberg, vom 22. November 1876.

Digitized by

Demnach beſaß die mediziniſche Fakultät in Heidelberg ſchon 1817 drei von einander getrennte Kliniken, eine mediziniſche, chirurgiſch-ophthalmologiſche und geburtshilfliche. Auch wurde den drei Kliniken ſchon ein Jahr nachher ein beſſeres Unterkommen verſchafft. Die Stadt beſaß die ehemaligen Kaſernengebäude des Marſtallhofs und trat ſie bereitwillig für die Zwecke des kliniſchen Unterrichts ab. Die geburtshilfliche Klinik mit der Entbindungsanſtalt richtete ſich in dem kleineren weſtlichen Bau ein, die mediziniſche und chirurgiſche Klinik bezogen den größeren ſüdlichen. Conradi folgte 1824 einem Rufe nach Göttingen und wurde durch Puchelt aus Leipzig erſetzt. — In den drei Kliniken am Marſtallhof unter Puchelt, Chelius und Nägele empfing ich meinen erſten kliniſchen Unterricht.

Als die badiſche Regierung 1842 die Heil- und Pflegeanſtalt für irre Kranke, die bisher in dem ehemaligen Jeſuitenſeminar, der heutigen Kaſerne, untergebracht war, nach Illenau verlegte, ſiedelten die mediziniſche und die chirurgiſche Klinik in die dadurch frei gewordenen, bedeutend größeren Räume jenes Gebäudes über, und die Entbindungsanſtalt bezog den ſüdlichen Bau am Marſtallhof, den die beiden andern Kliniken bisher inne gehabt hatten.

Nur wenige mediziniſche Fakultäten Deutſchlands erfreuten ſich damals ſo großer kliniſcher Anſtalten, die ausſchließlich den Unterrichtszwecken dienten und unabhängig von Gemeinden und geiſtlichen Stiftungen nur der Aufſicht des Staates unterworfen waren.

Friedrich August Benjamin Puchelt.

Die Wiege des Lehrers, der mir den ersten klinischen Unterricht in der inneren Medizin erteilte, hatte in einem ländlichen Pfarrhause der sächsischen Lausitz gestanden. Geboren 1783 hatte Puchelt in Leipzig studiert und hier sich habilitiert. Er war seit 1820 Ordinarius für Pathologie und Therapie, als ihn die badische Regierung für diese Fächer nach Heidelberg berief und mit der Direktion der inneren Klinik und Poliklinik betraute.

Die klinischen Hörer und Praktikanten nannten Puchelt, der recht gemütlich mit ihnen verkehrte, den alten Benno. Eine bereits ergraute, mächtige Mähne wallte um das Haupt des untersetzten, etwas beleibten Meisters, aus seinen kurzsichtigen, schmal geschlitzten Augen blickte er freundlich auf Schüler und Kranke. Man sah ihm das viele Sitzen und Studieren an, er litt an venösen Stauungen, die er auf „erhöhte Venosität" zurückführte, einen Krankheitsbegriff, den er selbst geschaffen und noch 1833 in einer besonderen Schrift, die diesen Titel führte, „revidiert und verteidigt" hatte.

Es war kein Wunder, daß der grundgelehrte Kliniker an Störungen des venösen Kreislaufs litt; die Lebensweise, die so viele Professoren mit ihm teilten, mußte sie herbeiführen. Nachdem er in der verbrauchten Luft des Studierzimmers, Hörsaals und der Krankenstuben den Tag zugebracht hatte, ging er abends zur Erholung, statt in die freie Luft, an den Whisttisch des Museums — das Klubhaus der Honoratioren — bis er zum Abendessen heimging und danach

Digitized by

am Schreibtisch saß bis tief in die Nacht. Es blieb ihm für seine große litterarische Thätigkeit keine andere Zeit, denn er besorgte gewissenhaft nicht nur sein Lehramt und die klinischen Kranken, er war auch Hausarzt vieler Familien und fuhr nicht selten zu Konsultationen mit den Aerzten der Umgegend.

Nur wenige Kliniker mochten sich mit Puchelt an umfassendem Wissen und litterarischer Fruchtbarkeit messen. Mit gutem Bedacht hatte der große Bibliograph Ersch gerade ihn zum medizinischen Mitarbeiter an seinem Handbuch der deutschen Litteratur auserwählt und Josef Frank gleichfalls seine Mithilfe bei der von ihm herausgegebenen elfbändigen medizinischen Encyklopädie erbeten, ihren letzten Band bearbeitete Puchelt 1843 nach Franks Tode. Die Schrift, die ihm zuerst Ansehen und die Professuren in Leipzig und Heidelberg verschaffte, war seine Monographie der Venenkrankheiten 1818, sein Hauptwerk das „System der Medizin im Umrisse dargestellt", das in erster Auflage von 1825—32 erschien, in zweiter 1835. Es hat vier Bände, dem ein fünfter beigegeben ist, der nur ein umfassendes Litteraturverzeichnis und Register enthält. Da er dieses Werk ausdrücklich seinen Zuhörern gewidmet hatte, drang ich in meinen Vater, es mir anzuschaffen; er ging darauf ein, und ich war stolz auf den reichen Besitz, habe es aber nicht fertig gebracht, die 3000 Paragraphen durchzulesen. Außer diesen Arbeiten hat Puchelt noch viele Schriften, Abhandlungen, Berichte, Programme und Tabellen veröffentlicht, ein Buch von Capuron über Kinderkrankheiten übersetzt, die damals vielgelesenen Heidelberger klinischen Annalen redigiert und mit seiner Fakultät auch die medizinischen Annalen, die Fortsetzung der klinischen, herausgegeben. — Ein erstaunlicher Aufwand nächtlichen Fleißes!

Es wäre Unrecht, in dem Kliniker Puchelt nur einen Bücherwurm zu sehen. Er war ein guter Beobachter und hat zuerst die Perityphlitis als besondere Form von Entzündungen in der rechten Darmbeingrube unter diesem noch heute gebräuchlichen Namen unterschieden; in der Klinik hat er sie uns wiederholt vorgezeigt und diagnostizieren gelehrt. — Seine innere Behandlung freilich war die damals übliche mit Calomel und Blutentziehungen, die nur allmählich einer besseren mit Anwendung von Opiaten wich. Ich muß hier er-

wähnen, daß mich schon mein Vater in seiner Praxis diese Methode benützen lehrte und vor der Calomelbehandlung warnte. Er berief sich dabei auf die Empfehlung des Rostocker Professors Samuel Gottlieb Vogel, eines der gewiegtesten Praktiker jener Zeit. — Bald nachher erschien die kleine epochemachende Schrift des Karlsruher Arztes Dr. Adolf Volz: „Die durch Kotsteine bedingte Durchbohrung des Wurmfortsatzes," 1846, die in der Lehre von der Perityphlitis, ihrem Ursprung und ihrer Behandlung einen wesentlichen Fortschritt bedeutete. — Mit der genaueren Kenntnis der Entzündung des Wurmfortsatzes und mit der Einführung der antiseptischen Wundbehandlung ist der letzte große Schritt auf diesem so wichtigen Gebiete der Pathologie geschehen; der chirurgische Eingriff hat vielen tausenden, die früher an der Entzündung und Durchbohrung des Wurmfortsatzes zu Grunde gingen oder langem Siechtum dadurch verfielen, das Leben gerettet oder doch rasche Genesung verschafft; bis dahin hatte man nur zum Messer gegriffen, wenn schwappende Abscesse mit Durchbruch drohten.

Als feiner Beobachter erwies sich Puchelt noch 1845 in einer Abhandlung „Ueber partielle Empfindungslähmungen", die er in den Heidelberger medizinischen Annalen veröffentlichte.

Mit den Lehren Laënnecs und der Technik der Perkussion und Auskultation hatte sich Puchelt vertraut gemacht. Er war imstande, die Gegenwart von Luft oder Eiter im Brustfellraum auch in Fällen zu konstatieren, wo die Zeichen fehlten, die schon vor Laënnec die Diagnose ermöglicht hatten. Dies war damals viel, wo erst einige seiner klinischen Kollegen in Deutschland und wenige deutsche Aerzte überhaupt perkutieren und auskultieren gelernt hatten. — Bezeichnend für den Stand der Diagnostik bei den Aerzten jener Zeit ist eine lustige Geschichte, die viel erzählt wurde und heute vergessen sein dürfte. Ein deutscher, in Paris geschulter und im Beklopfen und Behorchen der Brust wohl geübter junger Arzt kehrte in seine Vaterstadt zurück und verschaffte sich rasch eine große Praxis. Sein Ruf drang aufs Land und ein brustkranker reicher Bauer ließ ihn zu sich rufen. Er fuhr zu ihm, mit dem Perkussionshammer bewaffnet, und bearbeitete damit die Brust des Bauern gründlich. Nachdem diese Untersuchung beendet, nickte ihm der Patient befriedigt zu: „Herr

Doktor, Euer Klopfen hat mir gut gethan, — wann kommt und klopft Ihr mich wieder?“

Auch Chemie und Mikroskopie hatten eben ihren Einzug in die Klinik gehalten, der Assistenzarzt Dr. Markus Aurelius Hösle hatte sie eingeführt. Er stammte vom badischen Bodensee, hatte sich viel mit Botanik beschäftigt und eine Flora der Bodenseegegend geschrieben. Er wurde 1844 Privatdozent der Medizin und gab 1848 eine kleine verdienstliche Schrift heraus, die schon 1850 eine zweite Auflage erlebte: „Ueber Chemie und Mikroskopie am Krankenbette.“ Der fleißige Mann erlag 1855 einem Darmtyphus, der in Heidelberg nie ausging, häufig mörderisch wütete und erst seit geregelter Abfuhr der Fäkalien selten geworden ist.

Verliefen die klinischen Fälle tödlich, so ließ Puchelt durch den Assistenzarzt in seiner und der Schüler Gegenwart die Sektion machen. Der Zweck war: nachzusehen, wo und wie die Krankheit den tödlichen Schaden angerichtet hätte. Es geschah nach dem Vorbild Morgagnis, Professors in Padua, des Vaters der pathologischen Anatomie; er ist zuerst methodisch an die Aufgabe gegangen, Sitz und Ursachen der Krankheiten durch die Anatomie zu erforschen, wie es der Titel*) des großen Werks besagt, das er 1761 herausgegeben hat. Namentlich in Frankreich und England, weniger in Deutschland, waren die Aerzte in seinem Sinne bemüht, die Pathologie mit Hilfe der Anatomie aufzuklären. In den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts hatten sich durch Forschungen in dieser Richtung hauptsächlich die bereits erwähnten großen Aerzte Corvisart und Laënnec, auch Antoine Bayle in Frankreich, Matthew Baillie und Carswell in England, Alois Vetter in Deutschland, hervorgethan; viele andere tüchtige jüngere Arbeiter folgten ihrem Beispiele.

Zur Kontrolle der ärztlichen, am Krankenbette gestellten Diagnosen dienten die Sektionen noch wenig, weil die Diagnosen bis dahin nur symptomatisch gewesen waren. Man entnahm sie nur dem Symptomenbild am Lebenden und sprach von Wassersucht, Gelbsucht,

*) De sedibus et causis morborum per anatomen indagatis, libri v. Venet. 1761.

Blausucht, hitzigem Fieber, Schlagfluß, Brechdurchfall u. s. w. wie von wesentlichen Krankheiten, während diese Zustände und Vorgänge nichts als die äußeren Erscheinungen innerer physiologischer Geschehnisse und anatomischer Veränderungen sind. Deckte nun nach dem Tode das Messer den Sitz des Leidens und die Natur der krankhaften Veränderungen auf, so lief der Arzt keine Gefahr, durch den Leichenbefund bloßgestellt zu werden. Hatte er z. B. Wassersucht diagnostiziert, so brauchte diese Diagnose keine Bestätigung, sie war unter allen Umständen richtig, die Sektion zeigte nur noch weiter, von wo die Wassersucht ihren Ausgang genommen hatte. Es gereichte sogar dem Arzte jetzt zur Rechtfertigung und den Angehörigen des Verstorbenen zur Beruhigung, wenn, wie so oft, bald das Herz, bald die Leber, bald die beiden Nieren, so übel zugerichtet gefunden wurden, daß auch der Laie einsehen mußte, unter solchen Umständen war eine längere Erhaltung des Kranken am Leben oder gar seine Rettung ein Ding der Unmöglichkeit.

Uebrigens begann man bereits anatomische Diagnosen zu stellen. — Um ein Beispiel zu geben: man hatte bisher unter Pneumonie (Lungenentzündung) ein Krankheitsbild verstanden mit den Kennzeichen: Beginn mit Frost, worauf Hitze folgte, Stechen auf der Brust, Atemnot, roter Auswurf, akuter, kritischer Verlauf u. s. w. Laënnec hatte die anatomischen Veränderungen, die im Verlaufe dieser Krankheit an den Lungen vor sich gehen, genau beschrieben und danach verschiedene Stadien unterschieden, die entzündliche Anschoppung (Engouement), die gänzliche Verdichtung (Hepatisation) u. s. w. Mit Hilfe des Beklopfens und Behorchens der Brust war es ihm weiter gelungen, diese Stadien schon zu Lebzeiten zu erkennen und genau zu bestimmen, wo die Pneumonie in den Lungen begann, wie sie sich weiter darüber verbreitete oder ihren Rückgang nahm. Damit hatte die Pathologie und Diagnostik einen gewaltigen Schritt vorwärts gethan. — In ähnlicher Weise verfeinerten sich die Diagnosen von der heute verpönten Art: Wassersucht, Gelbsucht, Blausucht u. s. w. Man hatte z. B. bei den Sektionen der Wassersüchtigen bald dieses, bald jenes Organ entartet gefunden und erkannt, daß die Wassersucht je nach der Natur dieser Leichenbefunde besondere Eigentümlichkeiten des Krank-

heitsbildes im Leben darbot. Somit nahm ſie ihren Ausgang von verſchiedenen Störungen in den Verrichtungen der Organe, und danach verlangte man genauere Diagnoſen: anatomiſche, — man wollte wiſſen, ob die Waſſerſucht vom Herzen, von der Leber, den Nieren oder von andern Organen ausgehe. Offenbar mußte ſich auch danach die Prognoſe und die Behandlung verſchieden geſtalten.

Die Klinik Puchelts fiel demnach in die Zeit, wo die Pathologie aus ihrer erſten ſymptomatologiſchen Periode in ihre zweite, die anatomiſche, überging. Es dauerte nicht lange mehr und dieſe erreichte ihren Höhepunkt; in der Mitte des Jahrhunderts wurde ſogar die Anatomie aus der dienſtbaren Magd die gebietende Herrin der Pathologie, nachdem ſie durch zahlreiche wichtige Entdeckungen unentbehrlich und Rokitanskys epochemachendes „Handbuch der ſpeziellen pathologiſchen Anatomie," 1844 Gemeingut der Aerzte geworden war. Hand in Hand damit ging die Vervollkommnung der kliniſchen Unterſuchungsmethoden mit phyſikaliſchen und chemiſchen Hilfsmitteln, und in genialer Weiſe ſtellte Skoda die Perkuſſion und Auskultation mit Hilfe des Experiments auf den Boden der phyſikaliſchen Wiſſenſchaft, verwertete ſie zugleich richtiger und ſicherer, als bisher, für die Diagnoſe.

Unſer Puchelt ſtack, wenn ich ein grobes Bild gebrauchen darf, mit einem Bein noch tief in der rein ſymptomatologiſchen Entwicklungsperiode der Pathologie, mit dem andern ſchickte er ſich an, in die anatomiſche einzutreten. Es glückte ihm aber nicht mehr, in dieſe ganz zu gelangen. Das Schickſal der zweiten Auflage ſeiner einſt mit ſo großem Beifall aufgenommenen Monographie der Krankheiten des Venenſyſtems hing damit zuſammen, ſie erſchien 1843 und wurde mit Achſelzucken aufgenommen.

Puchelts Auffaſſung des Weſens der Krankheit war die damals allgemein geltende ontologiſche, die nur ganz allmählich der heutigen phyſiologiſchen wich. Die ontologiſche Pathologie ſah in den Krankheiten ſelbſtändige Weſen, heute betrachtet ſie die Medizin als phyſiologiſche Vorgänge, die unter dem ſtörenden Einfluß ſchädlicher Urſachen, demnach unter andern Lebensbedingungen, in abgeänderter, uns unzuträglicher und das Leben häufig bedrohender Weiſe verlaufen.

Digitized by Google

Nach der glücklich beseitigten Anschauung unsrer Väter hauste die Krankheit wie ein feindliches Wesen im Körper, wählte sich bald dieses, bald jenes feste Organ oder die Säfte: Blut, Lymphe, Galle u. s. w., zu ihrem Sitze und störte von da aus die Leibesverrichtungen. Abnorme Erscheinungen, wie z. B. Stechen, Atemnot, schneller Puls, waren die Merkzeichen ihrer gefährlichen Gegenwart, die veränderte Beschaffenheit der Organe, wie der Leichenbefund sie feststellte, die schlimme Frucht ihrer Thätigkeit. Wollte man den Kranken kurieren, so mußte man ihm den bösen Feind durch Erbrechen, Purgieren, Schwitzen, Blutlassen u. dgl. Eingriffe aus dem Leibe schaffen, oder ihm mit Droguen zusetzen, wie man schmarotzende Würmer mit gewissen Tränken aus dem Darm abtreibt. Selbstverständlich verlangten daneben mechanische Beschädigungen mechanische Hilfe, gefährliche Produkte der Krankheit, Neubildungen z. B., wenn es mit inneren Mitteln nicht gelang, chirurgische Beseitigung, eingedrungene Gifte Gegengifte, seelische Störungen auch seelische Gegenmittel.

Wie fest noch die Ontologie in Puchelt wurzelte, mag dem Leser die Lehre zeigen, die er uns bis zuletzt in der Klinik vortrug, wonach der Typhus aus dem gastrischen Fieber und dieses aus dem Gastricismus hervorgehe. Sie erinnerte an die Genesis, wonach Japhet von Noah, und Noah von Lamech erzeugt wurde. Wäre Lamech nicht gewesen, so hätte es nie einen Noah oder Japhet gegeben. Ging man dem Gastricismus oder dem gastrischen Fieber mit Brechmitteln, Purganzen, besonders dem Calomel, gehörig zu Leibe, so konnte es nicht zum Typhus kommen. — Man darf deshalb mit Puchelt nicht rechten, bei seinem berühmtesten klinischen deutschen Zeitgenossen, Schönlein, trat die ontologische Auffassung der Krankheiten nicht weniger scharf zu Tage, sein naturhistorisches System ordnete sie in Familien und Arten, wie die beschreibenden Naturforscher es mit Pflanzen und Tieren machen.

Die physiologische Auffassung der Krankheiten brach sich nur allmählich Bahn. Dies hing zusammen einesteils mit der langsam reifenden physiologischen Einsicht, andernteils mit den großen Schwierigkeiten, die es hatte, in die Natur der Krankheitsursachen, der unzähligen uns bedrohenden Schädlichkeiten, einzudringen, mit anderen Worten, mit dem langsamen Reifen der ätiologischen Wissenschaft.

Digitized by Google

Dieselben Methoden der Forschung, die wir benützen müssen, um die Natur der normalen physiologischen Vorgänge aufzudecken, führen uns auch zum Ziele, wenn wir die pathologischen aufklären wollen, denn die Medizin ist eine Naturwissenschaft, ein Teil der Biologie, der Lehre vom Leben. Derjenige Teil der Medizin, der sich mit der Erforschung der allgemeinsten krankhaften Vorgänge: Fieber, Entzündung, Ansteckung u. s. w. beschäftigt, ist die allgemeine Pathologie oder pathologische Physiologie. So weit sie auf experimentellem Boden fußt, wird John Hunter, Morgagnis Zeitgenosse, als ihr Begründer angesehen. Pathologische Anatomie und Physiologie werden bereits seit beinahe anderthalb Jahrhunderten wissenschaftlich gepflegt, mit der Kenntnis der Schädlichkeiten aber, die den Organismus krank machen, d. i. mit der Aetiologie, die einen der wichtigsten Teile der allgemeinen Pathologie bildet, sah es zu der Zeit, als Puchelt lehrte, noch mißlich aus. Man kannte noch nicht einmal die Lebensgeschichte und Lebensbedingungen der parasitischen Insekten und Eingeweidewürmer, die dem unbewaffneten Auge sichtbar sind, geschweige die der noch kaum erschlossenen Welt der mikroskopischen Geschöpfe. — Den Generationswechsel und die Ammenzeugung beschrieb der Däne Stenstrup erst 1842. — Der Ursprung der noch damals in heute unbegreiflicher Weise äußerst gefürchteten Krätzkrankheit aus eigenartigen parasitischen Milben war zwar schon lange behauptet, aber erst in den dreißiger Jahren festgestellt worden. Die Mehrzahl der Aerzte, selbst gefeierte klinische Lehrer, hingen noch fest an dem Glauben, es liege der Krankheit nicht die Milbe, sondern eine Schärfe der Säfte zu Grunde. Hahnemann und der Tübinger Kliniker Autenrieth fabelten von einer im Leibe versteckten, unsichtbaren Psora, die auf der Haut den Ausschlag und in den inneren Organen Entartungen, Schwindsucht und Wassersucht verursache. Wir Praktikanten lachten über die mystische Psora und fingen sie in Gestalt einer Milbe, des Acarus scabiei, mit spitzigen Nadeln; wir führten diese durch die Haut in die Gänge, die sich die Milbe darin bis zu der leicht erkennbaren Stelle frißt, wo sie in der Kälte ruhig sitzt, in der Wärme aber zu geschäftiger, ihrem Wirte äußerst lästiger Thätigkeit erwacht. Wir kurierten nicht selten die Krankheit, die seit Monaten und Jahren

Digitized by Google

homöopathiſchen und allöopathiſchen inneren Mitteln getrotzt hatte, in wenigen Tagen, ohne allen Schaden, mit Schmierſeife und Bädern. Keine Krankheit iſt heute in jeder Hinſicht beſſer aufgeklärt als dieſe, die Naturgeſchichte der Milbe hat ſie aufgeſchloſſen. — Eine wichtige Entdeckung, die zahlreiche andere ähnliche nach ſich zog, machte Schönlein 1839. Er fand in mikroſkopiſchen Pilzfäden, dem Achorion Schoenleini, die Urſache einer abſcheulichen Hautkrankheit, des Favus. — Faſt wichtiger noch wurde der Nachweis, daß die Muskardine der Seidenraupen eine Krankheit, hervorgerufen durch Pilzfäden ſei, die den ganzen Leib der Tiere durchſetzen. Gerade dieſe Entdeckung ſtellte Henle obenan unter den Thatſachen, auf die er eine Theorie der Kontagien baute, wonach kleinſte, freilich erſt noch ſichtbar zu machende Lebeweſen den miasmatiſchen und kontagiöſen Seuchen zu Grunde liegen. Sie iſt ſeither durch zahlreiche Entdeckungen für viele Krankheiten zur Gewißheit erhoben worden. Wir mußten uns noch mit den geniis morborum der alten Pathologen begnügen, dem genius epidemicus, eudemicus, rheumaticus, gastricus, biliosus, nervosus und ihren zahlreichen Brüdern und Vettern. Freund Scheffel, der von ihrem Daſein durch uns erfuhr, machte uns ſofort auf einen genius aufmerkſam, der uns faſt entgangen wäre, — Altheidelbergs feuchten genius loci!

Beherzigt man den Stand der mediziniſchen Wiſſenſchaft zu Anfang der vierziger Jahre, ſo darf die Pucheltſche Klinik ungeachtet aller ihrer Schwächen und Mängel doch als eine der beſten jener Zeit in Deutſchland gerühmt werden. Es fehlte ihr auch nicht an Kranken, wie ſo vielen Kliniken an den kleinen Univerſitäten, es ſtanden ihr doch täglich 40 bis 50 „Fälle“ zu Gebote. Unſer Lehrer gab ſich die redlichſte Mühe mit uns, fehlte in den beiden Jahren, die ich bei ihm auskultierte und praktizierte, nicht eine Stunde, er lehrte uns bei der Viſite die Kranken ausfragen und unterſuchen, Diagnoſen und Prognoſen ſtellen, ordinieren und Krankengeſchichten verfertigen, erläuterte auch, wo es not that, die Fälle durch lebendige kleinere und größere Vorträge. In Wien und Prag war ſeine Diagnoſtik freilich weit überholt, an den andern deutſchen Univerſitäten kaum irgend wo. —

Digitized by

Eins nur war an Puchelt auszusetzen und wurde ihm gefährlich, sobald ein klinischer Rivale ihm darin überlegen war, seine übermäßige diagnostische und therapeutische Vorsicht, die zuweilen über das gebotene Maß hinaus ging, bis zur Zaghaftigkeit und zur ängstlichen Unschlüssigkeit.

Bis zum Frühjahr 1844 hatte sich Puchelt der Gunst seiner klinischen Schüler erfreut. Sie hatten ihm noch im Winter 1842/43 ein Fackelständchen gebracht, wobei ich mitwirkte. Er dankte herzlich und rief uns zu: es sei ein schöner und wahrer Spruch Goethes, was man in der Jugend wünsche, habe man im Alter in Fülle, — aber der Spruch betrog ihn. Sein Alter war voll von bitteren Enttäuschungen.

Nachdem Pfeufer von Zürich eingetroffen war und als zweiter klinischer Lehrer zu wirken begonnen hatte, wandten sich die jungen Mediziner fast ausnahmslos ihm zu und Puchelts Klinik verödete. Obwohl die zweite Klinik nur wenig mehr als ein drittel von der Bettenzahl der ersten faßte, fand die zuströmende Menge der Hörer doch kaum Platz in ihren Räumen. — Dieser unerwartete Abfall der Schüler muß den alten Herrn schwer getroffen haben. Bald suchten ihn daneben böse Gebrechen heim. Der Arme verlor das Augenlicht. Fast erblindet hielt er noch Vorträge über Geschichte der Medizin, aber 1852 sah er sich gezwungen, das Lehramt ganz niederzulegen und 1856 raffte ihn ein barmherziger Schlagfluß weg.

Was mochte den Abfall verschuldet haben? Puchelt übertraf Pfeufer an pathologischem Wissen und stand an diagnostischer Fertigkeit nicht allzuweit hinter ihm zurück; was Pfeufer ihm überlegen machte, war dessen mächtige, die Jugend fesselnde, entschlossene Persönlichkeit. Nahm der Schüler Pfeufer zum Vorbild, so winkte ihm Erfolg und Glück in der künftigen Praxis, während Puchelts Zaghaftigkeit ihn entmutigte. Im Kollegsaal gar ließen die tödlich langweiligen, aus dem Buche abgelesenen Vorlesungen des alten Professors keinen Vergleich zu mit den freien, frischen Vorträgen des jungen.

Eine denkwürdige Erinnerung an eine der Vorlesungen Puchelts über allgemeine Pathologie mag ein Bild von seiner Vortragsweise im Kollegium dem Leser geben und dieses Kapitel schließen.

Digitized by Google

Puchelts Vorleſungen über ſpezielle und allgemeine Pathologie fanden abends ſtatt. Nachdem ich ſie einigemale gehört, beſuchte ich ſie nur noch an den ſeltenen Tagen, wo mich die Freunde vor der Zeit zum Biere verleitet hatten und ich befürchten mußte, meinen ganzen Abend zu verlieren. Um dieſer Gefahr zu entgehen, rettete ich mich an einem Winterabend aus dem Freundſchaftskreiſe zu Puchelt. Auf den Straßen lag Schnee und Eis, im Hörſaal ſtrömte behagliche Wärme aus dem glühenden Ofen. Einige Talglichter verbreiteten ein Dämmerlicht in dem ſtillen Raum, worin ſich nur ſpärliche Hörer, eine Auswahl von fleißigen Jünglingen, zuſammengefunden hatten. Wie immer trat faſt unbemerkt mit leiſem Schritte der Meiſter unter uns, beſtieg den Lehrſtuhl, legte den erſten Band ſeines Handbuchs auf den Stuhl, beugte das Haupt nahe darüber und ließ nun das Syſtem in ſanftem Regen auf uns niederrieſeln. Mit wechſelndem Glück, im ganzen ſiegreich, erwehrte ich mich des Schlummers, der mich zudringlich beſchlich; mein Nachbar dagegen zur Rechten erlag in dem Kampfe, er nickte tiefer und tiefer, kreuzte zuletzt die Arme und legte das ſchwere Haupt zu tiefem Schlafe darüber. — Die Vorleſung ging zu Ende, der Meiſter ſchloß das Buch und verließ geräuſchlos, wie er gekommen, Lehrſtuhl und Saal. Der Nachbar ſchlummerte weiter. Wir mochten ihn nicht wecken, er ſchlief ſo ſanft, wir verſtändigten uns durch leiſe Winke, löſchten die Lichter und ſchlichen davon. — Er wollte uns nie geſtehen, wie lang er ſüßes Vergeſſen der Sorgen und Mühen eines braven Muſenſohns in dem trauten, der Wiſſenſchaft geweihten Raume gefunden hatte.

Digitized by Google

Maximilian Josef von Chelius.

Die Autokraten des vorigen Jahrhunderts legten den Söhnen ihrer Günstlinge das Offizierspatent schon in die Wiege, Karl Theodor von der Pfalz auch das Professorspatent. Der Heidelberger Professor galt deshalb nur wenig in der gelehrten Welt. Bei der medicinischen Fakultät kam dazu, daß sie weder die nötigen Lehranstalten besaß noch Kranke zur Verfügung hatte; so war es kein Wunder, daß die von ihr promovierten Doktoren bei der eignen Regierung in Mannheim in schlechtem Ansehen standen.

Dies änderte sich in unserem Jahrhundert von Grund aus, nachdem Karl Friedrich von Baden die Universität neu gestaltet und die medizinische Fakultät mit Lehranstalten und ausgezeichneten Professoren ausgestattet hatte. Heidelberg wurde in wenigen Jahrzehnten ein medizinisches Salerno, eine stark besuchte ärztliche Schule, eine Zufluchtsstätte, zu der die Kranken aus allen Ländern pilgerten. Von den Klinikern war es hauptsächlich Chelius, dessen Ruf als Chirurg und Augenarzt unzählige Fremde herbeizog.

Chelius war 1794 in Mannheim geboren. Er siedelte als neunjähriger Knabe mit den Eltern nach Heidelberg über, bezog schon mit 15 Jahren die Universität und wurde mit 18 promoviert, was heute nicht mehr gelingen dürfte. Seine weitere Ausbildung erhielt er zunächst in Landshut bei Philipp Walther, dem ausgezeichneten Chirurgen und gedankenreichen Arzte, und in Wien bei den Chirurgen Kern, Zang, Rust und dem vortrefflichen Augenarzte Beer. Walthers und Beers gedachte er im Kreise seiner Schüler oft und gern. Mit

Digitized

19 Jahren zog er als badiſcher Regimentsarzt 1813 und 1815 mit der Armee nach Frankreich und beſuchte nach beendigtem Kriege zunächſt die großen Pariſer Hoſpitäler und dann auch mehrere in Deutſchland. Mit 23 Jahren wurde er 1817 zum a. o. Profeſſor für Chirurgie und Augenheilkunde ernannt, ein Jahr nachher zum ordentlichen. Er hatte dieſes Lehramt 47 Jahre inne bis 1864 und ſtarb 1876 im 82. Lebensjahre. Zehn Jahre vorher war er in den erblichen Adelſtand erhoben worden.

Drei Dinge verſchafften Chelius das ungewöhnliche Anſehen und Vertrauen, deſſen er ſich bei den Aerzten und bei dem Publikum erfreute: ſein chirurgiſches Lehrbuch, ſeine glückliche Hand, endlich ſeine vornehme, mit Menſchenfreundlichkeit gepaarte, würdige und wohlthuende Art des Benehmens. — Als ich in ſeine Klinik eintrat, ſtand er noch im Zenith ſeines Ruhms, während ich ſie beſuchte, begann ſein Glanz als Lehrer zu erbleichen, das Publikum aber bewahrte ihm als Arzt ſein Vertrauen bis ans Ende.

Das Handbuch der Chirurgie war eine ſchriftſtelleriſche Leiſtung erſten Rangs, vermöge ſeiner zweckmäßigen Anlage, Ausführung und praktiſchen Brauchbarkeit. Es erlebte acht ſtarke Auflagen in 35 Jahren, von 1822—1857, und wurde in elf Sprachen überſetzt. Die Söhne benutzten es noch wie die Väter, es ſtand auf den Bücherſchäften der Chirurgen aller Weltteile. Ja, es kam, wie ein württembergiſcher Apotheker verſicherte, der aus Kalifornien nach Heidelberg gereiſt war, um Chirurgie bei Chelius zu ſtudieren, ſogar an die ſüdlichſte Spitze der neuen Welt. Der etwas verſchrobene Herr hatte in Kalifornien Pillen ſowohl gedreht als ärztlich verordnet, wäre aber in ſeinen alten Tagen noch gerne Chirurg geworden. In vollem Ernſt erzählte er Chelius: „Herr Geheimer Rat, ich habe Ihr weltberühmtes Handbuch an einen Ort gebracht, wohin es vorher noch nicht gedrungen war. Als ich um das Kap Horn ſegelte, ſtudierte ich darin, es fiel mir über Bord, ſank in die Tiefe und iſt da geblieben.“

Chelius verfaßte auch ein Handbuch der Augenheilkunde, der erſte Band erſchien 1839, der zweite 1844, als der erſte bereits zu veralten begann.

Neue Gedanken, Erfindungen, Operationen verdankt die Chirurgie

Digitized by

Chelius nicht, darin überragten ihn deutsche Kollegen, der ältere Gräfe, Michel Jäger, Dieffenbach und Stromeyer, aber sein Handbuch sicherte ihm das Verdienst, die besten Grundsätze und Heilverfahren der Chirurgie seiner Zeit über die ganze Erde verbreitet zu haben.

Chelius operierte schön und sicher. Er war in seiner Kunst wie in seinen politischen Anschauungen streng konservativ. Mein Schulfreund Dettmar Alt war lange Jahre sein Assistent und gewann ein sicheres Urteil über die Heilerfolge seines Meisters in und außer der Klinik. Er kam zur Ueberzeugung, daß Chelius sich das allgemeine Vertrauen weit mehr noch durch glücklich erhaltene, als glücklich entfernte Gliedmaßen erworben habe. Er bewahrte beim Operieren eine bewundernswerte Ruhe, was vor der Einführung der Aether- und Chloroform-Narkose eine schwierigere Sache war als heute. Ich sah ihn niemals aufbrausen und heftig werden, nie seine edle Haltung verlieren; auch die gemeinsten Naturen hielt er durch feine Formen und klugbemessene Worte in den gebührenden Schranken.

Den Fünfzigen nahe war Chelius noch immer ein schöner Mann, schlank gebaut von Mittelgröße, feinen Gesichtszügen und Gliedern. Er pflegte die ambulatorische Klinik, die der Visite vorausging, auf einem hohen runden Stuhle sitzend abzumachen, die Beine häufig gekreuzt und einen Fuß frei in der Luft wiegend. Wir bewunderten dann dessen Kleinheit und meinten, auch die zierlichste Dame dürfe unsern Meister darum beneiden.

Im Sommer gab Chelius den Operationskurs früh 5 Uhr. Wir Studenten waren oft schlaftrunken, er einen Morgen wie den andern frisch und munter. Die Vorlesungen über Chirurgie und Augenheilkunde hielt er morgens von 8—9 im Winter, von 7—8 im Sommer. Obwohl er sehr gut aus dem Stegreife sprach, las er doch seine Handbücher ab, nur nicht in der Weise Puchelts wie ein murmelnder Quell, sondern pathetisch, fast feierlich. Die Klinik begann um 11 Uhr und dauerte 1—2 Stunden, je nachdem operiert wurde oder nicht. In der ambulatorischen Klinik, die nur bei größeren Operationen vorher vom Assistenten allein erledigt wurde, gab es viel zu sehen und zu verordnen, beim Untersuchen aber ging es oft flüchtig zu und gaben die „Schnelldiagnosen“ zu manchen Scherzen Anlaß.

Digitized by Google

Franz Karl Naegele.

Der alte Naegele, wie wir ihn zum Unterschied von seinem Sohn und Nachfolger Hermann nannten, war der Senior der Fakultät und 1778 in Düsseldorf geboren. Sein Vater August Naegele war Direktor der dortigen kurpfälzischen medizinisch-chirurgischen Schule und verwendete ihn schon in früher Jugend als Prosektor und Repetitor. Nachdem er in Straßburg, Freiburg und Bamberg studiert und in Bamberg promoviert hatte, ließ er sich in Barmen nieder, wurde hier Physikus, erteilte Hebammen-Unterricht und beschäftigte sich vorzugsweise mit Geburtshilfe und Frauenkrankheiten. Die badische Regierung berief ihn 1807 als a. o. Professor für diese Fächer nach Heidelberg, betraute ihn mit der Leitung der Entbindungsanstalt und ernannte ihn 1810 zum Ordinarius. Er gehörte der Heidelberger Hochschule 44 Jahre an, schlug mehrere Berufungen nach andern Universitäten aus, 1829 eine nach Berlin, und starb am 21. Januar 1851.

Unter den Begründern der wissenschaftlichen Geburtshilfe nimmt Franz Karl Naegele den ersten Rang ein. Er hat wie kein anderer durch genaue Untersuchungen ihre anatomischen und physiologischen Grundlagen befestigt, ihre Pathologie anatomisch bereichert und ihre Methodik geschärft. — Seine Schriften über den Mechanismus der Geburt (1822), das normale weibliche Becken (1825), das schrägverengte und andere fehlerhafte Becken des Weibes (1839) sind Meisterwerke von unvergänglichem Werte.

Als praktischer Geburtshelfer galt zwar Naegele für einen ängstlichen Operateur, doch hat er sich auch um die ausübende Geburtshilfe

Digitized by Google

nicht wenig verdient gemacht. Er versah die Geburtszange mit einem ebenso einfachen als geschickten Schlosse, die „Naegelesche Zange" übertraf an Handlichkeit und Leichtigkeit alle andern. Mit Eifer verfocht er die Grundsätze des Wieners Boer, dessen schonendes, humanes Vorgehen er uns nicht genug rühmen konnte, und bekämpfte den sträflichen Mißbrauch, den manche Geburtshelfer seiner Zeit, namentlich der ältere Osiander in Göttingen, mit gewaltsamen Eingriffen in den normalen Geburtsvorgang trieben. Endlich bescherte er den Hebammen ein ausgezeichnetes Lehrbuch, das 11 Auflagen erlebte; der Geschichtschreiber der Geburtshilfe, Professor J. v. Siebold, rühmte es als ein treffliches Handbuch, das auch von Geburtshelfern mit Nutzen gelesen werde.

Naegeles Klinik diente nur zum Unterricht in der Geburtshilfe. Obwohl seine erste größere Schrift „Erfahrungen und Abhandlungen auf dem Gebiete der Krankheiten des weiblichen Geschlechts" (1812) lautete, nahm er in seiner Anstalt, vermutlich aus Mangel an Raum, keine andern Frauen als Schwangere und Gebärende auf. Das wenige, was wir Studenten von Frauenkrankheiten lernten, wurde uns in den beiden andern Kliniken gelehrt. Die großen, mit dem Bauchschnitt verbundenen Operationen, — insbesondere die Ovariotomie (das Herausschneiden des Eierstocks), die einige heutige Frauenärzte hundert und selbst tausendmal vornahmen, — galten damals, vor der Einführung der Antisepsis, für verbrecherische, zuchthauswürdige Wagestücke, weil sie fast sicher zum Tode führten, während sie heute in der Regel Heilung bringen.

Die Vorlesung unsres Meisters hielt auch die Schläfrigsten munter, er sprach frei, geistreich und witzig; jeden Gegenstand, auch den trockensten, wußte er unterhaltend darzustellen. Man hörte ihm mit demselben Vergnügen zu, wenn er die willkürlich aufgestellten Schemata der Geburtslagen des „symmetrischen" Baudelocque unter die überlebten Glaubensartikel der alten Geburtshilfe verwies, als wenn er die Geschichte der Geburtszange oder des Kaiserschnitts vortrug. Weil seine Rede so leicht und frisch dahin floß, konnte man meinen, er spräche heiter aufgelegt aus dem Stegreif, aber er hatte sich stets sorgfältig auf das Kollegium vorbereitet. Gerne flocht er belehrende Er-

lebnisse in seinen Vortrag ein und erläuterte ihn durch Demonstrationen, wobei ihm zahlreiche Präparate aus seiner Sammlung zu Gebote standen. Ich erfreue vielleicht manche Leser, wenn ich aus meinem Kollegheft über Dystokien*) vom Sommer 1842 eine Probe zum besten gebe. Ich entnehme sie einem seiner Vorträge über die Mißstaltungen des Beckens, die den Geburtsakt behindern. Er handelte von dem Becken, das durch Knochenerweichung im spätern Leben verengt wird, „die Berliner nennen es das osteomalacische," fügte er mit leisem Spotte hinzu. Ein solches Becken legte er uns vor, es war das erste dieser Art, in dessen Besitz er als Physikus in Barmen schon 1803 gekommen war, als die Stadt noch dem Herzogtum Berg unter kurpfälzischer Hoheit angehörte. An ihm beobachtete er zuerst die Verengung des Beckenausgangs, bisher war ihm nur dessen Erweiterung bekannt gewesen, wie sie bei dem, durch Rhachitis in der Kindheit verunstalteten Becken vorkommt. Die dramatischen Umstände, unter denen er sich das Präparat verschaffte, schilderte er mit folgenden Worten:

„Es stand 1803 in einem öffentlichen Blatte: ein Chirurgus, Namens Peter Walker, habe mit einem Rasiermesser den Kaiserschnitt gemacht, Mutter und Kind tot geschnitten. Ob man in dem Herzogtum Berg Schindersknechte als Chirurgen hätte? Ich wurde von der Regierung beauftragt, die Sache zu untersuchen. Den Mann kannte ich als braven Chirurgen. Er war mein Schüler gewesen und nun sollte ich ihn mit Gerichtsdienern und Soldaten heimsuchen."

„Bei der Untersuchung mußte ich hauptsächlich darauf sehen, ob der Kaiserschnitt angezeigt war oder nicht. Da gab der redliche Mann an: er hätte ihn gemacht wegen äußerster Beckenenge, denn er hätte seinen Finger nicht durch den Beckenausgang bringen können. Ich hustete, gab Nasenbluten vor, ging hinaus, ließ ihn rufen und stellte ihm vor: der Beckeneingang sei so eng gewesen, denn nach dem damaligen Stande des Wissens war der Ausgang immer weit, sogar weiter als gewöhnlich, wie es auch bei dem rhachitischen Becken wirklich die Regel ist. Allein er ließ sich nicht irre machen und beteuerte bei Gott und allen Heiligen, er könne keine andere Aussage machen."

„Nun gerieten wir, ich im Bewußtsein der Wissenschaft gegen-

*) Schwere Geburten.

Digitized by Google

über dem ignoranten Chirurgen, er im Gefühle der Wahrheit seiner Sache, immer eifriger in Hitze. Wir stießen zusammen; die Töpfe gaben Scherben. Ich erklärte eine Ausgrabung für notwendig. — Gut! ich konnte und durfte der Aussage nicht glauben. — Der Totengräber wollte das Grab nicht finden, weil tiefer Schnee lag, bis ich es mit ihm machte, wie Jupiter mit der Danae."

„Meine Herrn, betrachten Sie jetzt das Becken — — Peter Walker hatte recht!"

In meinen letzten vier Semestern nahm mich Naegele als Assistenten. Ich trat ihm jetzt nahe und wurde mit der Eigenart meines Lehrers genau bekannt. Meine Aufgabe war: die Bücher zu führen, die Geburten zu leiten, die Praktikanten einzuüben und für Geburts- und Krankengeschichten zu sorgen. — Ungeachtet seiner Jahre kam der alte Herr fast zu allen Geburten und verweilte halbe und ganze Nächte in der Anstalt. So verkehrte ich denn viel mit ihm und hatte die beste Gelegenheit, seinen jugendlich frischen Geist, seinen sprudelnden Witz zu bewundern. Aber man mußte sehr auf der Hut bei ihm sein und jedes Wort auf die Goldwage legen. Logische Verstöße ließ er nicht ungerügt durchgehen, alberne Fragen bestrafte er mit Spott, banale Redensarten reizten ihn zum Zorn.

Einer der Praktikanten hatte eine Krankengeschichte vorzulesen und spendete zuletzt der „gütigen Mutter Natur", die der Wöchnerin so liebreich geholfen hätte, das gebräuchliche warme Lob. Naegele machte ein böses Gesicht und rief: „Bleiben Sie mir mit Ihrer gütigen Mutter drei Schritte vom Leibe! Wäre sie so gutmütig, wie die gedankenlosen Leute sie rühmen, so gäbe sie nun und nimmer zu, daß die Katze ihr abscheuliches Spiel treibt mit der Maus und der Dornbreher so entsetzlich grausam die Insekten spießt. Wer anders hat denn diese schrecklichen Triebe den Tieren eingepflanzt, als Ihre gepriesene Mutter Natur? Es ist freilich wahr, sie verfügt über wunderbare Werkzeuge und Einrichtungen, womit sie uns heute nützt und morgen vernichtet. Suchen Sie keine Barmherzigkeit bei der Natur! Bei den Menschen mögen Sie Mitleid finden. Wir müssen die Natur zwingen, uns ihre Werkzeuge zu unserem Vorteile abzutreten."

Digitized

Uebler noch spielte Naegele einem Ausländer mit, einem jungen portugiesischen Arzte, einem kleinen runden Lebemann, der gut deutsch sprach und nach Heidelberg gekommen war, um sich bei ihm weiter auszubilden. Er ging aber lieber zur Frau Sternwirtin in der Haspelgasse, die das beste baierische Bier ausschenkte und eine gute Küche führte. Nachdem er eine Zeit lang aus der Klinik weggeblieben war, erschien er eines Morgens wieder, sichtlich aufgeregt, und ruhte nicht, bis er an Naegele die Frage richten konnte, unbekümmert um die vielen Studenten, die umherstanden: „Herr Geheimer Rat, kennen Sie die Frau Sternwirtin in der Haspelgasse?" — Naegele schüttelte abweisend das Haupt und man merkte wohl, daß ihn die einfältige Frage verdroß. Der Portugiese ließ sich nicht warnen und fuhr fort: „Herr Geheimer Rat, diese merkwürdige Frau ist schon zehn Monate guter Hoffnung und kann noch immer nicht niederkommen. Was ist Ihre Meinung?" — „Behüte uns der Himmel, die Frau kriegt den Antichrist!" rief der Alte und drehte dem verblüfften Herrn den Rücken.

Welch frisches Leben in unserem Meister noch pulsierte, verriet schon sein Gang. Er ging nicht den bedächtigen Schritt des Greises, sondern eilend, das Haupt mit den kurzsichtigen Augen und der langgestreckten Nase vornüber gebeugt. Betrat er die Anstalt, so begrüßte er uns gerne mit irgend einer launigen Bemerkung, beklagte sich z. B. über das schlechte Straßenpflaster mit dem Seufzer: die heillosen Steine riefen ihm täglich seine Sünden ins Gedächtnis. War er in der Stimmung, sich mit uns zu unterhalten, so merkten wir es gleich, wenn ihm ein launiger Gedanke durch den Kopf ging. Er schloß dann die Augen und fuhr mit den fünf Fingern etliche Male über die Nase herab, öffnete dann plötzlich die Lider und brachte den Einfall zu Tage. Machte ihm sein Scherz besondere Freude, so trat er auf den Nächsten zu und schaute ihm prüfend ins Gesicht, ob seine Worte gezündet hätten. — Die auffallende Gewohnheit, während der Unterhaltung bisweilen die Augen zu schließen, hatte, wie schon erwähnt, auch Scheffel, doch strich dieser dabei nicht mit den Fingern über das Gesicht.

Nicht immer jedoch war unser Lehrer heiter gestimmt. Er hatte seine trüben Tage, wo er in sich gekehrt die Einsamkeit aufsuchte und

Digitized

traurigen Erinnerungen nachhing. Eine blühende Tochter, sprühend wie er, von Geist und heiterer Laune, hatte unerwartet der Tod aus glücklicher Ehe weggerafft. — Ein Jahr lang, erzählte man mir, erkannte man ihn nicht wieder, kein Scherz kam über seine Lippen, man fürchtete für sein Leben. In der Erfüllung seiner Pflicht und im Umgang mit der Jugend erholte er sich allmählich von dem schrecklichen Schlage.

Eines Tags mußte ich Naegele in seinem Hause aufsuchen. Als ich eintrat, verließ ihn gerade ein Herr, der im Rufe eines großen Aufschneiders stand. Naegele war sehr aufgeräumt und erklärte mir den Grund seiner Heiterkeit: „Dieser Mensch lügt, daß sich die Balken biegen. Er versteht aufzuschneiden, wie der selige Münchhausen. Es ist etwas Schönes um die Kunst zu lügen, doch ist sie nicht so leicht, wie die Leute meinen. Mein lieber Freund, bedenken Sie wohl, wie öde wäre das Leben ohne die Poeten!“

Obwohl er auch an derben Späßen Gefallen fand, wenn Humor darin steckte, so erlebten wir doch eines Tags in der Klinik eine überaus lächerliche Geschichte, die ihm ärgerlich war, weil sie dem Rufe seiner Anstalt im Auslande schaden konnte.

Wenn Personen in der Anstalt aufgenommen wurden, so mußten sie im Hörsaal in das Aufnahmebuch eingeschrieben werden. Dies geschah stets zu Beginn der Klinik. Die Aufzunehmende wurde Naegele gegenüber gesetzt und er richtete unabänderlich zwei Fragen an sie, eine: wann sie geboren sei, und die zweite: wann sie zum letztenmale die Regeln gehabt habe.

Eines Morgens brachte unser Meister zwei vornehme Aerzte in die Klinik und lud sie ein, sich neben ihn an den Tisch zu setzen, auf dem ich das Buch führte, rings herum saßen die Studenten. Eine Bauernmagd aus dem Odenwald wurde hereingeführt, die erschrecklich stumpf in die Welt blickte. Sie nahm den üblichen Platz ein und Naegele stellte die erste Frage: „Meine Gnädige, wann sind Sie geboren?“ — Die Arme verstand die Frage nicht, ich mußte ihr zu Hilfe kommen und erklären: „Sie sollen angeben, in welchem Jahre und an welchem Tage Sie geboren sind.“ — Sie begriff jetzt und gab die Antwort in der heimischen Mundart: „Uf de Daach, wu

der Hölzerlips keppt worren is.“*) — Der Hölzerlips war ein odenwälder Landsmann, ein Räuber und Mörder, der 1812 auf dem Marktplatz in Heidelberg hingerichtet worden war. — Die Studenten lachten, aber Naegele wurde unwillig und rief mir zu: Die Herren möchten sich um der Reputation der Klinik willen zusammennehmen. Die Fremden seien englische Aerzte und verstünden kein deutsches Wort.

Sofort trat Ruhe ein und Naegele richtete die zweite Frage an die Odenwälderin, die ihn so blöde wie vorher anstarrte. „Nun, Sie Gans,“ redete er sie diesmal an, „Sie wird hoffentlich wissen, wann Sie die letzte Reinigung gehabt hat?“ — Ihr Gesicht leuchtete, sie hatte verstanden und rief: „Uf selbigen Daach, wu die Beckebach keppt worren is.“ — Die Beckenbach war auch eine Landsmännin aus dem Odenwald; sie hatte ihren Mann mit Gift umgebracht und war vor sieben Monaten auf dem Feld am Rohrbacher Weg enthauptet worden. — Nach dieser zweiten Antwort waren die jungen Leute nicht mehr zu halten, sie platzten hilflos heraus. Die Zeitrechnung nach Hinrichtungsterminen war zu überraschend. Die Engländer blickten auf den Professor, eine so vergnügte Klinik war ihnen neu, er bemerkte kurz, die Person spräche einen lächerlichen Jargon. Die Studenten beruhigten sich mit Mühe und die Klinik ging dann ihren gewohnten würdigen Gang.

Nach meinem medizinischen Examen brachte ich noch ein Jahr in Heidelberg zu und verkehrte auch in dieser Zeit mit meinem Lehrer. Da ließ mich eines Tags seine Gemahlin zu sich rufen und bat mich, ihren Mann zu einer Konsultation nach Heilbronn zu begleiten; sie fürchtete, es könne ihrem 68jährigen kurzsichtigen Gatten etwas zustoßen, wenn er allein reise, der Ausflug nahm zwei Tage in Anspruch. Gerne sagte ich zu.

Früh am Morgen fuhren wir mit dem Eilwagen nach Heilbronn, das Wetter war herrlich, der Alte in rosiger Stimmung. — Nachmittags gleich nach der Ankunft verfügten wir uns mit den beiden behandelnden Aerzten in die Wohnung der Kranken. Sie litt an einer Bauchgeschwulst zweifelhafter Natur. Es stand damals noch schlecht mit der Diagnose dieser Geschwülste. Naegele hielt den Herrn Kollegen

*) Auf den Tag, wo der Hölzerlips geköpft worden ist.

Digitized by Google

einen prächtigen Vortrag, worin er seine schönsten Raketen steigen ließ, und erzählte ihnen die lehrreichsten und unterhaltendsten Geschichten von kleinen und großen Böcken, die man auf diesem Reviere schießen könne. Mit gleichem Geschicke verstand er die tief gesunkene Hoffnung der Kranken aufzurichten.

Nach der Konsultation folgten wir einer freundlichen Einladung, die berühmte Papierfabrik des Verwandten eines der Aerzte zu besichtigen. Naegele wurde mit großen Ehren empfangen. Die Damen des Hauses waren begierig, den vielgenannten Frauenarzt kennen zu lernen und er zog das ganze Register seiner Liebenswürdigkeit auf. Eine der Damen nahm mich entzückt zur Seite und meinte: von allen Geheimeräten der Welt sei dieser der charmanteste. Kaum war ich mit ihm allein, so richtete er die Frage an mich: „Jetzt sagen Sie mir, habe ich meine Sache gut gemacht? Ich habe mein Bestes gethan, um den Damen zu gefallen, jedoch nur Ihnen zu liebe. Sie sollten sehen, wie Sie es anfangen müssen, um vorwärts zu kommen. Glauben Sie mir, ohne Frauengunst bringt es der Arzt zu nichts!“

Am nächsten Morgen kehrten wir auf dem kleinen Dampfschiff, das damals zwischen Heidelberg und Heilbronn den geringen Verkehr vermittelte, nach Hause zurück. Naegele bewunderte eine Weile die liebliche Landschaft, bald aber weihte er seine Aufmerksamkeit der hübschen jungen Frau eines Landpfarrers, die unterwegs mit ihrem Manne eingestiegen war. Er vertrieb dem Weibchen mit Plaudern und Scherzen die Zeit und sie fand großes Gefallen an seiner Unterhaltung. Der Pfarrer empfand zuletzt eine Anwandlung von Eifersucht; er fragte mich, wer der Herr sei, der mit solcher Galanterie seine Frau unterhalte. Ich beruhigte ihn, es sei der Geheimerat Naegele und ich sein Schüler, er mache nur mir zu liebe seiner Frau die Cour, er habe mich auf eine Konsultation mitgenommen, um mich das Kurieren und das Courmachen zu lehren.

Frau Naegele, eine liebenswürdige Matrone, die Tochter des früher erwähnten Geburtshelfers Mai, dankte mir herzlich: Ihr Mann sei sehr befriedigt heimgekommen; — ich meinesteils versicherte, daß ich kaum je so viel für die künftige Praxis von meinem Lehrer gelernt hätte, wie auf dieser Reise.

Naegele blieb mir ſtets gewogen. Er riet mir, die akademiſche Laufbahn einzuſchlagen, doch durfte ich daran nicht denken.

So oft ich nach Heidelberg kam, ſuchte ich ihn auf, zuletzt im Herbſt 1849. Ich fand ihn tief gedrückt. Die Revolution hatte dem alten Manne arg mitgeſpielt, obwohl ihm kein perſönliches Leid widerfahren war. Ein abgeſagter Feind der Politik hatte er mir einſt erklärt, eine Wöchnerinnenſuppe intereſſiere ihn mehr, als alle Politik, im Jahre 1848 rächte ſie ſich. Tagtäglich wurde vor ſeinem Haus am Ludwigsplatz exerziert, kommandiert und getrommelt, das Heckerlied geſungen und „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen.“ Freiſchärler und Soldaten aller Waffengattungen marſchierten auf, Freund und Feind nahm Quartier bei ihm, die bewaffnete Macht vertrieb ſogar 1849 die weibliche Beſatzung ſeiner Anſtalt und nahm die Räume ſelbſt ein. Die Aufregung darüber brach die letzte Kraft des alten Herrn, er überlebte das ſchreckliche Jahr nicht lange.

Die Anregungen, die mir mein Lehrer erteilte, waren nicht verloren. Zwar habe ich die Geburtshilfe nur 5—6 Jahre ausgeübt, aber meine 1859 erſchienene Schrift über eine Klaſſe wichtiger Bildungsfehler der Gebärmutter hat gezeigt, daß der Same, den er ausgeſtreut, auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen iſt.

Hermann Naegele.

Die Geburtshelfer Naegele Vater und Sohn waren grundverschiedene Naturen. Dem Sohne ging die heitere, witzige und lebhafte Art des Vaters ab; er war ernst, trocken und gemessen, ging wenig unter die Menschen, wurde in den besten Mannesjahren kränklich und starb mit 40 Jahren, kurz nachdem er zum Nachfolger seines Vaters ernannt worden war, am 15. Juli 1851.

Hermann Naegele gab ein vortreffliches Lehrbuch der Geburtshilfe heraus. Die erste Auflage erschien 1843—45, an der dritten arbeitete er in seinem Todesjahre 1851; Professor Grenser in Dresden vollendete sie und besorgte alle folgenden Auflagen bis zur achten 1872. — Das Buch enthielt die Lehren des Vaters, verdankte aber die lichtvolle, knappe und doch erschöpfende Darstellung, also die wesentlichsten Eigenschaften eines guten Lehrbuchs, dem Sohne. Das ärztliche Publikum glaubte auch diese Vorzüge des Buchs dem Vater zuschreiben zu müssen und bestritt dem Sohne das Verdienst, das ihm in Wahrheit zukam. Wiederholt klagte er mir sein Leid; ich sah seine viel korrigierten Entwürfe und begriff den gerechten Verdruß des tief Gekränkten.

Digitized

Jakob Henle.

Der bedeutendste Mann der Fakultät, als Forscher und Lehrer zugleich, war neben Naegele unstreitig sein junger Kollege Henle. Man konnte ihn noch über diesen insofern stellen, als der Geburtshelfer nur sein beschränktes Fach lehrte, während Henle außer Anatomie und Physiologie, für die er berufen war, allgemeine Pathologie las. Für diese Vorlesung war der ideenreiche Mann wie geschaffen, denn in der Schule des großen Johannes Müller aufgewachsen, hatte er sich die dazu erforderlichen reichen biologischen Kenntnisse in umfassender Weise angeeignet und besaß die Gabe, klar und anregend vorzutragen, in seltenem Maße. Er wagte sich ohne Scheu an die höchsten Probleme der medizinischen Wissenschaft; wo reife Früchte noch nicht zu pflücken waren, griff er zu unreifen und präsentierte sie verführerisch auf silbernen Schalen. Sein mächtiger Lehrdrang trieb ihn, über den Kreis der Mediziner hinaus zu wirken, er las ein stark besuchtes Kollegium über Anthropologie für Hörer aus allen Fakultäten.

Geboren 1809 in Fürth bei Nürnberg war Henle mit seinen Eltern 1815 nach Mainz und später von da nach Koblenz übergesiedelt. Hier machte er die persönliche Bekanntschaft seines aus dieser Stadt gebürtigen späteren Lehrers Müller, die seine ganze Zukunft bestimmte. Müller war damals Professor in Bonn und kam in den Ferien häufig nach Koblenz. — Henle studierte zuerst in Heidelberg und hörte Anatomie bei Tiedemann, ging dann nach Bonn und erfreute sich hier der Gunst und Führung Müllers. Nachdem er 1832 in Bonn promoviert und 1833 das medizinische Staatsexamen

Digitized by

abſolviert hatte, fügte es ſich, daß in dieſem Jahre Müller als Ordinarius für Anatomie und Phyſiologie nach Berlin berufen wurde und ihn zu ſeinem Proſektor machte. Er entfaltete jetzt eine außerordentlich fruchtbare Thätigkeit auf den drei Gebieten der Anatomie, Zoologie und pathologiſchen Phyſiologie, ſeiner Zulaſſung zum Lehramte aber ſtellten ſich politiſche Schwierigkeiten in den Weg. Er wurde in Unterſuchung gezogen und in die Hausvogtei geſperrt, weil er in Bonn der Burſchenſchaft angehört hatte. Es bedurfte der Fürſprache Alexanders von Humboldt, damit er endlich 1837 das Recht an der Univerſität zu dozieren erlangte. Drei Jahre nachher berief ihn die Züricher Regierung als Ordinarius an ihre Hochſchule für Anatomie und Phyſiologie. Schon wenige Jahre ſpäter, im Frühjahr 1844, folgte er einem Rufe als ordentlicher Profeſſor für dieſelben Fächer neben Tiedemann nach Heidelberg. Er lehrte hier mit großem Erfolge bis 1852, wo er nach Göttingen an Langenbecks Stelle für Anatomie überſiedelte und am 13. Mai 1885 ſein in raſtloſer Thätigkeit verbrachtes Leben beſchloß.

In die Zeit von Henles Berliner Aufenthalt fiel der Beginn einer neuen Epoche der biologiſchen Wiſſenſchaften, die auf die Medizin mächtig zurückwirkte. Sie wurde durch die berühmte Schrift Schwanns, gleichfalls eines Schülers von Müller, herbeigeführt, die 1839 unter dem Titel erſchien: „Mikroſkopiſche Unterſuchungen über die Uebereinſtimmung in der Struktur und dem Wachstum der Tiere und Pflanzen.“ — Schwann war faſt von gleichem Alter, wie Henle, geb. 1810 in Neuß bei Köln, und Kuſtos am Berliner anatomiſchen Muſeum. Er wurde 1839 als Anatom nach Löwen berufen und ſtarb als Profeſſor der Univerſität Lüttich 1882.

Anknüpfend an die Lehre des Botanikers Schleiden von der Pflanzenzelle begründete Schwann die Lehre von der tieriſchen Zelle. Dasſelbe mikroſkopiſche Formelement dient zum Aufbau des Pflanzen- und Tierleibs, die Zelle iſt gewiſſermaßen der Bauſtein des belebten Naturreichs gegenüber dem Kriſtall des unbelebten. Aus der Zelle und ihren vielgeſtalteten Abkömmlingen wachſen hervor die Pflanzen- und Tiergewebe, aus den Geweben die Organe, aus den Organen die zuſammengeſetzten Organismen.

Aufgerichtet auf der ſicheren Grundlage mikroſkopiſcher und entwicklungsgeſchichtlicher Unterſuchungen, beſchenkte die Schwannſche Zellenlehre die biologiſchen Wiſſenſchaften mit einer fruchtbaren leitenden Idee, die ihnen allen neue Ziele der Forſchung, einen neuen Inhalt und neue Geſtalt verſchaffte.

Zunächſt war es die Anatomie, die aus der Zellenlehre den größten Gewinn zog. Die Geweblehre, zu der im Beginn des Jahrhunderts Bichat in Paris den Grund legte, gewann durch ſie ihre heutige Geſtalt. Eine neue anatomiſche Welt that ſich uns jungen Medizinern auf in dem Werke Henles: „Allgemeine Anatomie," 1841. Es feſſelte die Leſer faſt noch mehr durch die weiten Ausſichten, die es eröffnete, als durch das, was es bereits fertig darbot. Sobald die Berufung Henles bekannt geworden war, trieb mich die Neugier, ſein Buch zu leſen. Den Eindruck auf mich kann ich nur mit dem der Liebigſchen Schriften vergleichen, ich verfuhr damit, wie mit dieſen, ich zog es aus und lernte ſeinen weſentlichen Inhalt auswendig.

Der Genuß, den mir die „Allgemeine Anatomie" bereitet hatte, reizte mich, die „Pathologiſchen Unterſuchungen", die Henle ſchon 1840 herausgegeben hatte, gleichfalls zu leſen. Von den Abhandlungen, die er darin zuſammengeſtellt hat, iſt die: „Ueber Miasmen und Kontagien" weitaus die berühmteſte geworden. Geſtützt auf die damals noch ſo dürftigen Kenntniſſe der Paraſitenlehre, verſuchte Henle mit erſtaunlichem Scharfſinn der Urſache der Seuchen auf die Spur zu kommen. Mit prophetiſchem Blick verſuchte er ihre paraſitiſche Natur zu erweiſen und ſeine Hypotheſe iſt — wenigſtens für die Mehrzahl der Seuchen — zur feſtſtehenden Thatſache geworden.

Mit großer Spannung ſahen wir der Ankunft Henles entgegen, mit kaum geringerer der ſeines Freundes Pfeufer. Faſt gleichzeitig hatte die badiſche Regierung auch dieſen für Heidelberg gewonnen und auch ihm war der Ruf eines ausgezeichneten Lehrers vorausgegangen; er ſollte als zweiter Ordinarius für innere Klinik und Pathologie neben Puchelt wirken. Die beiden waren im gleichen Jahre, 1840, nach Zürich gekommen und zogen an Oſtern 1844 zuſammen nach Heidelberg. Sie hatten in Zürich einen Freundſchaftsbund für

Digitized by

das Leben geschlossen, standen im Alter sich nahe und harmonierten in ihren politischen und Weltanschauungen. Im letzten Jahre ihres Züricher Aufenthalts verbanden sie sich zur Herausgabe einer medizinischen Zeitschrift und schickten das erste Heft mit einem Programm aus Henles Feder in die Welt, einem kriegerischen Manifeste: „Ueber medizinische Wissenschaft und Empirie."

Schon der Titel: „Zeitschrift für rationelle Medizin", den die Freunde gewählt hatten, konnte für eine Herausforderung gelten. Was heißt „rationell" anders, als vernünftig oder einsichtig? War denn die Medizin bisher unvernünftig gewesen und ohne Einsicht betrieben worden? Mußten Henle und Pfeufer erst eine vernünftige Medizin schaffen? Offenbar bedeutete das Schlagwort „rationell" einen Kampfruf zum Angriff auf die herrschenden Schulen und mit spöttischem Lächeln nannten die alten Herrn, auf die es gemünzt war, die beiden Herausgeber der Zeitschrift „die Dioskuren der rationellen Medizin."

Die Berechtigung der rationellen Forderungen des Manifestes erscheint heute so selbstverständlich, daß man sich wundern könnte, warum Henle sie aufstellte und mit so großem Aufwande von Dialektik und scharfem Witze verfocht. Kein vernünftiger Mediziner wird heute leugnen, was das Programm verlangt: daß die Medizin nur aus einer durch Einsicht geläuterten Erfahrung hervorgehen soll. Sie kann unmöglich diese nötige Einsicht erlangen ohne genaue Beobachtung der Kranken, ohne die Hilfsmittel des Mikroskops, der physikalischen Untersuchung und Werkzeuge überhaupt, ohne Chemie, anatomisches Skalpell und physiologischen Versuch. Endlich bedarf die Medizin der Kenntnis aller Naturwissenschaften, die im stande sind, die Natur der Schädlichkeiten aufzudecken, die uns krank machen, und die der Mittel, die uns heilen. — Sollte ein Mann von Henles Scharfblick gegen Windmühlen gefochten haben? Sicherlich hätten wir jungen Mediziner in diesem Fall sein Manifest nicht mit so großem Interesse gelesen. Die Medizin jener Zeit begann sich eben damals erst vollbewußt aus den Banden der Naturphilosophie und des Aber- und Köhlerglaubens zu lösen. Es waren noch immer viele gelehrte Aerzte der Meinung, die Medizin lasse sich aus einem allgemeinen Prinzip systematisch ableiten. In Baiern mußten sich Wissenschaft und Kunst

Digitized

des Heilens sogar unter die Theosophie beugen; der allmächtige Obermedizinalrat Ringseis, der auf die Besetzung der ärztlichen Stellen und Professuren im Königreich einen oft entscheidenden Einfluß übte, leitete die Krankheiten aus dem Sündenfall ab und kurierte sie mit den Gnadenmitteln der Kirche. — Man begreift, daß die medizinische Jugend der vormärzlichen Zeit, die ein fortschrittlicher, kampflustiger Geist beseelte, mit Jubel das Schwirren der Geißel begrüßte, die der witzige Anatom über den Häuptern der Dunkelmänner schwang.

Da ich nur noch zwei Semester vor mir hatte, so konnte ich nicht mehr Anatomie bei Henle hören, sondern belegte nur sein Kollegium über Physiologie und erhielt von ihm die Erlaubnis, das über allgemeine Pathologie gratis zu besuchen. Außerdem verschaffte ich mir später noch das Heft eines guten Freundes, das er in der Vorlesung über Anthropologie nachgeschrieben hatte, und schrieb es ab. Ich habe somit Physiologie und allgemeine Pathologie zweimal als Student belegt, doch nur bei Henle regelmäßig besucht, bei Bischoff einigemale, bei Puchelt fast regelmäßig geschwänzt, was ich zur weiteren Illustration meiner früheren Auslassungen über Zwangskollegien hier bemerke.

In der allgemeinen Pathologie teilte uns Henle außer den Hauptergebnissen seiner „Pathologischen Untersuchungen“ die Quintessenz seines großen „Handbuchs der rationellen Pathologie“ mit, woran er bereits arbeitete, das jedoch erst 1846—1853 im Druck erschien. Es war ein großartiges aber verfrühtes, auch mißlungenes Unternehmen, sämtliche Erscheinungen und Vorgänge am kranken Organismus auf ihre nahen und entfernten Ursachen zurückzuführen. Die Hypothesen überwucherten das thatsächlich Gegebene und Erweisbare, wie in dem Handbuch, so auch in der Vorlesung, aber wir hatten keinen Schaden davon, denn die Vorlesung regte uns kräftig zum Denken an und verdarb uns nicht zu grauen Theoretikern für die künftige Praxis.

Henles Vortrag war wie ein klarer munterer Quell, auf dessen leichtbewegter Fläche heitere Lichter spielen. Obwohl er seine Sätze sehr einfach fügte und eine wohlthuende Ruhe bewahrte, blieb er doch stets unterhaltend, seine Bemerkungen, witzige Vergleiche, überraschende Gedankenblitze ließen keine Ermüdung zu. Kam ein

Digitized by

Scherz über seine Lippen, so zuckte ein Lächeln um seinen Mund, er tippte auch wohl mit einem Finger an die Nasenspitze und warf das Haupt ein wenig zur Seite, als wolle er den unbewacht entschlüpften Einfall von sich abschütteln.

In kurzer Zeit erwarb sich der junge Professor die Gunst seiner Hörer. Schon im Winter 1844 45 brachten sie ihm ein Fackelständchen und feierten ihn als Gelehrten, wie als Lehrer und als unerschrockenen, freisinnigen Forscher. Seine studentische und politische Vergangenheit trug mit dazu bei, ihn der akademischen Jugend lieb und wert zu machen. Eine kleine Hiebnarbe auf der linken Wange erinnerte sie daran, daß er der Burschenschaft angehört und deshalb in der Hausvogtei gesessen hatte. Auch umwob sein Haupt der goldene Schimmer einer romantischen Liebe, die bald nachher zu seiner ersten Ehe führte. Sein Schwiegersohn und Biograf, Professor Merkel in Göttingen, hat das Idyll sehr anziehend erzählt. Auerbach, mit Henle befreundet, benützte es zu seiner bekannten Erzählung: „Die Frau Professorin", und Frau Birch-Pfeiffer brachte es in „Dorf und Stadt" sogar auf die Bühne, beide freilich in einer Gestalt, die Henle verletzte.

Die Heirat Henles mit einem liebenswürdigen Mädchen aus niederem Stande — er hatte es bei seiner Schwester zuvor ausbilden lassen — entsprach der sozialen Stimmung der vormärzlichen Zeit. Es waren namentlich die Mediziner, die aus der anatomischen Gleichheit der Töchter Evas ihre soziale Gleichberechtigung herleiteten. Mehrere meiner Bekannten und zwei angesehene Professoren der faculté de médicine in Straßburg stiegen von ihrer akademischen Höhe zu den ungelehrten Töchtern des Volks herab, um sie zu sich herauf zu holen. Doch wurde mir auch im Frühjahr 1847 ein Korb bekannt, den sich ein Heidelberger Dozent, ein Anatom und Schüler Henles, bei einem schlichten Kinde der fröhlichen Pfalz geholt hat. Er meinte, seinem angebeteten Meister wie in seinem Studium, so auch in der Wahl seiner Gattin nacheifern zu müssen. Seine junge, frische Aufwärterin gefiel ihm und er machte ihr einen Heiratsantrag mit dem Vorschlag, sie aus seinen Mitteln in einer Damenpension zur standesgemäßen Erziehung unterzubringen. Er kam damit übel an. Was dem Herrn Doktor einfalle, fragte sie entrüstet. Sie habe bereits ihren Liebsten,

dem sie fein genug erzogen sei. Ihr Schatz sei ein schmucker Fleischer, der zwei solcher schmächtigen Doktoren aufwiege.

Zwischen den jungen, von Zürich berufenen Professoren und den alten wollte sich je länger desto weniger ein freundliches Verhältnis gestalten. Sie waren zu verschieden in Jahren, politischen Anschauungen, gesellschaftlichen Gewohnheiten, zweifelsohne auch in ihren Ansichten über das medizinische Lehren und Lernen.

Merkel hat in der Biographie Henles (S. 214) einen Brief mitgeteilt, den dieser an Pfingsten 1844 an seine Angehörigen geschrieben hat, — der Brief wäre wohl besser ungedruckt geblieben. Er ist aus einer schrecklichen Stimmung hervorgegangen, die sich vermutlich aus Ereignissen in Henles elterlicher Familie, die Merkel andeutet, erklärt. Henle nennt darin seine alten Kollegen langweilige Zöpfe, unter denen zu sitzen für ihn und Pfeufer eine „Degradation" sei, sie benützten den Ruf und die herrliche Lage Heidelbergs, um sich in behaglicher Ruhe zu mästen, und schlössen sich gegen Eindringlinge ab; alles, außer ihren Wohnungen, Landhäusern und Weinbergen, sei in einem erbärmlichen Zustande. — Welche ungerechte Beschuldigungen! Die langweiligen Zöpfe hatten Heidelbergs medizinischen Weltruf geschaffen und die Berufung der Züricher bei der Regierung beantragt. Glichen diese, in gesegneter Arbeit ergrauten Gelehrten zur Ruhe gesetzten, feisten Mandarinen? Seit wann ziemte sich's nicht für einen akademischen Lehrer, ein eigenes Heim, die Sehnsucht des Aermsten, zu erwerben? Zu eignem Herd und Haus hatten es die alten Herrn allerdings gebracht, aber ein Landhaus besaß keiner, vielleicht wohl einen Rebgarten, aber was wollte das in Heidelberg bedeuten? Der Einzige, der es zu größeren Glücksgütern gebracht hatte, war Chelius, und dieser hatte sie durch seine unermüdliche Thätigkeit und ein seltenes chirurgisches Geschick erworben.

Henle und Pfeufer fanden bald jüngere und gleichgestimmte Kollegen außerhalb der Fakultät: Jolly, Häußer, Gervinus, v. Vangerow u. A., denen sie nahe traten. Die Wogen der Politik stiegen mit jedem Jahre höher. Gervinus gründete die deutsche Zeitung. Aus seiner Feder floß eine Reihe von Artikeln, die den „realtionären

Digitized by

Perücken" der Heidelberger Hochschule samt und sonders derb zu Leibe gingen, aber den Fortschrittlern gute Censuren erteilten. Der gallige Jurist Morstadt erwiderte mit einer Grobheit, würdig des göttlichen Hirten Eumaeos. Die gegenseitige Erbitterung der Liberalen und Konservativen erreichte eine bisher unbekannte Höhe. Zwischen Henle und Tiedemann kam es zu einem häßlichen Auftritt. Tiedemann hatte die Einrichtung des Neubaus für Anatomie und Physiologie ausschließlich in die Hand genommen. Henle fand sie seinen Bedürfnissen so wenig entsprechend, daß er beim Ministerium um Abhilfe einkam. Bei den amtlichen Verhandlungen, die zwischen beiden jetzt gepflogen wurden, ließ sich der hitzige Alte zu unverzeihlichen persönlichen Beleidigungen hinreißen und nahm sie nur gezwungen zurück. Bald danach, 1849, legte er sein Amt nieder und Henle wurde die Leitung der ganzen Anstalt übertragen.

Infolge des reaktionären Umschlags in Baden nach den Revolutionsjahren verlor Heidelberg 1852 Henle und Pfeufer, zwei Jahre nachher Jolly. Die Regierung warf die gemäßigt Liberalen in einen Topf mit den Radikalen und Revolutionären. Henle ließ man nach Göttingen ziehen, Pfeufer und Jolly nach München, sie waren alle mißliebig geworden. — Als Hauptwerk und letztes großes Vermächtnis hinterließ Henle den Aerzten seine „Systematische Anatomie," 1871—1879.

Digitized by Google

Karl von Pfeufer.

Mein zweiter klinischer Lehrer, Karl Pfeufer, stammte aus der alten Bischofsstadt Bamberg, die Deutschland zwei seiner berühmtesten Mediziner gegeben hat: Ignaz Döllinger, den Anatomen und Physiologen, und Lukas Schönlein. Bamberg besaß seit 1647 eine Universität, freilich ohne medizinische Fakultät, die sie erst 1769 erhielt. Eine Bedeutung erlangte die Fakultät unter der Regierung des vorletzten Fürstbischofs, Franz Ludwig von Erthal (1779—1795), nachdem dieser menschenfreundliche Regent eine Hebammenschule und nach ihr ein großes Krankenhaus zu Lehrzwecken hatte herstellen lassen. Marcus der Aeltere*), der Leibarzt des Bischofs, führte einen geordneten klinischen Unterricht ein, was viele Schüler herbeizog, ihre Zahl stieg auf 100. Wie ich früher erwähnte, hat auch Naegele sen. in Bamberg studiert. Nachdem infolge des Lüneviller Friedens das Bistum an Baiern gefallen war, wurde die Universität aufgehoben, doch blieb an Stelle der medizinischen Fakultät eine medizinisch-chirurgische Schule bis 1836 erhalten.

Der Vater meines Lehrers, Christian Pfeufer, war 1802, kurz vor Aufhebung der Fakultät zum Professor ernannt worden; nach ihrer Aufhebung 1805 wurde er als Gerichtsarzt aufs Land versetzt, nach Marcus Tod 1814 mit der Leitung des Bamberger Krankenhauses betraut; er hielt Vorlesungen darin, so lange die chirurgische

*) Vgl. die lehrreiche Biographie, verfaßt von Dr. Friedrich Roth: Dr. Adalbert Friedrich Marcus, Bamberg, 1889.

Digitized by Google

Schule bestand. Daß er ein tüchtiger Arzt war, beweist seine noch heute lesenswerte Schrift über den Scharlach (1819). In der Heilkunde herrschte zu Anfang des Jahrhunderts eine wilde Gärung; die gefährlichen Lehren des Schotten Brown hatten gerade in Bamberg an Marcus und Röschlaub eifrige Verteidiger gefunden; an diesen Ausschweifungen nahm Chr. Pfeufer keinen Teil, auch hielt er sich von dem Vampyrismus ferne, der damals selbst den Typhösen Ströme Bluts entzog. Er starb 1852.

Karl Pfeufer war geboren 1806, studierte in Erlangen (1824) und Würzburg. In Erlangen schloß er Freundschaft mit dem Dichter Platen, dessen Tagebuch (1796—1825) er fast 40 Jahre später (1860) herausgab. Er selbst geriet hier in das poetische Fahrwasser, in Würzburg aber erfüllte ihn die zunehmende Bewunderung von Schönleins Thätigkeit mit Liebe zur Medizin, und aus dem unsichern Strom der Dichtkunst fand er den Weg zurück auf den festen Boden des ärztlichen Berufs. Schönlein, dessen geniales Wesen er mir noch kurz vor seinem Tode begeistert pries, machte ihn zu seinem Assistenten. Als solcher erteilte er, wie Kerschensteiner*) erzählt, in Schönleins Klinik die ersten Kurse über Perkussion und Auskultation 1828. — Die baierische Regierung schickte ihn 1831 zum Studium der asiatischen Cholera, die von Rußland her gerade ihren ersten Einbruch nach Deutschland über Preußen ausgeführt hatte, in die heimgesuchten Provinzen. — Im folgenden Jahre besuchte er Wien und ließ sich im Juli 1832 in München nieder, um sich hier an der Hochschule zu habilitieren. Walther, Döllinger u. a. schenkten ihm ihre Gunst, er wurde ein beschäftigter Praktiker, aber Ringseis, der freigesinnte und charakterfeste Leute nicht um sich duldete, verhinderte seine Zulassung. Wiederholte spätere Versuche, Dozent zu werden, scheiterten. — Nachdem die Cholera im August 1846 zum erstenmal die baierischen Grenzen überschritten, in Mittenwald ihren Einzug gehalten und die Einwohner in die wildeste Aufregung versetzt hatte, eilte Pfeufer im Auftrag der Regierung in das Städtchen und brachte Beruhigung

*) Josef Kerschensteiner, das Leben und Wirken des Dr. Karl von Pfeufer, Augsburg 1871.

und geordnete Hilfe. Fürst Wallerstein, der damalige Minister erkannte mit warmen Worten sein großes Verdienst an, und schickte ihm zur Belohnung die königliche Ernennung als Landesgerichts-Physikus der Vorstadt Au, die ihm keineswegs erwünscht war, die heißersehnte Zulassung aber zur Fakultät blieb ihm nach wie vor verweigert! — So sah es in dem medizinischen Baiern unter dem pfäffischen Regiment von Ringseis aus.

Unvermutet befreite ihn aus dieser unerquicklichen Lage ein Ruf an die Klinik in Zürich als Nachfolger Schönleins. Sein ehemaliger Lehrer war 1833 aus Würzburg, dessen medizinische Fakultät durch ihn so großen Aufschwung genommen hatte, geflüchtet, um einer in nichts begründeten Anklage auf Hochverrat zu entgehen, und war in Zürich mit offenen Armen aufgenommen worden. Im Jahre 1840 hatte Friedrich Wilhelm IV. den baierischen Hochverräter als Leibarzt und Leiter der inneren Klinik nach Berlin berufen. Es wechseln Zeiten und Menschen! — Ehe Pfeufer den Ruf nach Zürich annahm, machte er einen letzten Versuch, ein Lehramt in München zu erhalten. Er fragte bei dem gebietenden ultramontanen Staatsminister Abel an, ob er auf eine Professur in München hoffen dürfe, aber dieser gab ihm, wie Kerschensteiner erzählt, „aus angeborner Grobheit" eine „ungeschlachte" Antwort.

Obwohl es nicht leicht war, als Nachfolger eines Schönlein, der auf der Höhe seines Ruhmes stand, Anerkennung zu erringen, gewann Pfeufer doch ungemein rasch die Zuneigung seiner Schüler und das Vertrauen der Einwohner und Behörden Zürichs. Im gleichen Jahre wie er war Henle von Berlin nach Zürich gekommen. In ihm fand er einen mitstrebenden Kollegen und Freund für das ganze Leben. Henle wurde ihm Führer in der neu aufgegangenen biologischen Welt. Sie gründeten, wie ich bereits erwähnte, die Zeitschrift für rationelle Medizin und folgten an Ostern 1844 zusammen dem fast gleichzeitig an sie ergangenen Rufe nach Heidelberg. Hier lehrte Pfeufer neben Puchelt als zweiter innerer Kliniker und o. Professor der Pathologie bis zum Herbste 1852.

Inzwischen hatten sich die Verhältnisse in Baiern unter dem edelgesinnten König Maximilian II. anders gestaltet. — Ringseis

Digitized by

hatte seine Macht eingebüßt. Pfeufer wurde an seiner Stelle als Leiter der zweiten inneren Klinik berufen und zugleich der technische Berater des Ministeriums in den Sanitätsangelegenheiten des Königreichs, — als solcher erwarb er sich um Baiern unvergängliche Verdienste.

Karl Thiersch, der berühmte, in Leipzig 1895 verstorbene Chirurg, damals Dozent in München, später mein Fakultätskollege in Erlangen, hat mir einst erzählt, welch ein seliges Gefühl der Erlösung über ihn und alle jungen strebsamen Aerzte in München gekommen sei, als mit Pfeufer die rationelle Medizin in den Räumen einzog, wo bisher Ringseis die schlimmen Früchte des Sündenfalls außer mit Brechmitteln, Purganzen und Aderlässen eifrig mit den heiligen Sakramenten, Sakramentalien und Gebeten aus dem Leibe der Menschen geschafft hatte. Er wurde, wie die Jugend gehofft, ihr väterlicher Freund und Förderer ihrer wissenschaftlichen Arbeiten. So nahm er an Pettenkofers und Thierschs bekannten Untersuchungen über Verbreitung und Ursache der Cholera lebhaften Anteil. Fast wichtiger noch war die Befreiung von der büreaukratischen Vormundschaft, die der ärztliche Stand in Baiern seinen elfjährigen Bemühungen verdankte. Bis dahin hatten die Kreismedizinalräte den Aerzten den Ort angewiesen, wo sie die Praxis ausüben, nach Umständen versauern und verkommen mußten, er setzte trotz großer Hindernisse ihre Freizügigkeit durch und machte sie zu Herrn ihres Geschickes. — Der prächtige Mann schied am 13. September 1869 auf einem Ausflug nach Pertisau am Achensee inmitten der Seinigen plötzlich aus dem Leben, das Herz versagte unerwartet seinen Dienst.

Pfeufer gehörte zu den Klinikern, die weniger durch ihre Schriften, als durch mündliche Unterweisung auf ihre Zeit einwirkten, ähnlich wie Schönlein, Krukenberg, Oppolzer. Seine litterarischen Erzeugnisse beschränkten sich auf einige Aufsätze in der Zeitschrift für rationelle Medizin, einen Bericht über die Cholera in Mittenwalde, eine musterhafte volkstümliche Anweisung, wie man sich bei der Cholera zu verhalten habe; — das ist so ziemlich alles, was er veröffentlicht hat. In keinem Gebiete der Pathologie wirkte er bestimmend auf deren Gang. Seine Bedeutung lag in dem Unterricht, den er in der Klinik und seinen guten Vorlesungen zahlreichen Schülern erteilte. In

Digitized by Google

Heidelberg dürfte er als Lehrer seine Höhe erreicht haben. — Ueber Schönleins naturhistorisches System war er längst hinausgekommen, das Manifest der „Zeitschrift für rationelle Medizin" sagte ihm entschieden ab, wenn auch unter tiefen persönlichen Verbeugungen vor dem „großen Arzte", der es aufgestellt hatte; die klinische Methode aber und die Behandlungsweise seines Lehrers behielt er bei. Im Großen und Ganzen stand er auf dem physiologischen Boden, auf den vorzugsweise die Engländer: John Hunter, Marshall Hall, Charles Bell, Graves, Stokes u. a. die Pathologie gestellt hatten; er empfahl uns diese Koryphäen der englischen Medizin neben den Franzosen Andral und Louis angelegentlich zum Studium.

Die Persönlichkeit Pfeufers war wie zum Arzte geschaffen. Er war groß und breit gebaut, ein dichter, starr aufstehender Busch schwarzer Haare krönten die hohe Stirne des ausdrucksvollen Gesichts; feste Kraft, verbunden mit Güte, sprach aus seinen Zügen. — Kaulbach hat ihn in ganzer Gestalt, am Arbeitstische sitzend und sinnend in die Weite blickend, getreu dargestellt. — Seine ruhige, ernste und doch freundliche Art am Krankenbette, sein angenehmes Sprachorgan, das Geschick und die Geduld, womit er das Examen vornahm, mußte die Hilfesuchenden mit Zuversicht erfüllen. Unsicheres ängstliches Zaudern kannte er nicht.

Es ist erstaunlich, daß Pfeufer ungeachtet der Kleinheit seiner Klinik, die sich anfangs auf zwei kleine Säle mit je acht Kranken nebst zwei Dachkammern für Hautkranke beschränkte, die Schüler dauernd anzog und festhielt. Er war bei der geringen Auswahl genötigt, sehr ausführlich auf die einzelnen Fälle einzugehen, da er aber gut sprach und die wichtige Kunst verstand, auch gewöhnliche Fälle, die übrigens für den Anfänger die wertvollsten sind, interessant zu machen, so ermüdete er die Zuhörer nicht. Ganz besondere Sorgfalt verwendete er auf die Behandlung, wovon wir uns für die künftige Praxis den größten Nutzen versprachen.

Nicht minder beliebt als die Klinik waren die beiden Vorlesungen Pfeufers: über spezielle Pathologie und Therapie die eine, über Heilmittellehre die andre; diese lief damals noch ganz und gar auf Arzneimittellehre hinaus. Ich hörte beide, obwohl ich sie als Zwangskollegia

bereits absolviert hatte, jene bei Puchelt, diese schon im dritten Semester bei dem a. o. Professor Dierbach, einem alten bescheidenen Männchen (geb. 1788, gest. 1845). Er lehrte seit 1817 an der Hochschule, war ursprünglich und wesentlich Pharmazeut und ein grundgelehrter Botaniker, mit der Medizin praktisch jedoch nicht vertraut. Er hat u. a. eine Flora apiciana (Flora für Leckermäuler) und eine Flora mythologica verfaßt. Die außer Gebrauch gekommenen Kräuter waren ihm die interessantesten und die Frage, mit welchem Oele sich die Hexen beim Walpurgisritt eingerieben haben mochten, für ihn ein Gegenstand ernster Erwägung. Er entschied sich für das grüne Bilsenkrautöl. — Pfeufer sprach frei, war stets sorgfältig vorbereitet, der Student konnte aus seiner Vorlesung ein „gutes Heft" nach Hause tragen.

Mochte unser Lehrer auch in ernster und würdigster Haltung mit uns verkehren, unter seinen Freunden war er ein heiterer, beliebter Gesellschafter. Bei öffentlichen Gelegenheiten that er sich wiederholt als guter und geistreicher Redner hervor und verschaffte sich bald Ansehen in den liberalen Kreisen der Stadt. Man rühmte seine Zunge, sie fand wie beim Trinkspruch, so bei der Auswahl der Weine das Beste und Feinste. Er stand hierin seinem Freunde, dem Geschichtsforscher Häußer am nächsten. Uns Medizinern schärfte er als ärztliche Pflicht ein, alle unsere Sinne im Interesse unserer Clienten möglichst auszubilden und insbesondere dem Geschmackssinn sein gutes Recht nicht vorzuenthalten, selbst auf die Gefahr des Zipperleins hin. Kehre es bei uns ein, so möchten wir uns mit Sydenham, dem englischen Hippokrates, trösten: die Gicht bevorzuge die geistreichen Leute. Diese schmeichelhafte Aussicht gefiel uns; wir hofften, einer solchen Auszeichnung mit der Zeit würdig befunden zu werden; einstweilen beneideten wir unsern Meister, wenn er zeitweise mit schmerzhaftem Großzehenballen über die spitzen Steine des Spitalhofs zur Klinik hinkte.

Medizinische Studiengenossen.

Die Mediziner, die mit mir in Heidelberg studierten, kamen aus allen deutschen Bundesstaaten, mit Ausnahme Oesterreichs; vom Ausland kamen fast nur Schweizer und einige Holländer. — Obwohl die badische Regierung es den Landeskindern freistellte, an welcher Universität sie studieren wollten, gingen sie doch fast alle in den ersten Semestern nach Heidelberg oder Freiburg, in den letzten zogen einige Berlin vor, des genialen Dieffenbach wegen. — Von den deutschen Staaten war die freie Reichsstadt Hamburg auffallend stark vertreten. Die dortige Prüfungsbehörde sah es gerne, wenn die Hamburger Mediziner zuerst in Heidelberg studierten und promovierten, als Doktoren aber vor dem Staatsexamen noch ein Jahr lang in der Poliklinik zu Halle bei Krukenberg praktizierten.

Ich habe bereits einiger meiner medizinischen Studiengenossen gedacht, so des Hamburgers Eduard Cohen, der beiden Chirurgen und badischen Landsleute Bernhard Beck und Franz Chelius, meiner nächsten Freunde Eduard Bronner und Franz Volk, des Physiologen Schiff aus Frankfurt a. M. u. a. Von badischen Medizinern hebe ich noch hervor den nachmaligen Professor der Anatomie in Tübingen, Hubert Luschka aus Konstanz, mit dem sich nur Schiff und Moleschott an beharrlichem Fleiße messen durften, ferner die beiden Karlsruher, Theodor Freiherr von Dusch und Adolf Hoffmann, endlich Karl Schaible aus Offenburg und Adolf Tenner aus Heidelberg.

Theodor von Dusch war der einzige Student der Medizin, der eine Zeit lang in einem chemischen Laboratorium arbeitete. Besondere

Digitized by Google

Empfehlungen hatten ihm diese glückliche Gelegenheit bei Leopold Gmelin, seinem späteren Schwiegervater, verschafft. Nach seinem Staatsexamen ließ sich Dr. Dusch zuerst in Mannheim nieder, wo er 1852 mit Professor Schröder die wichtigen Versuche machte: „Ueber die Filtration der Luft durch Baumwolle", auch 1854 Untersuchungen über Diabetes veröffentlichte. In diesem Jahre siedelte er nach Heidelberg über, habilitierte sich auf Grund wertvoller Forschungen über die Pathogenie (Entstehung) der Gelbsucht und gelben Leberatrophie, und wurde zwei Jahre nachher, 1870, o. Professor der Fakultät. Sein wissenschaftliches Hauptwerk ist das „Lehrbuch der Herzkrankheiten", 1868. Ein großes und bleibendes Verdienst erwarb er sich um Fakultät und Stadt durch die Gründung eines Kinderhospitals, der Louisenheilanstalt, die zugleich dem klinischen Unterrichte dient. Er starb, ein Opfer der Influenza, am 13. Januar 1890.*)

Adolf Hoffmann wurde Militärarzt, machte die Feldzüge von 1848 49, 1866 und 1870 71 mit, zuletzt als Generalarzt. Von der Praxis zurückgezogen weilt er jetzt, einer von meinen wenigen noch lebenden Studiengenossen, „in otio cum dignitate" in seiner Vaterstadt.

Karl Schaible wurde durch die Politik der Medizin abtrünnig. Gezwungen, 1849 ins Ausland zu flüchten, fand er nach längerem Aufenthalt in Frankreich eine hervorragende Stellung in England als Professor für neue Sprachen an der Kriegsschule in Woolwich und als Examinator an der Londner Universität. Er wurde englischer Bürger und lebt jetzt als Staatspensionär des brittischen Reichs in seiner Vaterstadt Offenburg. — Von den vielen Schriften, die er im langen Laufe der Jahre veröffentlicht hat, pädagogischen, historischen und kriegsgeschichtlichen Inhalts, hat er mir eine der lehrreichsten gewidmet: „Die höhere Frauenbildung in Großbritannien" 1894.

Das erste medizinische Semester Adolf Tenners war mein letztes. Seine persönliche Bekanntschaft machte ich erst zehn Jahre später, nachdem ich mich im Herbst 1854 in Heidelberg niedergelassen hatte, um die akademische Laufbahn einzuschlagen. Er nahm an den Versuchen, die mich damals beschäftigten, lebhaft Anteil und unterstützte

*) Vgl. bad. Biogr. Bd. VI S. 91.

mich bei ihrer Ausführung, sein gesundes Urteil war mir dabei nützlich und wir schlossen Freundschaft. Trotz seines Widerspruchs ließ ich die Abhandlung, die 1857 in Moleschotts Zeitschrift und dann als besondere Schrift erschien: „Ueber Ursprung und Wesen der fallsuchtartigen Zuckungen," unter unserer gemeinsamen Flagge in die Welt segeln. Er war ebenso zuverlässig als Freund, wie als Arzt. Als Leibarzt des Großherzogs Friedrich von Baden hat er seinen verantwortungsvollen Posten 25 Jahre lang, von 1870 bis zu seinem 1895 erfolgten Tode, mit stets gleichem Vertrauen seines Fürsten in Ehren behauptet.

Bei Chelius und Puchelt praktizierte mit mir noch stud. Binswanger aus Baiern, der Gründer der von einem seiner beiden Söhne fortgeführten, bekannten Heilanstalt in Kreuzlingen bei Konstanz; ferner Lippert aus Hamburg, der als vielbeschäftigter Arzt in Nizza starb; endlich Guido Weiß, der sich von der Medizin zur Publizistik wandte.

Erwähnen muß ich noch als Kommilitonen meiner ersten Semester den nachmaligen Berliner Kliniker und Chirurgen Adolf Bardeleben aus Frankfurt a. O. Er war jedoch drei Jahre älter als ich und glich bereits einem jungen Professor. Naegele hatte ihn zu seinem klinischen Assistenten gemacht; als Bischoff 1843 den Ruf nach Gießen annahm, folgte ihm Bardeleben als Prosektor.

Auf botanischen Ausflügen machte ich nähere Bekanntschaft mit zwei Medizinern, die sich nach dem Examen ganz den Naturwissenschaften widmeten. Der eine war Georg Heinrich Mettenius aus Frankfurt a. M.; als Professor der Botanik in Leipzig erlag er 1866 der asiatischen Cholera; der andere, A. von Frantzius aus Danzig, widmete sich der Zoologie. Er schloß sich dem berühmten Zoologen E. von Siebold an, wurde sein Assistent in Breslau und Privatdozent, verehelichte sich mit einem Mädchen unter seinem Stande und verließ deshalb Europa. In Costarica wirkte er als Arzt und Naturforscher und kehrte erst nach dem Tode seiner Frau nach Deutschland zurück. — Von Jugend auf hatte er an Asthma gelitten, jetzt war er tuberkulös und verbrachte seine letzten Lebensjahre in Freiburg, wo wir unsere Jugendbekanntschaft erneuerten. — Er starb 1877 und hinterließ in Freiburg ein gutes Andenken, denn er hat den Kindergärten dieser Stadt eine ansehnliche Stiftung vermacht.

Digitized by

Endlich gedenke ich noch Jakob Moleschotts, eines der drei holländischen Mediziner, die mit mir studierten. Die genauere Bekanntschaft dieses ungemein liebenswürdigen Mannes machte ich jedoch erst nach meinem Staatsexamen im Sommer 1846, wo wir an einem gemeinschaftlichen Mittagstische speisten, worauf ich im nächsten Buche zurückkommen werde. Sein Fleiß, sein Wissensdurst hatten keine Grenzen, seine Lebhaftigkeit war außerordentlich und hat ihn bis zu seinem Tode nicht verlassen.

Ich darf das Kapitel nicht schließen, ohne ein dankbares Wort an den Schatten eines wohl längst hinübergegangenen Mitpraktikanten zu richten, dessen reif überlegte Diagnosen in der ambulatorischen Klinik uns ebenso sehr erfreuten, wie seine „Schnelldiagnosen".

Wir nannten unsern Kollegen, einen Regensburger, nach dem ebenso kühnen, als gelehrten Emir Algeriens, der damals den Franzosen den libyschen Boden doppelt heiß machte, Abdelkader. Er trug ganz und gar das scharfgeschnittene Gepräge eines arabischen Wüstensohns: eine dichte schwarze Mähne schmückte sein Haupt und unter der geschwungenen lang und unten kolbig auslaufenden Nase beschattete ein schwarzer Schnurrbart die schmalen Lippen. Auf der Nase prangte eine goldene Brille mit riesigen Gläsern, die ihm ein ungemein gelehrtes Aussehen verliehen.

Eines Morgens erschien ein alter Maurergeselle und stellte sich respektvoll vor Chelius auf. Abdelkader war als Praktikant an der Reihe und stand schon zum Vortreten bereit. Der Maurer hatte eine geschwollene Backe, er harrte schweigend auf die Aufforderung, sein Anliegen vorzubringen. Chelius winkte. Abdelkader trat vor, warf einen prüfenden Blick auf die Backe und rief, ohne ängstlich zu zaudern: „Abscessus malae!*) Man muß sogleich einschneiden!" Der Mann erschrak, holte einen Ballen Kautabak aus dem Munde, die Geschwulst verschwand. Er sei nicht krank, ihm fehle gottlob nichts, versicherte er bestimmt, er komme nur, um über ein krankes Kind Bericht zu erstatten.

*) Eitergeschwulst der Backe.

Digitized

Aus diesem diagnostischen Mißgeschick zog Abdelkader die Lehre, inskünftig die Leute erst auszufragen und dann die Diagnose zu stellen. Als er wieder an die Reihe kam, erschien eine Bauersfrau und streckte beide Hände gegen Abdelkader. Die Handgelenke waren verdickt, alle Fingergelenke knotig verunstaltet, die Finger verkrümmt. Abdelkader untersuchte diesmal genau, betastete beide Hände und alle Gelenke, überlegte und fragte: „Frau, hat Sie die Gicht gehabt?“ — „Ich hab' sie noch!“ bestätigte die Alte.

Was mag aus Abdelkader geworden sein? fragten wir uns später bisweilen im Kreise der alten Kommilitonen. Endlich, nach langen Jahren, erfuhren wir seine Schicksale. Er war in russische Dienste als Militärarzt getreten, die Tscherkessen hatten ihn gefangen und vor Schamyl, den gefürchteten Feind der Russen, geführt. Er bangte für sein Leben. Prüfend richtete der Fürst seinen Adlerblick auf den Doktor, jedoch nicht lange. „Laßt ihn laufen!“ rief er, „er kehre zu den Moskowitern zurück, dort wird er uns nützlicher sein!“

Digitized by Google

Die gelöste Preisfrage.

Die Heidelberger Universität feiert ihr Stiftungsfest jährlich am 21. November, dem Geburtstage Karl Friedrichs, ihres Wiederherstellers. Mit der Feier verbunden ist die Verkündung wissenschaftlicher, von sämtlichen Fakultäten gestellten Preisfragen für die akademische Jugend und die Verleihung der nach Karl Friedrichs Bestimmung gestifteten goldenen Medaillen an die glücklichen Preisträger des abgelaufenen Studienjahrs. Unter Zuströmen zahlreicher Gäste versammelt sich die akademische Körperschaft in der Aula, der Prorektor hält die Festrede und giebt die Geschichte der Hochschule vom letzten Jahre. Die Feier schließt mit der lauten Verkündung der Namen der preisgekrönten Jünglinge und der neuen Preisfragen für das laufende Jahr.

Diese Einrichtung ist für Studenten und Dozenten gleich nützlich. Jene lockt sie über das Brotstudium hinaus zu höher gesteckten Zielen, diesen ist sie ein Gradmesser der geistigen Regsamkeit der Studentenschaft und der eigenen Kraft und Befähigung, die Jugend zur Arbeit anzuspornen. — Obwohl die Wogen des Studentenlebens hoch gingen, war das Jahr 1843/44 ein fruchtbares gewesen. Wie es gute und schlechte Getreide- oder Weinjahre giebt, so auch gute und schlechte Studienjahre. Das vergangene gehörte zu den besten der Ruperto-Carola; sämtliche Preisaufgaben der Fakultäten waren gelöst worden, die theologische sogar doppelt.

Die medizinische Fakultät hatte ihre Aufgabe der Augenheilkunde entnommen. Es war verlangt worden „eine anatomisch-physiologische

Digitized

und pathologische Untersuchung der verschiedenen Farben, die unabhängig von den durchsichtigen Medien im Grunde des Auges erscheinen."

Chelius hatte dieses Thema ausgewählt, sein Sohn Franz, der die Kliniken mit mir besuchte, fragte mich, ob ich wohl Lust trüge, es zu bearbeiten, sein Vater stelle mir seine Bibliothek zur Verfügung.

Vor der Einführung des Augenspiegels glich die Diagnostik der Augenkrankheiten dem Bestimmen der Pflanzen durch einfaches Betrachten beim Botanisieren in Wald und Feld, wie ich es viel geübt hatte. In den großen Ferien hatte ich das Handbuch der Augenheilkunde von Chelius gut einstudiert und die darin beschriebenen Bilder so genau im Kopfe behalten, daß es mir in der Klinik mehrmals gelang, auch solche Fehler am Auge, die bisher noch nicht zur Beobachtung gekommen waren, zu diagnostizieren. Da mein Lehrer hieraus ersehen hatte, daß mich die Augenheilkunde besonders anzog, ließ er mich durch seinen Sohn einladen, die Preisfrage in Angriff zu nehmen. Ohne langes Besinnen war ich dazu bereit. Mein Vater hatte mir einst gesagt, ich könne ihm keine größere Freude bereiten, als wenn ich die goldene Karl-Friedrichs-Medaille heimbrächte; es gelang mir vielleicht, ihn damit zu überraschen.

Zunächst erkundigte ich mich genauer, worauf es die Preisfrage eigentlich absah. In der Hauptsache wünschte Chelius, wie ich von ihm selbst erfuhr, eine kritische Zusammenstellung der zahlreichen bestehenden Theorien über das Wesen des Glaukoms, derselben Krankheit, die, wie ich früher erzählte, Rudolf v. Freydorf um ein Auge gebracht hat. Sie erhielt ihren Namen von der blaugrünen Farbe, die der Augenstern, auch Pupille genannt, statt des normalen Schwarz bei ihr annimmt. Glaukos bedeutet im Griechischen blaugrün; diese auffallende Farbenveränderung galt für das wesentliche Kennzeichen der Krankheit, heute erachtet man andere Symptome für noch wichtiger und beständiger als die grünliche Färbung.

Eifrig machte ich mich an die Litteratur meines Themas. Sie war groß und ich mußte sie aus den Bibliotheken der Universität und meiner Lehrer Chelius und Tiedemann zusammentragen. Es war mir ein großer Genuß, die Wissenschaft vom gesunden und kranken Auge durch ihr weites Quellengebiet zu verfolgen. Dabei merkte ich bald,

Digitized by

daß die Frage nach der abnormen grünen Farbe des Augensterns von der Vorfrage abhängt, warum der normale Augenstern schwarz erscheint? Diese Vorfrage läuft darauf hinaus: warum sieht man hinter den durchsichtigen Gebilden des Auges, hinter der Hornhaut, dem Augenwasser, der Kristallinse und dem Glaskörper, nicht die völlig undurchsichtigen Gefässe der Sehhaut und die Eintrittsstelle des Sehnervs? Man kann sie sofort sichtbar machen, wenn man, wie im vorigen Jahrhundert Mery beobachtet hat, ein ausgeschnittenes Auge, etwa ein Kalbsauge, unter Wasser betrachtet. Dieser Versuch beweist, daß dioptrische Einrichtungen der Erscheinung zu Grunde liegen. Soviel wurde mir klar, mehr leider nicht.

Die Frage: warum ist die Pupille schwarz, scheint so nahe zu liegen, daß man meinen sollte, sie müsse sich der Forschung frühe schon aufgedrängt haben. Zu meiner Ueberraschung fand ich sie nirgends aufgestellt. Die schwarze Farbe der Pupille erschien so selbstverständlich, daß sogar der Versuch von Mery unbeachtet geblieben war. — Es wiederholte sich eine gemeine Erfahrung. Der Mensch fragt eher nach dem Grunde der fernsten und der letzten Dinge, als nach der Ursache der nächsten. Die Erschaffung und der Untergang der Welt beschäftigten die Menschheit Jahrtausende lang und Kosmogonien wurden ersonnen und der jüngste Tag beschrieben, ehe sie die Fragen aufwarf, warum der Apfel zur Erde fällt und der Pendel schwingt.

Erst wenn solche, anscheinend einfache Fragen über den Grund „selbstverständlicher" Dinge aufgestellt werden, erkennt man bei ernstlicher Prüfung ihre schwierige und verwickelte Natur. Es gilt, sie in ihre Teile zu zerlegen und zu ermitteln, wie das Ganze aus ihnen entsteht. Dabei kann es geschehen, daß alle Punkte bis auf einen einzigen klar gelegt werden, und dieser einzige ist gerade der Angelpunkt. Bleibt er dunkel, so ist alle auf die Forschung verwandte Arbeit vergeblich. — So ist es mir ergangen.

Donders, der berühmte Physiolog in Utrecht, dem die gesamte Wissenschaft vom Auge so viel verdankt, veranlaßte seinen Schüler van Tright, die Geschichte des Augenspiegels bis zum Jahre 1854 zu schreiben; Dr. Schauenburg hat die Schrift ins Deutsche übersetzt

Digitized by Google

(Lahr, 1854). Sie erkennt mir ein doppeltes Verdienst zu. Ich hätte, erzählt sie, als der erste die Frage aufgeworfen und richtig formuliert, warum das innere Auge dunkel erscheine, und ich hätte gleichfalls zuerst mich bemüht, aus Merys Versuchen Nutzen für die Praxis zu ziehen. In der That machte ich den ersten Versuch, einen Augenspiegel zu konstruieren. Es gereicht mir noch heute zur größten Freude, als Student zuerst die Bedeutung eines Problems erkannt zu haben, das freilich nur das Genie eines Helmholtz zu lösen vermochte. Ich gab meine Abhandlung vor meinem Abgang von der Universität an Ostern 1845 heraus. Sie führt den Titel: „Die Farbenerscheinungen im Grunde des menschlichen Auges. Heidelberg, Karl Groos," 1845. Ich beschrieb darin den Augenspiegel, den ich konstruiert hatte, und sagte den Nutzen vorher, den es haben müsse, wann es gelänge, den Augengrund sichtbar zu machen.

Mit meinem Augenspiegel erging es mir, wie dem bekannten spanischen Edelmann mit seiner Stute. Es war die beste in dem Reiche Karls V, worin die Sonne niemals unterging. Das herrliche Tier hatte nur einen Fehler, man konnte auf ihm nicht reiten, es war tot. Mein Augenspiegel war der beste der Welt, denn es gab nur einen, den meinigen, aber er hatte den Fehler, man konnte damit nicht sehen.

Die Fakultät erteilte mir den Preis. Nach damaligem Brauche wurden die Preisträger zum Festmahle der Universität geladen und von ihren Fakultätsdekanen bewirtet. Ich saß zur Rechten Tiedemanns; er war liebreich gegen mich, wie ein Vater, mein eigener konnte kaum zärtlicher sein.

Das Urteil der Fakultät war lateinisch abgefaßt. Auch meine Abhandlung hatte ich in lateinischer Sprache vorlegen müssen, doch legte ich der lateinischen Uebersetzung die deutsche Urschrift in einem besondern Hefte bei. Der Fürwitz trieb mich, an dem lateinischen Hefte — es hatte Schreibbogenformat, wie auch das deutsche — einige Blätter an den Ecken, je zwei zusammen, einzubiegen; ich wollte sehen, ob das lateinische gelesen würde, wie ohne Zweifel das deutsche. Als ich beide zurückerhielt, waren die lateinischen Blätter noch immer fest an den Ecken verbunden, die deutschen gelöst.

Ich gebe das Urteil der Fakultät wortgetreu wieder: „Non

Digitized by

dolet ordo, unam tantummodo commentationem traditam esse. Auctor enim hujus commentationis ea, quae ad quaestionem referenda sunt, eximia eruditione tractavit, praeclara sagacitate disjudicavit, experimentis ab ipso institutis auxit et laudata diatribe ita omne tulit punctum, ut fere nihil relictum esse videatur. Quare commentationem praemio ornandam esse uno ore censuit ordo medicorum. — Tiedemann, h. t. Decanus.

Die Fakultät überschüttete demnach meine Abhandlung mit Lob. Nach ihrem einstimmigen Urteil sollte ich die Frage mit solchem Aufwand von Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Versuchen bearbeitet haben, daß fast jeder Punkt erschöpfend behandelt worden sei; ich wußte es besser, als die Fakultät: gerade an dem Angelpunkte war ich gescheitert. Der Schlüssel des Geheimnisses steckte in der Optik, meine Kenntnisse reichten nicht aus; ich ging zu Professor Jolly, dem Physiker, ob er mir nicht helfen könne. Er fragte mich, ob denn die Sache so wichtig wäre. So wichtig, erwiderte ich, daß die Erfindung des Instruments, das mich beschäftigt, eine neue Augenheilkunde schaffen wird. Ich verstand nicht, ihm die Sache deutlich zu machen. Er riet mir, polarisiertes Licht zu versuchen. Was sollte mir das helfen? Ich ließ die Versuche liegen, denn das Examen stand vor der Thüre.

Einst klagte ich Helmholtz, wie es mir ergangen sei. Er tröstete mich. Brücke, der berühmte Physiologe, dem seine Versuche über das Augenleuchten die praktische Bedeutung dieser Frage so nahe gelegt hatten, war daran vorbeigegangen, und der geniale Gräfe hatte sich, wie mir Helmholtz erzählte, mit dem Problem des Augenspiegels vergebens beschäftigt. — Eins hatte ich doch erreicht, meinem Vater hatte ich einige glückliche Stunden bereitet.

Digitized

Poliklinische Lehrzeit.

Nachdem ich ein Jahr lang klinischer Praktikant gewesen, rückte ich zum poliklinischen vor und erhielt als solcher das Stadtviertel am Schloßberg zugeteilt. — Wie schon erwähnt, stand die Poliklinik unter Puchelts Leitung, aber die poliklinischen Praktikanten durften innerhalb weiter Grenzen selbständig handeln; in schwierigen Fällen beriet man einen der älteren Praktikanten oder den Assistenzarzt Dr. Höfle. Unerschrocken kurierten wir drauf los, bange Zweifel und Sorgen störten unsere Nachtruhe nicht; je unerfahrener der Anfänger, desto weniger fürchtet er die Schlingen und Fallen, die dem Arzte allenthalben gelegt sind. — „Als ich jung war," seufzte Peter Frank, einer der erfahrensten Aerzte aller Zeiten, „fürchteten die Kranken mich, jetzt, da ich grau geworden bin, fürchte ich die Kranken."

An einem schönen Dezembertag 1843 war mein Vater nach Heidelberg gekommen und wollte die Aussicht vom Schlosse genießen. Wir stiegen den alten Fahrweg hinauf — der neue wurde erst 30 Jahre später angelegt — und mit Selbstgefühl wies ich auf die Hütten und Häuser rechts und links. „Seit kurzem," erzählte ich ihm, „besorge ich die Kranken dieses Stadtviertels als wohlbestellter Poliklinikus. Frei nach Schiller darf ich singen:

„Dies alles ist mir unterthänig,
Ich ordiniere hier nicht wenig,
Gestehe, daß ich glücklich bin!"

„Du ordinierst hoffentlich nicht allein." — „Ganz allein," erwiderte

Digitized by

ich stolz. — „Und du fürchtest dich nicht?“ „Vor wem sollte ich mich fürchten. Kein Mensch thut mir etwas.“ — „Aber du den Menschen. O Gott, deine arme Kranken!“ — Aergerlich rief ich aus: „Drei Wochen schon bin ich der Bergarzt und es ist mir noch niemand gestorben.“ — „Das wird schon kommen,“ warnte er.

Mein Ruf verbreitete sich rasch. Nach einigen Wochen drang er schon über die Neckarbrücke. Ein Bote kam von Neuenheim: „Der Herr Doktor möchten recht bald den alten Jakob besuchen.“ — Wie mir dies wohlthat! Der höfliche Pfälzer würdigte mich des Doktortitels und des Pluralis majestatis. Ich versprach zu kommen. Zwar hatten die Neuenheimer keinen Anspruch auf meine poliklinische Behandlung, aber mit dem alten Jakob mußte ich eine Ausnahme machen. War er doch einst in besseren Zeiten der Kneipwirt der Curonia gewesen, des Korps der Kurländer, als er noch die Schenke zum Steinbruch an der Neuenheimer Landstraße besessen hatte. Das Korps und die Schenke waren eingegangen, der Alte bewohnte jetzt ein Häuschen an der Ziegelhäuser Landstraße.

Ich fand den Jakob im Bette und stellte die Diagnose „Pneumonia notha“, zu deutsch, „unechte Lungenentzündung.“ — Die Bezeichnung ist nicht mehr gebräuchlich, weil sie lächerlich ist; mit demselben Rechte könnte man eine Stecknadel eine unechte Nähnadel nennen; wir bezeichnen die Krankheit heute als „Bronchitis capillaris acuta“ und verstehen darunter eine Entzündung der feinsten Bronchien oder Luftröhrenäste; sie ist ein gefährliches Ding, besonders für alte Leute mit abgenützten Lungen. Es stand schlimm um den Alten, aber ich vertraute auf Hufelands „Euchiridon medicum, das Vermächtnis 50jähriger Erfahrung“ eines großen Meisters, das benützteste Handbuch der Heilkunde jener Zeit. Zur Vorbereitung auf die poliklinische Praxis hatte ich es in den Ferien durchstudiert. Darin standen in Reih und Glied die Krankheiten mit ihrem Signalement und dahinter gute Rezepte, sie zu kurieren. Ich verordnete dem Alten Senega und Goldschwefel, verhieß ihm Genesung und that noch ein Uebriges zu Hause, indem ich den „kleinen Sobernheim“ zu Rate zog, das beliebteste Handbuch der Arzneimittellehre bei uns Kliniziſten. Es gab außerdem einen „großen Sobernheim“, ein „Handbuch der praktischen

Arzneimittellehre in tabellarischer Form, 4, 2 Teile," 1836. Ueberhaupt war kein Mangel an „pharmakodynamischer" Litteratur. Das Erstaunlichste an zügellosen Phantasieen leistete der Königsberger Kliniker Ludwig Wilhelm Sachs in den drei dicken Bänden des „Handwörterbuchs der praktischen Arzneimittellehre", das er mit Fr. Phil. Dulk 1837—39 herausgab. Mein Vater besaß das Buch, ich habe es längst als Kuriosum an eine Bibliothek verschenkt.

Bei meinem zweiten Besuche tags darauf lobte Jakob meine Mittel, doch weniger sein Befinden. Er bat um kräftigere Arzneien zur Stärkung seiner Lebensgeister. Ich gab ihm China, Kampfer und Benzoe und riet zu altem Wein, der besten Arznei für alte Schenkwirte. Diesmal konnte es nicht fehlen, hatte ich ihm doch die besten Tonica, Excitantia und Expectorantia ausgesucht.

Leider befiel mich in der Nacht eine heftige Mandelentzündung, die mich einige Tage an Bett und Haus fesselte. Da ich keine Nachrichten mehr aus Neuenheim erhalten hatte, mußte mein Kranker genesen sein. Mein erster Gang galt ihm. Ich betrat das Häuschen und das Zimmer, worin er gelegen hatte. Sein Bett war leer. Eine Frau in tiefer Trauer begrüßte mich: „Herr Doktor, Sie suchen den Jakob. Er ist bald nach Ihrem letzten Besuche, mitten in der Nacht, aus diesem irdischen Leben geschieden. Gestern haben wir ihn beerdigt. Ihre Arzneien haben ihm bis zur letzten Stunde gut gethan."

Was hatte mein Vater gesagt? „Es wird schon kommen!" — Mein erster Patient hatte das Zeitliche gesegnet.

Betrübt wandelte ich über die Brücke nach Hause. Zum Glück tröstet die Jugend sich rasch. Mir fiel eine Geschichte ein, die sich nach meines Freundes Karl Wieland Erzählung in der Schlierbacher Poliklinik zugetragen hatte, sie war weit ärgerlicher für den Praktikanten als die meinige. Der Praktikant in Schlierbach, ein medizinischer Bramarbas, eilte eines Tags mit wichtiger Miene durch das Karlsthor zu seinen Kranken, da wurde er durch einen Leichenzug aufgehalten; zwei Särge kamen hinter einander mit Geistlichen und Leidtragenden. Er stellte an den Letzten im Zuge die Frage, was das bedeute? — „Ei, Herr Doktor, das sind ja die beiden Patienten, die Sie behandelt haben." — Wütend entgegnete er: „Ei was? ich habe ja drei behandelt!"

ed by Google

Fünftes Buch.

Vor und nach der mediziniſchen Staatsprüfung.

Kaum war als Arzt ich approbiert,
Mit beſter Note ausſtaffiert,
So ſchüttelt mich das Fieber ernſt:
„Nun ſorge, Kerl, daß du was lernſt!“

Die Vorbereitung zur Prüfung.

Trüb gestimmt hielt ich an Ostern 1845 mein Abgangszeugnis von der Universität in der Hand, die schönen Tage in Heidelberg waren zu Ende, ich war Philister und mußte nach Wiesloch ziehen. Mein Vater wollte nicht länger einsam seine alten Tage an den Ufern der Leimbach vertrauern und hieß die Familie zu ihm zurückkehren.

Mein erster Gang in dem Städtchen galt meinem Freunde Bronner, auch er war als Prüfungskandidat zu den Wieslocher Penaten heimgekehrt. Wir besprachen unsere Lage ernstlich und gestanden uns aufrichtig, daß wir viele kostbare Zeit mit kommersieren und reformieren vergeudet hatten, unser Wissen war eitel Stückwerk und voller Löcher zum Durchfallen. Leider half uns die Reue zu nichts; statt Buße zu thun in Sack und Asche, war es klüger, uns ruhig unter den Büchern einzuspinnen und das Versäumte nachzuholen. Wir nahmen den Kalender und berechneten genau, wieviele Tage oder Wochen wir für jedes einzelne Prüfungsfach und für alle zusammen zum einstudieren nötig hätten; es ergab sich das unerwartete Facit eines ganzen Jahrs, falls wir mit vollen Ehren bestehen wollten, denn die Zahl der vorgeschriebenen Fächer aus den Naturwissenschaften und der eigentlichen Medizin war Legion. Wir ließen uns jedoch nicht entmutigen und führten unser Vorhaben mit festem Beharren durch.

Da unsere elterlichen Wohnungen äußerst unruhig waren, bezogen wir stille Zimmer in einem Hause am Südende der Stadt mit dem Blick ins Freie. Hier studierten wir jeder für sich das Pensum nach dem festgesetzten Plane, machten uns bündige Auszüge zum

Digitized by Google

Memorieren und hörten einander das Gelernte täglich ab; auch repetierten wir in größeren Zwischenräumen das Wichtigste. — Diese Methode der Vorbereitung auf strenge Examina darf aufs beste empfohlen werden; nach Ablauf des Jahres konnten wir mit größter Gemütsruhe es wagen, in Karlsruhe vor dem Teufel zu paradieren — sein voller Name und Titel war Sigmund Teuffel, großherzoglich badischer Geheimer Rat, Direktor der Sanitätskommission, die dem Ministerium des Innern als oberste Sanitätsbehörde des Großherzogtums beigegeben war, und Vorstand der medizinischen Prüfungskommission.

Das Examenschifflein, das uns in den sichern Hafen der ärztlichen Praxis tragen sollte, war mit vielem, nach der glücklichen Landung alsbald unnützem Ballaste beladen. Es ist noch heute so, doch war es ehemals viel schlimmer damit bestellt, als heute, und ganz wird es sich niemals vermeiden lassen. Ist man in eigener Person einst mit all dem vorgeschriebenen Wissen glücklich durch die Klippen der alten Staatsprüfung gesegelt, so begreift man, warum Genies wie Skoda und Dieffenbach nach zuverlässigen Versicherungen an den Felsen gescheitert sind. Sie hatten den toten und an sich wertlosen Ballast verachtet und litten, zu leicht beladen, deshalb Schiffbruch. — Kleineren Geistern, die das gleiche Los traf, war das Mißgeschick der Genies Balsam für ihre Wunde, ja, fast mit Stolz wiesen sie auf ihre berühmten Schicksalsgenossen.

Digitized by Google

Der ärztliche Lizenzschein und das Doktordiplom.

Die oberste Sanitätsbehörde des Großherzogtums Baden war zugleich die ärztliche Prüfungsbehörde und hielt in Karlsruhe die Staatsprüfung ab, von deren Ausfall die „Lizenz", oder, wie heute die amtliche Bezeichnung lautet, die „Approbation" zur Ausübung der Heilkunst im badischen Lande abhing.

Nur der staatliche Lizenzschein berechtigte zur Praxis, das Doktordiplom der Fakultäten, auch der des eigenen Landes, gewährte das Recht dazu nicht. Die Promotion verlieh dem Mediziner nur den Schmuck des Doktortitels, mit dem das Publikum freigebigst auch die Heilgehilfen, bis zum Barbier herab, bedachte. Nur diejenigen, die sich an den Universitäten dem Lehrfach widmen wollten, waren genötigt zu promovieren. Obwohl der Lizenzschein schwieriger zu erwerben war, als das Doktordiplom, so beschränkte sich seine Bedeutung doch einzig auf die engen Grenzen des badischen Landes, im Auslande war er wertlos. Dort galt nur das Doktordiplom, namentlich gereichte das Heidelberger auch in fernen Weltteilen seinen Besitzern zu besonderer Empfehlung. — Die alten Herren der Fakultät waren auf das Karlsruher Staatsexamen nicht gut zu sprechen und ich selbst hörte Tiedemann sagen: „Das Heidelberger Doktordiplom wird allenthalben respektiert, nur nicht in der Türkei und im Großherzogtum Baden!"

Die Mehrzahl der badischen Aerzte begnügte sich mit dem staatlichen Lizenzschein und verzichteten auf das Diplom der Fakultät, nicht weil sie es gering schätzten, sondern der Kosten halber. Das

medizinische Studium war von allen das kostspieligste, das Staatsexamen verursachte einen weiteren Aufwand durch den mehrwöchentlichen Aufenthalt in Karlsruhe und die Erlegung der Prüfungstaxe; sie betrug 114 fl. 30 Kr. Auch mußte nach der Prüfung der junge Arzt sich zahlreiche, teure Instrumente anschaffen, und viele gingen zu ihrer weiteren Ausbildung noch an größere Hospitäler.

Auch ich unterließ es zu promovieren, obwohl mein väterlicher Freund Naegele mir dringend dazu geraten hatte. Das Heidelberger Diplom sei in den fernsten Ländern angesehen, wo nicht einmal der Name des Großherzogtums Baden bekannt sei; ich könne nicht voraussehen, welches Los mir die Zukunft bringe. Leider mußte ich ihm erklären, daß ich meinem Vater nach den großen Opfern, die er mir bereits gebracht hätte, keine weiteren zumuten dürfe. Er kam von da an nicht mehr auf die Sache zu sprechen. Nachdem ich aber die Preisfrage der Fakultät mit Auszeichnung gelöst hatte, stellte er, ohne mir vorher ein Wort davon zu sagen, in einer ihrer Sitzungen den Antrag, sie möge mich auf Grund meiner Abhandlung gratis zum Examen pro gradu zulassen. Gegen Erwarten drang er nicht durch. Eine Minderheit war dagegen; darunter befand sich Henle, der seine radikale Seite herauskehrte und das Doktordiplom für einen alten Zopf erklärte, den man den jungen Leuten nicht ohne Not anheften solle.

Diese, nahe an Verachtung streifende, Geringschätzung der Promotion hatte Naegele arg verdrossen. Er sah in dem Heidelberger Doktortitel eine besondere Auszeichnung. Die Fakultät hatte bei den Promotionen auf gute Dissertationen strenge geachtet, und darin beruhte zum großen Teil das Ansehen, worin die Graduierten der Heidelberger Fakultät standen. Namentlich hielt Naegele seine Schüler zu guten Dissertationen an und viele dieser Abhandlungen werden noch heute citiert und geschätzt. Tief gekränkt verriet mir mein Gönner den Vorgang, den er hätte verschweigen sollen. — Henle mag für seine Ablehnung gute Gründe gehabt haben, mit dem Grund aber, den er vorbrachte, kann es ihm nicht ernst gewesen sein, denn er hat noch 40 Jahre lang in Heidelberg und Göttingen Doktorzöpfe angeheftet.

Digitized by

Die badiſche Staatsprüfung.

Die alte badiſche Prüfungsordnung, wonach wir uns 1846 richten mußten, kannte noch keine beſondere Vorprüfung in Anatomie, Phyſiologie und Naturwiſſenſchaften, wie ſie heute im deutſchen Reiche beſteht, ſeit die norddeutſche Prüfungsordnung 1873 für das ganze Reich eingeführt worden iſt. Jedoch muß ich bemerken, daß die badiſche Sanitätskommiſſion ſchon im Juni 1858 die alte Ordnung revidiert und eine beſondere Vorprüfung für die genannten Fächer eingerichtet hatte. Für dieſe zog ſie die Profeſſoren der badiſchen Hochſchulen bei, nur in den eigentlich mediziniſchen behielt ſie ſich auch ferner die Prüfung vor.

Nach der alten Einrichtung zerfiel die Staatsprüfung in drei aufeinander folgende Abſchnitte: einen erſten für die innere Medizin mit Einſchluß der Anatomie, Phyſiologie und Naturwiſſenſchaften, einen zweiten für die Chirurgie und Augenheilkunde, einen dritten für die Geburtshilfe. Es war den Kandidaten geſtattet, jeden dieſer Abſchnitte für ſich zu erledigen und demgemäß erteilte ihnen der ſtaatliche „Lizenzſchein“ das Recht, in jedem der drei Fächer geſondert im badiſchen Lande die Heilkunſt auszuüben, als innerer Arzt, Wund- oder Hebarzt. Es gab Aerzte, die nur als innere, oder nur als Chirurgen, ja ſogar nur als Geburtshelfer praktizieren durften. In Freiburg war z. B. ein geſchätzter Hebarzt, der mit mir die geburtshilfliche Staatsprüfung abſolviert hatte und nie eine andere machte, er war ſozuſagen eine männliche Hebamme. — Spezialiſten im heutigen Sinne, Augen- und Ohrenärzte, Naſen- und Kehlkopfärzte, gab es nicht.

Es wurden jährlich zwei Prüfungstermine ausgeſchrieben, der eine im Frühjahr, der andre im Herbſt. Die Prüfung war ganz überwiegend ſchriftlich, nur am Ende jeden Abſchnittes kam eine kurze mündliche in einigen Abendſtunden hinzu. Da ſie im Ganzen mit den An- und Abmeldungen bei den Herrn Examinatoren gegen vier Wochen in Anſpruch nahm, war ſie des vielen und langen Sitzens wegen ſehr angreifend, wir folgten deshab dem Beiſpiel der Mehrzahl und abſolvierten im Frühjahr die Medizin, die anſtrengendſte von den dreien, im gleichen Termine die Geburtshilfe, und erſt im Herbſte die Chirurgie. — Den Mai und den Sommer verbrachten wir in Heidelberg, wo Bronner bei Naegele als Aſſiſtent eintrat, und ich im Laufe des Semeſters an Pfeufers Klinik Aſſiſtent wurde. — Ich trieb hauptſächlich chirurgiſche Studien und beſuchte regelmäßig die Klinik von Chelius, worin ſein Sohn Franz, heimgekehrt von längeren Reiſen im Ausland, viel und glänzend operierte.

An Oſtern 1846 hatte die badiſche Prüfungsbehörde eine wichtige Aenderung des bisherigen Verfahrens ins Werk geſetzt; zum erſtenmal wurden die Kandidaten zu einer, allerdings ſehr unvollkommenen, kliniſchen Prüfung in Medizin und Chirurgie an das Krankenbett geführt. Sie geſchah im ſtädtiſchen Hoſpital durch den ſehr geſchätzten Doktor Molitor, der uns gnädig behandelte; ſie nahm für den einzelnen Kandidaten kaum eine halbe Stunde in Anſpruch. Dazu wurde die Morgenſtunde von 8—9 verwendet, vor dem Beginn der ſchriftlichen Prüfung, die im mediziniſchen Abſchnitt faſt den ganzen übrigen Tag, mit Ausnahme der Mittagsſtunden von 12—2, bis abends 8 Uhr währte. In dieſem, nahezu 2 Wochen dauernden Abſchnitt allein wurden nicht weniger als 35 Aufgaben zur ſchriftlichen Bearbeitung geſtellt, für die meiſten wurde zwei Stunden Arbeitszeit gewährt. — In der chirurgiſchen Prüfung und mehr noch in der geburtshilflichen, die nur 5 Tage erforderte, minderten ſich die Anſprüche der Kommiſſion an das Sitzfleiſch der Kandidaten beträchtlich. — Die ſchriftlichen Prüfungen wurden in einem Saale des Lyceums unter der wechſelnden Aufſicht der Kommiſſäre vorgenommen, wir ſaßen jeder an einem beſondern Schreibtiſch, behandelten alle ſtets dasſelbe Penſum und ſchrieben drauf los, daß uns die Nägel brannten. Mein Freund Bronner wurde

Digitized by

eines Abends von dem vielen Schreiben so nervös, daß er plötzlich aufbrach, die angefangene leichte anatomische Aufgabe — Beschreibung des Magens — liegen ließ und davonging mit der Versicherung, er werde in diese Torturschreibanstalt nicht mehr zurückkehren. Ein Gang in freier Luft brachte ihn wieder in Ordnung.

Einen oder den andern Leser interessiert es vielleicht zu erfahren, aus welchen wissenschaftlichen Fächern uns die schriftlichen Fragen vorgelegt wurden, doch wird es genügen, die aus dem ersten Prüfungsabschnitt anzuführen. Die Fächer waren folgende: Zoologie und vergleichende Anatomie; allgemeine, spezielle und pharmazeutische Botanik; Mineralogie; allgemeine, physiologisch-pathologische, pharmazeutische, gerichtlich-medizinische und medizinisch-polizeiliche Chemie; allgemeine, spezielle und pathologische Anatomie; Physiologie; allgemeine und spezielle Pathologie und Therapie; Semiotik, Materia medica, Rezeptierkunst und Droguenlehre; Geschichte der Medizin; Medicina forensis mit Abfassung eines gerichtlichen Gutachtens auf der Grundlage von uns eingehändigten Akten; medizinische Polizei (sie entsprach ungefähr der heutigen öffentlichen Hygiene); endlich Tierarzneikunde. — Mußte da nicht dem Kandidaten auf dem Schreibstuhl zuletzt das bekannte Mühlrad im Kopfe herumgehn?

Ein heiterer Vorfall in jenem Examen belehrt über den Wert solcher fast ausschließlich schriftlichen Prüfungen.

Examinator in Botanik war der Professor dieses Fachs am Karlsruher Polytechnikum, der berühmte nachmalige Berliner Professor Alexander Braun, der einzige Nichtmediziner, den die Prüfungskommission aufgenommen hatte, nachdem der Arzt und Naturforscher Christian Gmelin, Brauns Lehrer und-Verfasser einer großen Flora badensis-alsatica, 1837 aus der Sanitätskommission und dem Leben zugleich geschieden war. — Auf botanische Kenntnisse legte die alte Prüfungsordnung großen Wert. Es wurde nicht nur die Beantwortung von drei schriftlichen Fragen aus diesem Gebiete verlangt, der Examinator mußte auch in der mündlichen Schlußprüfung dem Kandidaten den Puls fühlen. Diese Prüfung wurde in dem Sitzungszimmer der Sanitätskommission im Ministerium des Innern vor der Gesamtheit der Examinatoren abgehalten. Es wurden hier lebende Pflanzen,

Digitized by Google

Mineralien, Droguen, chemiſche Präparate, anatomiſche Bilder und wichtige Inſtrumente vorgelegt und Fragen daran geknüpft.

Eine der drei ſchriftlichen botaniſchen Aufgaben hatte eine Beſchreibung der Pflanzenfamilie der Kreuzblütler oder Cruciferen verlangt mit Aufzählung der Arznei- und Küchengewächſe, die ihr in großer Zahl angehören. Am Tage bevor ſie uns zur Bearbeitung übergeben wurde, war ſie durch Zufall zu unſrer Kenntnis gekommen. Es war nun ganz erſtaunlich, wie die ſämtlichen Kandidaten über Nacht die gewiegteſten Cruciferenkenner wurden und ausgezeichnete Abhandlungen über dieſe nützliche Pflanzenfamilie lieferten.

Einer der Kandidaten war badiſcher Unterthan, ſein Vater aber lebte in Leipzig, deshalb war der Sohn dort aufgewachſen und ein Schüler der Leipziger Univerſität geworden. Er wollte jedoch in Baden die Heilkunſt ausüben und machte deshalb ſeine Prüfung in Karlsruhe; ſeine mediziniſchen Kenntniſſe waren gut, er iſt ein beſchäftigter Arzt geworden, in der Botanik aber war er ein gräulicher Stümper. — Wir gingen zuſammen in die mündliche Schlußprüfung des mediziniſchen Abſchnitts und er verhehlte mir unterwegs ſeine Beſorgniſſe nicht. „Es thut mir leid um unſern Examinator, den Profeſſor Braun," ſagte er mir vertraulich, „er ſoll ein liebenswürdiger Herr ſein; ich habe ihm ſicherlich durch eine gediegene Arbeit über die Cruciferen viele Freude bereitet, aber ich fürchte, ihn heute zu betrüben, denn aus dieſer intereſſanten Familie kenne ich — aufrichtig ſei es geſtanden — nur zwei, von mir ſehr geſchätzte Kräuter: den Blumenkohl und das Sauerkraut." — Er ſah mich dabei wehmütig an und vergeblich ſuchte ich ihn zu tröſten.

Etwas geſpannt harrte ich auf den Augenblick, wo Braun unſern Kollegen einlud, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Mit freundlicher Miene überreichte er ihm einen prächtigen Stock blühenden Löwenzahns mit Wurzeln und Blättern, Linnes Leontodon Taraxacum. Unter dem Namen „wilde Cichorie", im Elſaß als „Pisse-en-lit", kommen ihre gelben Schoße im Frühjahr auf den Markt und dienen zu einem geſunden Salat oder Gemüſe. Unſer Freund erkannte das Kraut ſofort und rief auf die Frage, wie es heiße, vergnügt: „Es iſt Salat!" — Braun lachte: „Ei, das iſt nicht übel! Gewiß kennen

Digitized by

Sie auch die Pflanze, die ich Ihnen jetzt einhändige.“ — Es war eine fußhoch aufgeſchoſſene blühende Staude der Fedia olitoria, die mit den erſten Strahlen der Frühlingsſonne wie ein grünes Röschen auf den Ackerfeldern zu Tage kommt und von den Alemannen poetiſch „Sonnenwirbele“, von den Köchinnen proſaiſch Feldſalat genannt wird. — Der Kandidat gab ſie nach kurzem Betrachten an Braun mit den Worten zurück: „Dieſes Kraut iſt mir unbekannt!“ — „Aber, Herr Kandidat,“ meinte Braun, „als guter Salatkenner ſollten Sie doch auch den Feldſalat kennen!“ — „Herr Profeſſor,“ entgegnete jener gekränkt, „dieſes Kraut eſſen wir in Leipzig nicht.“

Ich muß den Herren Examinatoren nachrühmen, daß ſie alle, bis auf zwei, geſchickt und mit guter Auswahl der Fragen prüften, weder zu ſcharf noch zu oberflächlich. Dies Lob verdiente auch der ſo gefürchtete Teuffel. Er prüfte in der Arzneimittellehre, die ſich gerade auf den phyſiologiſchen Boden zu ſtellen begann. Ich hatte mir für das Staatsexamen das Handbuch der Heilmittellehre des ſkeptiſchen Oeſterlein, das ein Jahr vorher in erſter Auflage erſchienen war, zum Studium erwählt und eingeprägt. Teuffel prüfte mich eingehend nach wohlerwogenem Plan über die ſchweißtreibenden Heilmittel; ich zählte ſie ſämtlich mit Einſchluß des Aderlaſſes, der Brechmittel u. ſ. w. vollzählig auf, ſo viele ihrer eben damals bekannt waren — es waren lange nicht ſo viele, als es heute giebt —, vergaß auch zum Schluſſe die Linden- und Holderblüten nicht. Er nickte zufrieden und wollte nur noch wiſſen, welche von dieſen Blüten am ſtärkſten Schweiß treibe. Da juckte es mich unwiderſtehlich, den Teufel zu necken und ich meinte, ſie wirkten im Aufguß mit gleicher Stärke, wenn ſie gleich heiß getrunken würden. Mit väterlicher Miene wies er mich zurecht, meine Vermutung widerſpreche ſeiner langen Erfahrung, die flores sambuci überträfen die flores tiliae bei weitem an diaphoretiſcher Kraft.

Der Medizinalrat W. L. Kölreuter, in früheren Jahren als Balneologe angeſehen, nunmehr aber veraltet und überdies faſt taub, prüfte noch immer in Chemie und Pharmakognoſie. Er legte einem Kandidaten im mündlichen Examen eine kriſtalliniſche kleine Stange von Cyanqueckſilber zum Beſtimmen vor und ließ den verlegenen

jungen Mann ſo lange an dem heftigen Gifte mit der Zunge prüfen, daß die Kommiſſion in Aufregung geriet und endlich einer der Herrn dem gefährdeten Kandidaten zurief: „Hören Sie doch auf, zu lecken, es iſt ja Cyanqueckſilber!“ — Erfreut rief dieſer nun Kölreuter zu: „Es iſt Cyanqueckſilber!“ womit der Examinator ſich befriedigt erklärte.

Auffallend unwiſſend war der Kommiſſär der anatomiſchen Fächer, obwohl er noch in jungen Jahren ſtand. Am ſchlimmſten ſah es aus mit ſeinen mikroſkopiſchen Kenntniſſen. Er hatte uns unter andern ſchriftlichen Aufgaben auch die erteilt, die topographiſche und pathologiſche Anatomie der Achſelhöhle zu behandeln. Ich ließ mein ſchwaches mikroſkopiſches Licht leuchten und beſchrieb bei Erwähnung der Neubildungen die geſchwänzten und ungeſchwänzten Krebszellen, über die damals viel verhandelt wurde, zeichnete ſie auch ſtark vergrößert auf das Papier. Bald hernach hielt er mich auf der Straße an, lobte meinen Aufſatz und erzählte mir: „Auch ich habe kürzlich mit den Zellen, die Sie beſchrieben, Bekanntſchaft gemacht. Ich ſchnitt geſchwollene Drüſen aus der Achſelhöhle einer Frau und ſah Krebszellen darin ſo groß wie Haſelnüſſe.“

Digitized by Google

Die Verlobung.

Sobald ich im Besitze des ärztlichen Lizenzscheines war, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als mich zu verloben. Ich will den sonnigsten Lenztag meines zur Neige gehenden Lebens beschreiben und süßen Trank aus dem bitteren Kelche der Erinnerung schlürfen.

Unverdrossen hatten mein Freund und ich durch den ganzen Sommer 1845 unser tägliches Pensum studiert, der Herbst war gekommen, die Rebhügel schmückten sich mit buntfarbigem Laub und dazwischen leuchteten die goldnen und schwarzblauen Trauben hervor. Mit einemmale ließ der Fleiß des Freundes nach, er lief schon vormittags aus der Klause und kam erst abends zurück. Unwillig mahnte ich ihn an unser Gelöbnis beharrlicher Treue, die wir den Büchern geschworen, er aber lachte, unsre letzten Studien über die Skelette der Wirbeltiere hätten ihm eine kleine Erholung dringend nötig gemacht. Glücklicherweise habe seine Schwester — ein hübsches Kind von 16 Jahren — Besuch von drei Pensionsfreundinnen erhalten, in deren munterer Gesellschaft er sich bereits besser fühle. Ich möge darum Nachsicht üben, schon in den nächsten Tagen flögen die reizenden Vögelchen davon, er verspreche dann durch verdoppelten Fleiß das Versäumte einzuholen.

Trotz meines Kopfschüttelns eilte er fort, kam jedoch gegen Abend früher als in den letzten Tagen zurück, um mich zu einem Spaziergang aufzufordern. Wir gingen ein halbes Stündchen und kamen auf dem Rückweg an einem Rebgarten seines Vaters vorbei. Hier machte er Halt und lud mich ein, in dem Garten die Trauben

Digitized

zu koſten. Arglos folgte ich ihm und traf da ſeine Schweſter im Kreiſe ihrer Freundinnen. Sie ſchnitten Trauben und unterhielten ſich dabei, wie es im Rebherbſt Brauch iſt, mit Feuerwerk. Eine allerliebſte Kleine ließ gerade ein Sprühteufelchen auffliegen. Das Feuer und der Knall ängſtigten ſie nicht und die Tapferkeit ſtand ihr ungemein anmutig. Die Rakete zündete; kaum war ſie aufgeflogen, ſtand ich in Flammen.

Wir gingen nach dem Städtchen zurück und Eduards Schweſter lud mich ein, das Abendbrot mit der Geſellſchaft im Bronnerſchen Hauſe zu teilen. Ich folgte willig. Man ſpeiſte und ſcherzte, ich war ſtille. Ein ſeltſames Fieber hatte mich befallen, von dem ich weder bei Puchelt, noch bei Pfeufer gehört, — es nahm mir die Eßluſt, ich brachte nur wenige Biſſen über die Lippen. — Heiße Liebe kann nicht ſchmauſen. Wer ſich in Klagen ergeht, daß ihn das Sehnen und Grämen um die Dame ſeines Herzens verzehre, und die Teller dabei wie ein Dreſcher leert, belügt ſich ſelbſt oder will die andern täuſchen.

Erſt in ſpäter Stunde ging ich in meine Wohnung zurück. Der Schlaf, der mir ſonſt ein treuer Freund war, floh mich heute. Unruhig warf ich mich auf meinem Lager hin und her. Sprühteufelchen blitzten durch das dunkle Zimmer und das liebliche Geſicht der Feuerwerkerin tauchte vor mir auf und nieder. Erſt gegen Morgen ſchlief ich ein.

Erwacht litt es mich nicht zu Hauſe, es zog mich unwiderſtehlich zur Apotheke. Es war, als ob mir am Abend zuvor der Proviſor einen Zaubertrank heimlich unter den Wein gemiſcht hätte. Mit Schrecken ſah ich vor der Steintreppe des Hauſes den Omnibus halten, der den Bahndienſt beſorgte. Es war ein gefürchtetes Fuhrwerk, das die Reiſenden wohlgerüttelt an den Bahnhof brachte, der eine halbe Stunde vor der Stadt liegt. Die Sage ging, daß dieſer Wagen am jüngſten Tage die hartgeſottenſten Sünder Wieslochs weich und bußfertig vor den Weltrichter bringen müſſe. — Mir ahnte Schlimmes. Sollte der Wagen im Begriff ſein, die hübſche Kleine zu entführen? Leider täuſchte ich mich nicht. Soeben kam ſie mit ihren Freundinnen Abſchied nehmend aus dem Hauſe und ſtieg die Treppe herab. Der

Digitized by

ſteife Poſtknecht Hannadel (Hans Adam), der ſteifſte der ganzen Pfalz, trieb zur Eile. Sie ſtieg ein und wollte auch ich einen Druck der zierlichen Hand haben, ſo mußte ich ohne Säumen mit einſteigen. Nun mochte es holpern und rumpeln, rütteln und ſchütteln, glückſelig fuhr ich mit an den Bahnhof.

Das Ziel war raſch erreicht, aber auch hier that Eile not und war es unmöglich, Abſchied zu nehmen. Der Zug war im Begriffe abzufahren. Die Billete konnten kaum hurtig genug gelöſt werden. Die Fahrt ging nur bis zur nächſten Station, bis Langenbrücken. Hier mußte die Kleine ausſteigen und im Poſtwagen die Fahrt fortſetzen nach dem Städtchen Sinsheim, von wo ſie erſt nach Hauſe, dem Dörfchen Treſchklingen an der württembergiſchen Grenze bei Heilbronn, abgeholt werden ſollte.

In Langenbrücken ſtand der Wagen, ein guter Omnibus mit einer vorderen Abteilung für zwei Perſonen, bereit. Mit raſchem Blick überſah ich die Lage. Auch hier fehlte die Zeit, um Abſchied zu nehmen, ich mußte ſchleunigſt den einen der Vorderplätze dem lieben Kinde ſichern und den andern mir, und mit nach Sinsheim reiſen. Gedacht, gethan! Nun ſaßen wir allein beiſammen, ſo meinten wir, aber unſichtbar war mit uns ein dritter Fahrgaſt eingeſtiegen, ein kleiner Hexenmeiſter mit Flügeln, Bogen und Köcher, er wob geſchickt ein unſichtbares Band um uns, ein Band, ſo feſt, daß es keine irdiſche Gewalt mehr zu löſen vermochte.

Unterwegs bei einem Halt redete der Schaffner meine Gefährtin als meine Frau an, er hielt uns für ein junges Ehepaar; ſie errötete, mir wurde es wunderbar zu Mute im heißen Vorgefühle unſäglichen künftigen Glücks.

Ehe wir es uns verſahen, waren wir in Sinsheim angelangt, — es mußte geſchieden ſein! Der Landauer ſtand bereit, der Luiſe Amande zu ihren Eltern heimholte, — nie traf der Name „Amanda“, die Liebenswürdige, beſſer zu. Der Vater, Theodor Wolf aus Hof im Voigtland, verwaltete als grundherrlicher Rentamtmann die Güter des Freiherrn von Gemmingen-Treſchklingen und die einiger ſeiner Vettern. Er war ein wackerer Mann und angeſehener Beamter, ſeine Gattin Regina Baunach die Enkelin des letzten regierenden Bürger-

Digitized by Google

meiſters der freien Reichsſtadt Wimpfen; ihre Ehe war mit ſechs Kindern geſegnet.

Der Wagen fuhr von dannen, betrübt ſah ich ihm nach, bis er den Augen entſchwand. Ich gelobte mir ſtill im Buſen: „Dieſe tapfere und heitere Kleine muß dir zu eigen werden, dein guter Kamerad auf der Fahrt durchs Leben!“ — Sie iſt es mir geworden, heiter und mutig in guter und ſchlimmer Zeit, wie ſie das wechſelnde Schickſal und das eherne Geſetz der unerbittlichen Natur über die Sterblichen verhängt.

Ich mußte in Sinsheim über Nacht bleiben. Noch ehe die Sonne aufging, verließ ich mein Lager und wanderte durch das Elſenzthal bis Hoffenheim und von da über die Hügel nach Wiesloch. Auf dem letzten Teile des Wegs durch die Wieſen ſah ich meinen Vater mit ſeinen langen Praxisſchritten gegen mich heraneilen. Er hatte ſich wie immer früh auf den Weg gemacht und war verwundert, mir hier zu begegnen. Ich erklärte ihm, daß ich tags zuvor eine junge Freundin der Bronnerſchen Familie nach Sinsheim begleitet hätte. Er verlor kein Wort und ging ruhig weiter.

Eine Lektion bei der alten Frau Doktorin.

Mein Freund Bronner hatte als Heidelberger Lyceiſt und Student in der Sandgaſſe bei der Witwe eines Arztes gewohnt, die alte Frau Doktorin genannt. Ihr Mann, Dr. Ottendorf, war jung von dem Typhus hingerafft worden, der nach dem ruſſiſchen Feldzug die Rheinlande verheerte. Da ſie unbemittelt war und ihre beiden Kinder gut erziehen wollte, mietete ſie ein Haus und gab Studenten Koſt und Wohnung. Bronner war ihr in liebevoller Verehrung ergeben, mietete ſich nach dem mediziniſchen Examen im Frühjahr 1846 aufs neue für das Sommerhalbjahr bei ihr ein und beſtimmte mich, gleichfalls bei ihr zu wohnen, bis ich als Aſſiſtenzarzt der Pfeuferſchen Klinik im akademiſchen Krankenhauſe einziehen konnte.

Mit uns ſpeiſte bei der alten Frau Doktorin ungefähr ein Dutzend junger Leute, die Mediziner Moleſchott und Schaible, die Juriſten Bonz, Volk u. a. In ſeinen Erinnerungen gedenkt auch Moleſchott freundlich der Frau Doktorin und ihres Koſttiſches. Sie führte an der Tafel den Vorſitz; ihre Küche war einfach und ſchmackhaft, das Getränke lauteres Waſſer, wie damals an den meiſten Studententiſchen, die Unterhaltung äußerſt lebhaft. An Stoff dazu fehlte es nie, es gährte ja allenthalben in der Welt und ſonderbare Blaſen ſtiegen aus der Tiefe.

Ein Geſundheitsapoſtel war nach Heidelberg gekommen. Er nannte ſich Ernſt Mahner und wandelte mit prieſterlicher Würde in langem Gewande baarhäuptig, mit wallenden Haaren und mächtigem Vollbart, durch die Straßen. Er hatte ſeine Heilslehre nach Moſis

Vorbild in zehn Gebote gekleidet, schlug sie öffentlich an, wie Luther seine Thesen, und verteidigte sie öffentlich in Vorträgen gegen mäßiges Eintrittsgeld. Er eiferte wider die geistigen Getränke und das „stinkgiftige Schmauchkraut", rühmte das Wasser und pries bombastisch die gütige Mutter Natur nach Art der heutigen Naturärzte. Böse Zungen sagten ihm nach, sein Gesetz sei strenger, als der Apostel gegen sich selbst, und behaupteten fest, sie hätten Mahner in weltlichem Gewande bei Trüffelpastete und Sherry im Hinterstübchen eines Mannheimer Restaurants überrascht.

Auf diesen wunderlichen Heiligen kam bei Tische häufig die Rede. Er hatte auch unter den Studenten einige Jünger gefunden. Einer von ihnen, ein Philologe und Sonderling, saß unter uns am Tische, ohne daß wir wußten, wie nahe er Mahner stand. Er blieb stumm bei unseren Gesprächen und Scherzen und schaute gemessen und ernst darein, wie der Gerechte unter den Sündern. Zuletzt merkten wir doch, daß sein Gesicht noch tiefere Falten zog, wenn wir auf Mahner zu sprechen kamen, nach einigen Wochen verschwand er und kam nicht wieder. Es wurde uns erzählt, er steige jetzt mit seinem Meister täglich auf den Königsstuhl, um dort oben im Walde auf den Wegen und Halden Sonnenbäder zu nehmen; sie liefen fast unbekleidet barfuß einher. Leider hatte die Polizei kein hygienisches Einsehen, sie verbot diese stärkenden Uebungen, um den Damen der Stadt den verleideten Besuch des Königsstuhles wieder zu ermöglichen.

Ernst Mahner war wirklich ein ungewöhnlich abgehärteter Mensch. Die Zeitungen berichteten von einem erstaunlichen Schauspiel, das er an einem sonnigen Wintertage den Bewohnern von Mainz bereitet hatte. Auf einer Eisscholle stehend, in Sandalen und nur an den Hüften bekleidet, soll er, einen Becher Rheinwassers schwingend, auf dem Strom an der Stadt vorbei getrieben haben. — Der Abhärtung ungeachtet hat er kein hohes Alter erreicht. Verkommen im Elend, starb er im städtischen Hospital zu Konstanz, wie mir mein Freund und Schüler, Medizinalrat Dr. Honsell, der ihn dort behandelt hat, erzählte.

In diesen Sommer fiel auch der berühmte Brand im Hutzelwald, der dem pfälzischen Poeten Nadler zu dem lustigsten seiner

ed by Google

Gedichte Anlaß gab. An dem Tage dieſes Ereigniſſes erhielt Bronner Beſuch von ſeiner Schweſter. Sie kam in Begleitung derſelben heiteren Geſellſchaft, die im verwichenen Herbſt bei ihr in Wiesloch zu Gaſte geweſen war. Die jungen Damen teilten mittags unſer Mahl bei der Doktorin; kaum war es zu Ende, ſo erſcholl Feuerlärm. Wir hörten, es brenne im Hutzelwald, und ſtiegen ſofort auf den Speicher des Hauſes, um nach der Gegend des Waldbrandes auszuſchauen; in der That ſahen wir den Rauch über den Gaisberg aufſteigen. Das gefährliche Element trieb nunmehr ſein bedenkliches Spiel an zwei Orten zugleich, draußen im Wald und in der Stadt auf dem Speicher der Doktorin.

Eines Tages lieferte uns ein mediziniſches Ereignis im Hauſe Stoff zur Unterhaltung. An der Köchin war ein Wunder geſchehen. Sie hatte die ſchönſten Jahre, doch nicht die Gefühle der Jugend, hinter ſich und litt an Hyſterie. Von Zeit zu Zeit verlor ſie plötzlich das Vermögen, laut zu ſprechen, und konnte ſich nur mit flüſternder Stimme verſtändlich machen. Weder die Aerzte der Stadt noch die der Kliniken hatten ihr zu helfen vermocht, aber ein altes Waſchweib riet ihr ein wirkſames Mittel. Wurde ſie ſtimmlos, ſo gebrauchte ſie ſeitdem Sympathie und die Stimme kam wieder. Bronner und ich waren neugierig, hinter ihr Geheimnis zu kommen, gaben ihr ſchöne Worte und erreichten unſer Ziel. — Eines Morgens kam ſie zu uns aus der Küche gelaufen, hatte ihre Stimme verloren und deutete auf die Kehle, die ihr eine unſichtbare Hand gewaltſam zuſchnürte. Kaum hörbar flüſterte ſie uns zu, wir ſollten jetzt Zeugen des Wunders ſein. Hierauf ging ſie drei Schritte geradeaus, hielt einen Augenblick inne, wiſperte unverſtändliche Worte, ging dann drei Schritte, ohne ſich umzuwenden, rückwärts, blieb wieder ſtehen, blickte hinter ſich, wiſperte aufs neue, ſpie dreimal aus, und — begrüßte uns glückſelig mit glockenheller Stimme: „gelobt ſei Jeſus Chriſtus! Ihr Herrn, ich bin geheilt!“ — Wir freuten uns mit ihr, fragten, was dies alles zu bedeuten hätte, und erhielten genaue Auskunft. Nach den erſten drei Schritten hatte ſie die drei höchſten Namen angerufen, nach den drei letzten aber dem Teufel, der ihr die Kehle von hinten würgte, in das Geſicht geſpieen und geflüſtert: „Dies iſt für dich, o Satan!

hebe dich hinweg von mir!“ — Eine ſo ſchmähliche Behandlung mißfiel dem Teufel, er ließ die Gequälte los.

Dieſe Kur wurde mittags bei Tiſche beſprochen, belacht und von den Medizinern den erſtaunten Freunden aus den andern Fakultäten erläutert. Sie ergingen ſich mit Vergnügen in der Schilderung hyſteriſcher Leiden, der eigentümlichen Krämpfe, Lähmungen, Geſchmacksverirrungen, die mit dieſem Namen belegt werden, und der wunderlichen Vorliebe ſolcher nervöſen Perſonen für allerlei auffallend riechende Arzneiſtoffe, wie z. B. Baldrian, Bibergeil und Teufelsdreck, die in den Büchſen der Apotheker unter den gelehrten Namen Valeriana, Castoreum und Asa foetida aufbewahrt werden. Anfangs, als wir die Wunderkur erzählten, lachte die Doktorin mit, als wir aber unſre mediziniſche Weisheit auskramten und uns über die armen Weiblein luſtig machten, wurde ſie ernſt und ſtille. — Nach Tiſche lud ſie Bronner und mich freundlich ein, bei dem ſchönen Wetter in ihrem Gärtchen vor dem Mannheimer Thor eine Taſſe Kaffee mit ihr zu trinken. Wir mochten ſie nicht kränken und ſagten zu.

Bei duftendem Mokka in der Jasminlaube verriet uns die würdige Matrone den Grund ihrer Einladung. Sie ſei uns, verſicherte ſie, aufrichtig gewogen und halte uns für gute Jungen, auch verſprächen wir mit der Zeit ordentliche Aerzte zu werden und hätten uns ganz hübſche Kenntniſſe erworben, von der Hyſterie aber, einem der wichtigſten Kapitel der Pathologie, verſtünden wir, ſie müſſe es mit Bedauern ſagen, recht wenig. Davon habe ſie ſich heute mittag bei unſeren Tiſchgeſprächen unlieb überzeugt. Es fehle uns an Erfahrungen, die wir erſt im Verkehr mit der Frauenwelt gewinnen würden, bisher ſeien wir zu ausſchließlich mit Männern umgegangen. Sie wolle ſich deshalb erlauben, uns über Hyſterie die Erfahrungen, die ſie an ſich ſelbſt gemacht, mitzuteilen. Sie mache kein Hehl daraus, daß ſie ſelbſt der Hyſterie unterworfen ſei, ſchwer darunter gelitten habe und noch immer zeitweiſe von hyſteriſchen Anwandlungen heimgeſucht werde.

Bei dieſer unerwarteten Eröffnung wurden wir nicht wenig verlegen, lächelten und entgegneten ihr: ſie wolle uns nur necken, wie ſolle eine Dame von ihrer verſtändigen Einſicht und Willensſtärke

zu hyſteriſchen Leiden kommen? Es möge ſich ab und zu um überreizte Nerven handeln, aber nicht um Hyſterie.

„Glaubt mir, meine jungen Freunde," erwiderte ſie, „ich war und bin nach dem Urteil erfahrener Aerzte hyſteriſch und habe ſchwer an Krämpfen und Lähmungen gelitten. Daß es zu der Krankheit bei mir kam, iſt nicht zu verwundern. Als junge Frau verlor ich unerwartet meinen Gatten und ſtand mit zwei kleinen Kindern mittellos in der Welt, einzig auf meine ſchwachen Kräfte angewieſen, vielleicht auch etwas verwöhnt. Mit äußerſter Anſtrengung hielt ich mich über dem Waſſer. Oft überwältigte mich die Sorge und die Laſt der Arbeit, meine Nerven, meine Stimme, meine Beine verſagten, auch Krämpfe befielen mich, ich litt an Schmerzen und meinte unterliegen zu müſſen. Mein alter gutmütiger Hausarzt verſchrieb mir eine Arznei nach der andern mit wechſelndem Erfolg. Einmal kam eine Zeit, wo ſeine Mittel ſamt und ſonders nicht verfingen, der gute Doktor wußte ſich nicht mehr zu helfen und riet den Geheimenrat Naegele beizuziehen."

„Ich ging," fuhr unſre Freundin fort, „auf dieſen Vorſchlag ein. Die beiden Aerzte kamen kurz vor Tiſche zu mir und ſetzten ſich, der eine links, der andre rechts neben mich. Ich mußte meine Leiden ſchildern und mein Hausarzt ergänzte meine Krankengeſchichte. Naegele hörte aufmerkſam zu und ſah dann eine Weile ſtumm vor ſich hin. Es wurde ſo ſtill im Zimmer, daß man die Wanduhr ticken hörte. Aergerlich dachte ich: „Da ſitze ich nun im tiefſten Elend zwiſchen dieſen beiden Stockfiſchen und keiner kann mir helfen!" — Plötzlich fuhr Naegele mit den Fingern über die Naſe herab, ſah mir nahe in die Augen und ſagte: „Ich weiß, was Sie in dieſem Augenblick denken." — „Nun denn, was denke ich?" — „Sie denken: ich komme mir vor, wie der Gekreuzigte zwiſchen den beiden Schächern." — „In der That," rief ich erboſt, „es iſt ſo, ich leugne es nicht." — Naegele lächelte, erhob ſich, drückte mir die Hand und verſprach, am Abend nochmals zu kommen, falls der Kollege einwillige. — Er kam und flößte mir durch klugen Zuſpruch Vertrauen und Mut ein; ich erſtarkte in kurzer Zeit ſo, daß ich meine Arbeit wieder aufzunehmen vermochte."

Sie ſchloß mit den Worten: „Der lächerliche Zauber eines alten Waſchweibs hat meiner Köchin mehr genützt als die beſten Rezepte der Aerzte. Der Hokuspokus that bei der dummen Perſon Wunder, weil ſie an Wunder glaubt. Die Rezepte hätten gewirkt, wenn die Aerzte es verſtanden hätten, ſie mit Zauberkräften auszuſtatten. Bei einer ſolchen Küchengans muß man ſchon mit dem Teufel kommen, um etwas auszurichten, bei wundergläubigen Standesperſonen braucht es andre Mittel, magnetiſche Striche, homöopathiſche Kügelchen u. dgl. Solche Dinge hätten bei mir, einer alten Rationaliſtin aus des Kirchenrats Paulus Schule, nicht verfangen, ich bedurfte des Zuſpruchs eines erfahrenen Mannes von Geiſt und Herz. — Den Baldrian übrigens, über den ihr euch heute ſo luſtig gemacht habt, laſſe ich mir nicht ſchelten. Ein Täßchen Baldrianaufguß hat mich oft wunderbar belebt. Ich glaube an ſeine Kraft, auch wenn ich nicht geſehen hätte, daß unſre Hauskatze vor Freude ſich auf den duftenden Wurzeln wälzt, wenn ſie durch Zufall darüber gerät. Dieſe zarten Geſchöpfe und wir armen Frauen haben Nerven von gleich empfindlicher Feinheit.“

Wunderkuren.

Unter dem Namen Wunderkuren begreift das Publikum auffallende Heilungen mannigfacher Art.

Bisweilen iſt es der Zufall, der Heilungen fertig bringt, die den behandelnden Arzt ſelbſt in Verwunderung ſetzen und ihm den weder erſtrebten noch erwünſchten Ruf eines Wunderdoktors einbringen. Eine ergötzliche Geſchichte aus der eigenen Praxis hat mir mein Vater erzählt.

Eines Tags kam ein Bote aus einem entfernten Dorfe des Rheinthals nach Graben, wo mein Vater damals praktizierte, und verlangte ihn zu einem Bauern, der ſich ſeit einigen Wochen übel fühlte, wenig mehr aß, mager und ſchwach wurde und das Bett hütete. Die Sache eile nicht, ließ der Kranke ſagen, könne mein Vater nicht ſelbſt in den nächſten Tagen kommen, ſo möge er ihm einſtweilen eine Arznei durch den Boten ſchicken. Mein Vater verſchrieb ihm eine Eibiſchabkochung mit Syrup, die keinesfalls ſchaden konnte, und machte ſich einige Tage nachher auf den Weg zu dem Kranken.

Inzwiſchen hatte der unſchuldige Trank Wunder gethan. Der Bauer war außer Bett und ließ ſich, als mein Vater bei ihm eintrat, gerade eine gebratene Taube ſchmecken und trank ein Glas Wein dazu. Er begrüßte meinen Vater vergnügt: „Herr Doktor, das habt Ihr gut gemacht, aber es war eine Roßkur, ſie hat mich gründlich ausgefegt und die Krankheit ausgetrieben. Zum zweitenmal brächt' ich die Ameiſen nicht hinunter, auch blieben noch einige übrig in dem Arzneifläſchchen, es ſteht dort am Fenſter."

Erstaunt betrachtete mein Vater den Rest der Arznei. Sie enthielt große Ameisen. Ihre scharfe Säure oder der Ekel, mit dem sie der Kranke hinabgewürgt, hatte wie ein starkes Brechmittel dem Bauern die Gesundheit wieder gebracht, — soviel stand fest. Wie aber waren die Insekten in die Arznei gekommen? Nicht ohne Schwierigkeit gelang es meinem Vater, das Rätsel zu lösen.

Der Bote, der die Arznei geholt hatte, war des Bauers Knecht, der Tag war heiß gewesen, der Knecht müde. Im Schatten eines Föhrenwaldes, den er passieren mußte, ließ er sich nieder, um zu ruhen, nahm die Arzneiflasche aus der Tasche und legte sie zur Seite. Der Schlaf überkam ihn und als er aufwachte, fand er den Stöpsel ausgetrieben; wie das gekommen, wußte er nicht zu sagen, vielleicht hatte er selbst aus Neugierde ihn herausgenommen und den Trank versucht. Ein kleiner Teil der Arznei war ausgeflossen, aus einem nahen Ameisenhaufen wanderten die Tierchen in langer Prozession zu dem süßen Saft und in die Flasche. Eilig verschloß er die Flasche, steckte sie wieder zu sich und ließ heimgekehrt ruhig seinen Herrn, dessen Zorn er fürchtete, die Arznei samt den Ameisen nach Vorschrift stündlich einen Eßlöffel voll genießen. —

Auch eine Namensverwechslung kann zur Wunderkur führen, wovon uns Naegele eine lächerliche Geschichte zum besten gab.

An der Heidelberger Hochschule war von 1806—1824 Hofrat Schelver Professor der Botanik. Er befaßte sich neben der Botanik mit magnetischen und Kräuterkuren und stand beim Landvolk im Rufe eines Wunderdoktors. Eines Tags bat ihn eine Bauersfrau um ein Mittel gegen Rheumatismus, ihr Mann habe den „Fluß" im rechten Arm und sei unfähig, ihn zu gebrauchen. Er riet Hahnenfuß auf den Arm zu binden und meinte damit den scharfen Wiesenranunkel, aber die gute Frau schlachtete ihren alten Haushahn, schnitt ihm die Beine ab und band sie auf den Arm. Der Fluß heilte und der Professor erfuhr mit Verwunderung, welche Heilkraft in den Beinen des alten Haushahns gesteckt habe.

Derlei Kuren sind eher wunderliche als wirkliche Wunderkuren. Das Wunder beginnt erst dann, wenn der Glaube Berge versetzt und scheinbar Unmögliches fertig bringt.

Digitized by Google

Als Student erlebte ich eine ſolche Kur in meines Vaters Praxis. Ich ging mit ihm an der Wohnung eines kleinen Handwerkers in Wiesloch vorbei, deſſen Frau er an einem unheilbaren Krebsleiden behandelte. Der Mann, ein guter Menſch und meinem Vater aufrichtig zugethan, hatte ihn kommen ſehen, lief eilig heraus und lud ihn ein, ins Haus zu treten und ſich von der unerwartet erfolgten Heilung ſeiner Frau zu überzeugen. Es ſei ein großes Wunder geſchehen. Die Frau habe hinter dem Rücken ihres Mannes einen Wunderdoktor kommen laſſen, einen Bauern aus einem entfernten Dorfe, der im Rufe ſtehe, ſchon viele, in den Augen der Aerzte unheilbare Kranke raſch kuriert zu haben. Der Doktor ſei heute dageweſen, habe der Kranken den Leib mit Salbe beſtrichen, die Krankheit mit geheimkräftigen Worten beſprochen und ihr zuletzt befohlen, im Namen Gottes aufzuſtehen und zu wandeln. Darauf habe ſie das Bett verlaſſen, was ſie ſeit vielen Wochen nicht mehr gekonnt, und wandle jetzt ohne Stütze durch das Zimmer. Mein Vater ließ mich mit zu der Kranken gehen, das arme Weib, blaß und abgezehrt, ſtand wirklich frei im Zimmer, blickte verzückt zum Himmel, und pries die Gnade Gottes und den Wunderthäter, der ihr geholfen habe. — Die ungeheuere Aufregung, worin ſich die Kranke befand, beſchleunigte den tötlichen Ausgang des Leidens, nach wenigen Tagen trug man ſie auf den Friedhof.

Die Pſychologie beginnt erſt ſeit kurzem, die Vorgänge im Nervenſyſtem da, wo leibliches und ſeeliſches Geſchehen ſich verflechten, mit den Strahlen der pſychophyſiſchen Unterſuchungsmethoden zu beleuchten. Noch immer herrſcht hier tiefe Dunkelheit und es giebt kein Gebiet der Medizin, wo der Aber- und Wunderglaube größere Triumphe feierte, als gerade auf dieſem. Phantaſten und Schwindler treiben hier ihr geſchäftiges Weſen und ſelbſt der ernſte Forſcher fällt leicht in gefährliche Fallſtricke.

Die Rolle, die in der erſten Hälfte des Jahrhunderts der tieriſche Magnetismus ausſchließlich ſpielte, muß er heute mit dem Hypnotismus und der Suggeſtion teilen. Es gelten jedoch auch für dieſe modernen Kurmethoden die Warnungen, die der welterfahrene Stromeyer im erſten Bande ſeiner Erinnerungen (S. 344, 347, 417) an

Digitized by Google

die Aerzte richtet. Jedenfalls verstößt die hypnotische Suggestionstherapie gegen einen der obersten Grundsätze in der Behandlung der Nervenkrankheiten: Alles zu meiden, was das geschwächte Ich noch mehr schwächt, und nichts zu unterlassen, was es kräftigt und insbesondere den ohnmächtigen Willen aufrichtet. Nur zu leicht macht sie den Kranken zum energielosen Werkzeuge des Hypnotiseurs und zum traurigen moralischen Schwächling. Zu diesem bedenklichen Kurmittel sollte der Arzt nur im äußersten Notfall greifen.

Zu den echten Wunderkuren gehören die meisten Kuren, die als sympathetische bekannt sind. Sie finden noch heute, in dem Zeitalter der großen Entdeckungen auf allen Gebieten der Naturwissenschaft und der Enthüllung so vieler, den Alten unbegreiflichen Geheimnisse, auch unter den Gebildeten häufig Gläubige, ja es scheint, als ob gerade die neu entdeckten und oft verblüffenden scheinbaren Naturwunder der Wundersucht gerade unter den Gebildeten Vorschub leisteten. — Aus welchem Dünger des dicksten Aberglaubens die meisten sympathetischen Volksmittel wie Pilze hervorschossen, mag die Sammlung lehren, die ein ehemaliger, äußerst schreibseliger Dozent der Rostocker Fakultät, Dr. G. F. Most, unter dem Titel herausgab: „Die sympathetischen Mittel und Kurmethoden, Rostock" 1842. Diese Schrift steht würdig neben Dr. Paulinis berüchtigter „heilsamer Dreckapotheke" von 1696.

Dennoch mag ein und das andre sympathetische Mittel mit demselben Recht eine unbefangene Prüfung verdienen, wie sie die ekelhaften Arzneistoffe des Moschus, Bibergeils, der gepulverten Küchenschabe (Blatta orientalis) gefunden haben, und wie sie die heutige, oft überaus kindische Organotherapie findet.

Als ein sympathetisches, der Prüfung nicht unwertes Volksmittel dürfte sich die sog. „Taubenkur" bei den eklamptischen Anfällen der Kinder empfehlen. Das Volk am Ober- und Mittelrhein nennt derlei Krämpfe Gichter, in Baiern Fraisen. Das Verfahren ist sehr einfach. Man preßt den Bürzel einer lebenden Taube an den After des befallenen Kindes; nach kurzer Zeit sollen die Krämpfe aufhören. Ich habe das Mittel einmal in den fünfziger Jahren unter drängenden Umständen, wo mich die Verzweiflung der Eltern in große Verlegen-

Digitized by

heit brachte, weil verſchiedene andre Verfahren völlig verſagten, angewendet, und die Krämpfe verſchwanden faſt augenblicklich. Sie hatten ſchon einen halben Tag anhaltend fortgedauert, das Schauſpiel war äußerſt traurig, die Urſache eine tuberkulöſe Entzündung der Rückenmarks- und Gehirnhäute, die ſich zu einer Caries der Rückenwirbel geſellt hatte. Der Vater war Naturforſcher und mir befreundet, ich ſchlug ihm vor, das unſchädliche Mittel zu verſuchen. Es waren Tauben zur Hand, man holte ein prächtiges, gut gefüttertes, warmes Tierchen aus dem Taubenſchlag und legte es nach Vorſchrift an. Nach wenigen Sekunden feſten Anpreſſens, wobei die Taube heftig zitterte, ſtreckte ſich der Knabe wie bei Tetanus, und damit hatten die Zuckungen ein Ende, kamen auch bis zum Tode, der nach 24 Stunden eintrat, nicht wieder.

Nicht lange nachher leiſtete mir eine modifizierte „Taubenkur“ eigener Erfindung gute Dienſte bei einem alten, von argen „Herzkrämpfen“ ſchon lange heimgeſuchten hyſteriſchen Fräulein. Die Dame ſtammte aus vornehmem Hauſe und war ſchon mit 16 Jahren wegen nervöſer Leiden nach Heidelberg in die magnetiſche Behandlung des erwähnten Profeſſors Schelver gebracht worden, doch hatte er wenig ausgerichtet. Die Dame wurde allmählich an den Beinen gelähmt. Sie ließ ſich eine kleine Villa in Neuenheim bauen. Als ich zu ihr gebeten wurde, hatte ſie ihre Villa ſeit mehr als 30 Jahren nicht mehr verlaſſen und ſeit 16 Jahren nicht mehr das Bett. Nach dem Tode Schelvers war ſie homöopathiſch behandelt worden, ſeit einigen Jahren hatte ſie keinen Arzt mehr beigezogen. Ein treuer Kreis von Freundinnen ſcharte ſich täglich um die liebenswürdige Kranke, eine von ihnen widmete ſich ihr ganz, wohnte bei ihr und beſorgte Haus und Küche, nachmittags kamen die andern von Heidelberg herüber. Um drei Uhr wurde ſie regelmäßig von „Herzkrämpfen“ befallen, die Arme litt unſäglich, ſie verſicherte beſtimmt, ihr Herz bleibe oft zehn Minuten lang ſtehen! Die Freundinnen litten mit ihr, ſie umſtanden das Bett, die einen jammernd, die andern tröſtend, wieder andre hilfreich beiſpringend mit kölniſchem Waſſer, engliſchem Riechſalz, zarten Reibetüchern u. dgl. unentbehrlichen Dingen.

Zu dem Kreiſe dieſer barmherzigen Gemeinde fand ein gut-

Digitized by Google

mütiger Sachſe, ein stud. jur., Zutritt. Die Damen meinten magnetiſche Kräfte an ihm zu verſpüren und baten ihn, einen Verſuch damit an der kranken Freundin zu unternehmen. Er ließ ſich dazu bewegen, es war kein Zweifel, ſeine Striche wirkten wohlthätig auf das gequälte Herz, und von nun an fuhr er jeden Nachmittag mit der Fähre über den Neckar zu der Dulderin, die ſeinem Fluidum mit Sehnſucht entgegenharrte. Aber er hatte ſeine Kraft überſchätzt, am Ende des Semeſters fühlte der Samariter ſich erſchöpft und elend, er mußte Heidelberg verlaſſen und ſuchte auf Rigikaltbad Erholung.

Bald nachdem der gute Sachſe abgereiſt war, wählte mich eine der Freundinnen zu ihrem Arzte. Sie entdeckte an mir, was ich nicht gewußt, nicht einmal geahnt, magnetiſche Kräfte und veranlaßte die Kranke, mich zu ſich zu bitten. Hier erfuhr ich erſt von meinen verborgenen Tugenden und weshalb man mich begehrte. Ich ſollte die magnetiſche Kur, die der Kranken ſo wohlthätig geweſen, aufs neue aufnehmen. Sie flehte mich um Linderung ihres Leidens an und erweckte meine aufrichtige Teilnahme. Ihre edeln und feinen Züge, ihr weiches Silberhaar unter dem weißen Spitzenhäubchen, ihre ſanfte Stimme und Duldermiene rührten mich, aber die magnetiſche Behandlung mußte ich ablehnen. Indem ich erwog, wie ich ihr nützen könne, fiel mir die Taubenkur ein. Ich erzählte ihr von dem Volksglauben, wonach ſchon die Gegenwart dieſer, angeblich ſo ſanften Geſchöpfe im Krankenzimmer die Nerven beruhige, und was ich kürzlich in der Praxis erlebt hatte. Ich ſchilderte ihr das Verfahren bei Krämpfen der Kinder, ſchlug ihr vor, Tauben anzuſchaffen und beim Nahen der Herzkrämpfe ſie an das Herz, den leidenden Teil, zu preſſen. Meine Worte machten ſichtlich Eindruck und ich empfahl mich.

Nach vierzehn Tagen wurde ich wieder gerufen. Als ich die Thüre des Krankenzimmers öffnete, gurrte mir ein zärtliches Pärchen Turteltauben entgegen. Die Freundinnen hatten Erkundigungen eingezogen und erfahren, daß von allen Tauben die Turteltauben die meiſte beruhigende Kraft beſäßen. Die Kranke dankte mir herzlich; mein Rat hatte ſich bewährt. Sie hatte dabei eine merkwürdige Beobachtung gemacht. „Ich habe gefunden," erklärte ſie, „daß ein Unter-

Digitized by Google

ſchied zwiſchen den Täubchen beſteht, das Männchen übertrifft an wirkſamer Kraft das Weibchen merklich.“

Vor kurzem noch erfuhr ich von Verwandten der Dame, die hochbetagt aus dem Leben ſchied, daß ihr die Taubenkur noch viele Jahre lang Erleichterung gebracht habe.

Digitized by Google

Purgierkuren und Blutentziehungen.

In dem Malade imaginaire faßt der Baccalaureus die drei Grundpfeiler der Heilkunst seiner Zeit in das köstliche Küchenlatein:

„Clysterium donare,
Postea saignare,
Ensuita purgare."

Die Examinatoren des künftigen Praktikers, die „savantissimi doctores", klatschen ihm lebhaft Beifall:

„Bene, bene, bene, bene
Respondere,
Dignus, dignus est intrare
In nostro docto corpore."

An Doktoren nach der Art von Molières Mr. Purgon fehlt es auch heute nicht. Und noch immer kann es ein spekulativer Kopf, wie zu den Zeiten des Dr. Morison und des Erfinders der Kaiserpillen, zum Krösus bringen, wenn er, „zum Heile der Menschheit," neue Mischungen von Pillen, Latwergen und Species zum Purgieren ersinnt und geschickt vertreibt. Glücklicherweise bricht sich die Einsicht mehr und mehr Bahn, daß eine hygienisch geregelte Lebensweise, einfache und richtig gewählte Küche, tägliche Muskelübungen und der rechte Gebrauch des kalten Wassers von Jugend auf, die Droguen entbehrlich machen. Dennoch behält der alte Spruch häufig recht: Qui bene purgat, bene curat"*), vorausgesetzt, daß er die kleine Ab-

*) Gut kuriert, wer gut purgiert.

änderung erfährt: „Bene curat, qui recte purgat“*), d. h. die Purganzen können großes leisten, wenn sie zur rechten Zeit bei der rechten Gelegenheit Anwendung finden.

Dagegen sind die Saigneurs**) und Grandsaigneurs der alten Zeit verschwunden. Einer der vornehmsten zu Anfang des Jahrhunderts war Broussais († 1838); er sah, weil er die Leichenbefunde falsch deutete, überall das Gespenst der „gastroentérite“ (Magendarmentzündung) und bedeckte deshalb den Unterleib der meisten Kranken, insbesonders der Typhösen, mit Blutegeln. — Ein Grandsaigneur noch in meiner Studienzeit war ein verdienter Diagnostiker, Bouillaud. Er bekämpfte die Entzündungen mit Aderlässen „Schlag auf Schlag“, beim Gelenkrheumatismus namentlich floß das Blut in Strömen. Er fand für seine Methode eifrige Schüler in Menge, die meisten in Frankreich. — Erst um die Mitte des Jahrhunderts machte die junge Wiener Schule, Skoda an der Spitze, der Blutvergeudung ein Ende.

Die Heilkunst teilt mit den andern edeln Künsten das Loos, daß jedem Fortschritt eine Uebertreibung auf dem Fuße folgt, die den entgegengesetzten Weg der bisher eingehaltenen Richtung einschlägt. Auf den Vampyrismus kam die noch heute herrschende übertriebene Blutscheu, die jedoch ihrem Ende entgegenzugehen scheint. Man geizt mit dem kleinsten Tropfen Blut in lächerlicher Weise. Man hätte in meiner Jugend weit mehr Grund gehabt, schonend damit umzugehen, denn man nährte sich schlechter und sorgte im ganzen weit weniger für die hygienischen Bedingungen unseres leiblichen Wohlergehens. Am schlechtesten war für die weibliche Jugend gesorgt; man bannte sie in das Haus, ließ sie kaum ihre Muskeln durch Turnen, gymnastische Spiele, Schwimmen, Schlittschuhlaufen u. dgl. üben, nur sehr allmählich wurde ihre Erziehung in dieser Hinsicht besser und das Vorurteil überwunden: dergleichen Uebungen schickten sich nicht für das weibliche Geschlecht. Die Bleichsucht war deshalb viel häufiger. Nur die Ansprüche der Schule an die männliche und weibliche Jugend sind heute bedenklich hinaufgeschraubt, was zur größeren Vorsicht mit Blut-

*) Gut kuriert, wer richtig purgiert.

**) Blutzapfer. Saignor = zur Ader lassen.

Digitized by Google

entziehungen mahnen muß, denn die Nervosität auch der höheren Grade ist in Folge dessen heute verbreiteter als früher; schon damals, wo die Blutentziehungen so wenig gefürchtet wurden, warnten die erfahrenen Irrenärzte davor bei gesteigerter Reizbarkeit des Gehirns.

Das Aderlaßmännlein war schon in meiner Jugend aus den Kalendern verschwunden, worin es einst eine große Rolle gespielt hatte. Es stellte eine menschliche Figur dar, worauf sämtliche Blutadern, die sich zum Aderlassen eignen, eingezeichnet waren; dabei standen Vorschriften, in welchen Monaten das Blut am besten aus dieser oder jener Ader geholt werden solle. In den Köpfen des Landvolks vieler Gegenden aber lebte das Aderlaßmännlein fort und der Brauch wurde eingehalten, das „abgenützte" Blut von Zeit zu Zeit wegzuschaffen. Man nahm es weg in der Absicht, mit ihm die „Unreinheiten" und „Schärfen" aus den Säften zu bringen und es durch reines und besseres zu ersetzen. Schröpfen und Aderlassen diente zu Regenerationskuren, wie man sich gelehrt ausdrückt, und da die Welt sich dreht, so beginnt man heute wieder zu der alten Methode, die bei den Bauern am längsten anhielt, zurückzukehren. Was gestern unsinnig schien, gilt aufs neue für Weisheit. Wie vor 60 Jahren giebt es heute wieder unter den Aerzten Lobredner des Aderlasses, sogar bei der Bleichsucht.

Namentlich im badischen Oberlande hielt der Bauer fest an der altherkömmlichen Frühlingskur mit Schröpfen und Aderlassen. Dort haben sich von altersher viele kleine Badekurorte — „Bauernbäder" — erhalten, in die das Landvolk noch heute mit Beginn des Frühjahrs an Sonn- und Feiertagen strömt, der Hofbauer mit der Bäuerin zu Wagen, der kleine Bauer auf Schusters Rappen. In den sechziger Jahren war es noch häufig Brauch bei den Bauern, daß sie zuerst im heißen Bade das Blut nach außen trieben und es dann mit Schröpfen aus der Haut und mit dem Schnäpper aus der Ader holen ließen. Ein reichliches Mahl mit gutem Weine beschloß die Kur und brachte frisches Blut in die leeren Schläuche.

In der Pfalz ging der Bauer, nachdem er den langen Winter hindurch mehr als gut hinter dem Ofen gesessen hatte, wenn die lauen Lüfte wehten und er sich jetzt matt und schwer in den Gliedern fühlte, zum Apotheker. Irgend eine Purganz, besonders das Wiener Tränklein

aus Senne und Seignettesalz, verschaffte ihm leichteres Blut und Gemüt; reichte der Trank nicht aus, so mußte der Bader mit dem Schnäpper nachhelfen. — Sein Pfarrer machte es wenig anders. Es gab Pfarrhäuser, wo die Frau Pfarrerin in einem riesigen Topf den Senna-Aufguß bereitete, der die ganze Familie an einem Tag von den aufgehäuften Schlacken des Winters befreite. — Die Gebildeten in den Städten machten Frühlingskuren, gingen täglich am frühen Morgen einige Wochen lang spazieren, tranken dazu lösende Mineralwässer, auch frische Kräutersäfte oder Molken. Gegen Störungen im Blutlauf, Kopfschmerz, Schwindel, Herzklopfen u. dgl., wurden nach eigenem Ermessen oder auf ärztlichen Rat, nicht selten mit gutem und raschem Erfolge, Blutegel oder Schröpfköpfe angesetzt, häufig auch Blut aus der Ader entnommen.

Die Häufigkeit der verordneten Blutentziehungen erscheint heute unglaublich. — Einer kräftigen Bürgersfrau in Kandern, die ich persönlich kennen lernte, hatte ihr Hausarzt wegen einer angeblichen Hirnentzündung und daran sich anschließenden Unterleibsentzündung in sechs Wochen siebenmal zur Ader gelassen und 60 Blutegel gesetzt. Sie stand in den Fünfzigen und erreichte ein Alter von 83 Jahren. — Sogar schwächlichen Personen zapfte man oft Blut ab. Ich hörte eine magere Pfarrersfrau in den Vierzigen meinem Vater erzählen, daß man ihr wegen häufig wiederkehrenden Blutspeiens im Laufe der Zeit gegen dreißig Aderlässe gemacht habe. Sie starb an der Schwindsucht im Alter von 52½ Jahren.

In den Heidelberger Kliniken waren Lanzetten und Schnäpper fast täglich in Arbeit. Als Assistenzarzt der Pfeufer'schen Klinik mußte ich die Apothekerrechnungen revidieren, sie betrugen für Blutegel jährlich mehr als für Arzneien, obwohl auch an diesen nicht gespart wurde. Wir Assistenten wurden bald Meister im Aderlassen, heute giebt es Professoren, die nie einen Aderlaß machten oder auch nur machen sahen. — Pfeufer erteilte uns genaue Vorschriften und lehrte uns mancherlei Kunstgriffe beim Aderlassen; er verwies uns namentlich auf die vorzügliche Schrift von Marshall Hall über Blutentziehungen (übers. v. Breßler, Berlin, 1837). Sie enthält auch die Beschreibung der schweren, an hitzige Hirnwassersucht erinnernden Erscheinungen, die, namentlich

in England, bei Kindern infolge unſinniger Blutentziehungen beobachtet wurden.

Der Mißbrauch eines wirkſamen Mittels ſchließt ſeinen richtigen Gebrauch nicht aus. Man kann ſogar mit Brot, Milch, Waſſer und andern zum Leben nötigen Dingen, wenn ſie zur Unzeit oder unrichtig benützt werden, Kranke umbringen. Vor allen Dingen müßte man die Kaltwaſſer- und Naturheilanſtalten ſchließen, wenn man die Menſchheit vor dem Mißbrauch an ſich guter Kurmethoden ſchützen wollte. Sie ſchießen unter der Leitung unwiſſender Pfuſcher, die ſich hinter dem tönenden Titel von Direktoren verſtecken, an allen Ecken und Enden wie Pilze empor und leben von der Leichtgläubigkeit und mangelnden Einſicht des Publikums in biologiſchen und mediziniſchen Dingen, gutenteils freilich auch von dem Mißbrauch, den die Aerzte mit dem Rezeptieren treiben. — Hier iſt nicht der Ort, darauf einzugehen. Ich will nur zeigen, wie übertrieben die heutige Blutſcheu vieler Aerzte und noch mehr der Nichtärzte iſt, und deshalb noch einige Erfahrungen aus meinem Leben, zunächſt eine aus den Studentenjahren, mitteilen.

Wenn ſich bei den Hiebwunden, die es auf der Menſur abſetzte, Geſchwulſt, Schmerz und Fieber einſtellte, wie dies vor der antiſeptiſchen Wundbehandlung die Regel war, ſo nahm Hoffacker, der berühmte Paukdoktor, Blut aus der Armvene. Die Erleichterung war häufig, wie ich an mir ſelbſt erfuhr, auffallend groß und außer Verhältnis zu der vorübergehenden Anwandlung von Schwäche, die der Aderlaß bei einem oder dem andern Studioſus hervorrief. Eine längere Herabſetzung der Körperkraft nach derartigen Blutentziehungen bei Kommilitonen iſt nie zu meiner Kenntnis gekommen.

Ich ſelbſt war nicht vollblütig, auch nur von mittlerer Körperkraft und verlor durch einen Aderlaß ein Pfund Blut ohne die geringſte unangenehme Wirkung. Eine tiefe Wunde in dem Kleinfingerballen der rechten Hand hatte eine ſtarke Schwellung mit Schmerz und Fieber zur Folge gehabt. Die erſte Nacht verlief faſt ſchlaflos, es war mir morgens ſchlecht zu Mute und ich wartete ſehnſüchtig auf Hoffacker und ſeine Lanzette. Er nahm mir zuerſt acht, dann auf meine Bitte noch vier, im ganzen zwölf Unzen (ein Pfund alten Me-

Digitized by Google

dizinalgewichts) Blut aus der Ader. Es wurde mir so leicht im Arm und Kopf, daß ich ihn dringend bat, noch mehr laufen zu lassen, doch ging er nicht darauf ein. Ich verspürte nicht die geringste Schwäche und fuhr vier Tage nachher mit Freunden auf dem Rheine zu einem Kommers nach Bonn hinab.

Einige Jahre darauf, 1847, in Wien, ließ ich mir wegen eines akuten Trachoms mit starker, schmerzhafter Anschwellung der Augenlider wieder ein Pfund Blut nehmen, aber diesmal verspürte ich keine Erleichterung, hatte überhaupt keinen Nutzen davon.

Als die hitzigsten Vorkämpfer der jungen Wiener Schule den Aderlaß aus der Liste der Heilmittel löschten, haben sie das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Er ist allerdings in der Praxis da, wo er früher unbedingt geboten schien, meist entbehrlich, aber unter besonderen Umständen kann seine Unterlassung den Tod eines Kranken verschulden, den kein anderes Mittel so sicher verhütet hätte. Verführt von den Lehren jener Schule, habe ich bei einer Kranken mit äußerst akut auftretender Brightscher Nierenentzündung und rasch anwachsendem Lungenödem meine Zeit mit ableitenden Mitteln auf Darm und Haut verloren, und sie erstickte durch das Wasser, das die Lungen überflutete. In einem ganz gleichartigen Falle bald nachher machte ich, hierdurch gewarnt, bei der Sticknot einen kleinen Aderlaß, augenblicklich wurde die Atmung frei, wie durch Zauber, das Eiweiß schwand rasch aus dem Harn und die Kranke genas in wenigen Tagen. — Aehnliche rasche Erlösung von Sticknot und Todesgefahr sah ich einigemale bei solchen drohenden Ueberflutungen der Lungen, bei enormer Verengung der rechten Vorhofsmündung und bei Lungenentzündung.

Es braucht meist keine großen Blutentziehungen, die bei organischen Herzfehlern oder bei geschwächten Personen bedenklich wären, schon kleine von 150—200 grm können rettend wirken, es kommt hauptsächlich auf die Raschheit an, womit die Blutmenge vermindert wird. Man muß, wie man uns auf der Hochschule lehrte, die Kranken stets aufrecht setzen, den Schnitt schräg, nicht quer oder der Länge nach, und nicht zu kurz durch die Vene führen, nachdem man die Binde vorher über ihr angelegt hat, auf daß, wenn irgend möglich, das Blut sich im Strahl entleere. Dann kommt es am sichersten zur

Digitized by Google

plötzlichen Verminderung des Blutdrucks und den Erſcheinungen, die wir als günſtige Zeichen begrüßten: leichte Anwandlung von Ohnmacht, Schweiß und freieres Atmen. Man braucht die beginnende Ohnmacht nicht zu fürchten, ſie verliert ſich, ſobald der Kranke in die Rückenlage gebracht wird.

Digitized by

Vomierkuren.

Es ist ein heikles Thema, woran ich mich wage, aber ich darf es nicht umgehen, wenn ich schildern will, wie die ärztliche Praxis in meiner Jugend ausgeübt wurde. Wem davor graut, mag das Kapitel überschlagen.

Neben Purganzen und Aderlässen verordneten die Aerzte mit Vorliebe Vomitive, besonders häufig jungen Personen bis in das Säuglingsalter herab, selten nur älteren Leuten. Heute gilt das Verfahren für fast barbarisch und es wird nur ausnahmsweise benützt, obwohl es ein echtes und vielbewährtes Naturheilverfahren ist, erlernt von der Lehrmeisterin Natur, zugleich ein klassisches, das bekanntlich schon in den Vomitorien des kaiserlichen Roms fleißig geübt wurde.

Unser Magen ist mit einer Einrichtung ausgerüstet, durch die er sich automatisch von schädlichem Inhalt befreit. Der überfüllte Magen des Säuglings stößt ohne äußeres Zuthun das Uebermaß der genossenen Milch aus und erleichtert sich dadurch seine Aufgabe. „Speikinder, Gedeihkinder!" lautet ein alter Ammenspruch. Das Erbrechen ist ein reflektorischer Vorgang zwischen Nerven und Muskeln. Er schafft unverdauliche Speisen und Gifte aus dem Magen und sichert dadurch Gesundheit und Leben. Wie der Mensch, sind auch zahlreiche Tiere mit dieser nützlichen Mechanik ausgestattet; sein treuer Begleiter, der Hund, besitzt sie in großer Vollkommenheit, ohne besondere Vorkehrungen gelingt es kaum, ihn mit vielen Giften, die dem Menschen äußerst gefährlich sind, durch Einbringen in den Magen zu töten, er weist sie sofort zurück.

Digitized by Google

Man verwendete zum Vomieren die Brechwurzel oder Radix Ipecacuanhae, die unter Ludwig XIV. aus Braſilien nach Paris kam, und den ſchon länger bekannten und heftiger wirkenden Brechweinſtein oder Tartarus stibiatus. Die heutige Medizin verfügt noch über ein drittes Mittel zu dieſem Zweck, das Apomorphin; ſchon in der winzigen Gabe von 1 centigramm vermag es, unter die Haut eingeſpritzt, den Magen von Gift zu befreien.

Man gab die Vomitive nicht nur zur Entleerung des Magens, ſie dienten auch zur Entfernung von Schleim und kroupöſen Häuten aus den Luftwegen. Außerdem erhoffte man Nutzen von ihrer mächtigen Einwirkung auf die abſondernde Thätigkeit zahlreicher Drüſen; beim Vomieren ergießen ſich daraus Ströme von Speichel und Schleim, Galle und Schweiß, damit beabſichtigte man die in das Blut und die Gewebſäfte des Körpers bereits eingedrungenen Kontagien und Miasmen herauszuſchwemmen. Endlich hoffte man mittelſt der Erſchütterungen, die mit dem Eingriff verbunden waren, verſtimmte Saiten im Nervenſyſtem wieder zum richtigen Schwingen umzuſtimmen.

Wie prompt und ſicher in vielen Fällen dieſes Heilverfahren ſich erwies, kann von den lebenden Aerzten vielleicht niemand aus eigner Erfahrung beſſer berichten als ich. Ich habe mindeſtens 8—9 mal Vomitive eingenommen, nicht bloß in jungen Jahren, auch noch im Mannesalter, zuletzt 1864.

Ziemlich ſeuchenfeſt, blieb ich in meiner Jugend von den Krankheiten, die namentlich das Kindesalter bedrohen, Scharlach, Maſern, Keuchhuſten u. dgl., ganz verſchont. Auch der Darmtyphus, der die meiſten meiner Geſchwiſter befiel, ließ mich unberührt, obwohl ich ſie pflegen half, und befiel mich erſt im reifen Mannesalter, 1863, in der leichten Form des ſog. Schleimfiebers. Nur zwei ungefährliche Krankheiten ſuchten mich bis in das Mannesalter häufig heim: eine oberflächliche (lakunäre) fieberhafte Mandelentzündung, die mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks jedesmal in drei Tagen ablief, und eine Störung der Magenverrichtungen in Geſtalt eines fieberloſen Gaſtrizismus oder ausnahmsweiſe eines gaſtriſchen Fiebers. Vermutlich verſchuldete jedesmal irgend eine ſchädliche Speiſe den verdorbenen

Digitized by

Magen, doch weiß ich darüber nichts Genaueres anzugeben. Die Erscheinungen verliefen in der Regel so, daß ich mich morgens beim Erwachen matt und unwohl fühlte, mein Kopf war eingenommen,, nicht aufgelegt zur Arbeit, ich hatte keine Eßluſt, einen übeln Geſchmack und eine garſtige Zunge. Nahm ich ein Brechmittel, ſo genas ich ſofort, zögerte ich, ſo zog ſich das Leiden in die Länge, bis ich mich endlich entſchloß, doch die häßliche aber ſichere Kur zu gebrauchen. Eine Purganz leiſtete die gleichen prompten Dienſte nicht.

Als ich die Quinta in Heidelberg beſuchte, erwachte ich eines Morgens mit Fieber und gaſtriſchen Erſcheinungen. Das Fieber erreichte mittags eine ſolche Höhe, daß meine beſorgte Mutter meinen Vater durch einen Expreſſen von Wiesloch holen ließ. Er kam erſt ſpät abends, das Fieber war noch geſtiegen und Kopfweh hinzugetreten. Er verſchrieb mir ſofort eine Schüttelmixtur aus Ipeca und Brechweinſtein. Die Wirkung war großartig. Ich ſank danach in tiefen Schlaf, erwachte ſpät am Morgen fieberfrei und bis auf ziemliche Mattigkeit hergeſtellt. — Ein anderesmal, ich war bereits Mediziner, konnte ich mich bei einem fieberloſen, äußerſt widerlichen Gaſtrizismus mehrere Tage lang nicht zum Einnehmen des Vomitivs entſchließen und meinte, durch Faſten allein zum Ziele zu kommen. Nach einigen Tagen vergeblichen Abwartens, griff ich zu dem erprobten Mittel in früher Morgenſtunde mit der gewohnten veſuviſchen Eruption reichlicher Gallenmengen. Hierauf ſank ich in tiefen, erquickenden Schlaf und nahm, ſobald ich erwachte, die gebräuchliche, mit etwas ſauerem Rahm bereitete Waſſerſuppe. Nachmittags ging ich aufs Schloß und ſpeiſte da oben mit prächtigem Appetit zwei köſtliche Kalbsrippchen mit geröſteten Kartoffeln, eine Flaſche Münchner Bier mundete dazu herrlich. Die Geneſung war vollkommen.

Eine ganz energiſche Kur mit Tartarus stibiatus gebrauchte ich 1853 als praktiſcher Arzt in Kandern, wo mich mein ſtrapazierender Beruf auf das Krankenlager warf und eine Myelitis spinalis mir die untere Körperhälfte lähmte. Ich ziehe jedoch vor, die Geſchichte dieſer ſchweren Krankheit, die in mein Leben wie kein anderes Ereignis beſtimmend eingriff, erſt im letzten Buche dieſer Erinnerungen zu erzählen.

Digitized by Google

Das letzte Vomitiv nahm ich 1864 als Kliniker in Freiburg i. Br.; auf die Umstände, die mich zu seinem Gebrauche veranlaßten, gehe ich näher ein, weil sie, wie ich glaube, pathologisch und therapeutisch hinreichend merkwürdig sind.

Meine Haut war damals noch wenig abgehärtet, ich war unvorsichtig und fuhr bei windigem Wetter mit Kollegen vom Lande auf offenem Wagen zwei Tage hinter einander zu Konsultationen; von der zweiten kehrte ich abends spät unwohl heim. Morgens erwachte ich etwas fiebernd und blieb zu Bette; auf der Brust fühlte ich links hinten unten ein leises Stechen und in der Kehle einen Reiz zum Räuspern, nicht zum Husten. Dabei warf ich einen kleinen Ballen glasigen Schleims aus und fing ihn unter Wasser in einem zufällig zur Hand stehenden Gefässe auf. Da entrollte sich zu meinem Erstaunen und Schrecken der Ballen als ein mehr als fingerlanges, stricknadeldickes, ziemlich derbes Bäumchen mit zahlreichen, immer feiner sich verzweigenden Aestchen, das sich nur in den Bronchien gebildet haben konnte. Ich befürchtete den Beginn jener schlimmen, äußerst quälenden, chronischen Bronchitis mit baumförmig verzweigtem fibrinösem Auswurf, ein oft unheilbares Leiden, das z. B. unsern Examinator, den Geh. Rat Dr. Teuffel, in den letzten Jahren seines Lebens böse mitgenommen hatte. Mein Assistent kam, mich zu besuchen, und hörte an der Stelle, wo ich das leise Stechen empfand, ein feines Knistern. Weil das Räuspern und Auswerfen der Dendriten sich fort und fort wiederholte, verschrieb ich mir ein kräftiges Vomitiv. Nachdem es stark gewirkt hatte, hörte der Dendriten-Auswurf auf, ich räusperte noch von Zeit zu Zeit etwas ungeformten Schleim aus, fühlte mich besser, hütete einige Tage das Zimmer und war vor Ablauf der Woche gänzlich hergestellt. Das Auffallendste bei dieser merkwürdigen Bronchitis acutissima mit nur halbtägigem Auswurf von Dendriten war der Umstand, daß die Bäumchen und der Auswurf überhaupt ohne Husten, lediglich durch Räuspern, aus den Luftwegen herauf befördert wurden. — Einen ähnlichen Fall fand ich in der Litteratur nicht beschrieben. —

* * *

Digitized by

Der Leſer, der mit der Geſchichte der Medizin nicht vertraut iſt, wird nun die Frage aufwerfen: wie konnte es kommen, daß ein der Natur entlehntes, anſcheinend ſo rationelles und durch tauſendfältige Erfahrung erprobtes Heilverfahren heute nur noch ausnahmsweiſe benützt wird? Daß es Gefahren in ſich ſchließt, konnte ja auch den alten Aerzten nicht verborgen geblieben ſein, und in der That verboten ſie ſeinen Gebrauch bei vielen Fehlern und Krankheiten auf das ſtrengſte, beiſpielsweiſe bei Herzfehlern, ſchwachem Herzen, brüchigen Schlagadern, Leibſchäden, Entzündung der Magenſchleimhaut, der Därme und des Bauchfells, bei ausgebildeter Bleichſucht und vielen anderen ſolchen „Kontraindikationen". Ungeachtet dieſer Einſchränkung blieb noch ein weites Feld übrig, wo die Vomierkur zuläſſig und nützlich erſchien; erſt in der zweiten Hälfte dieſes Jahrhunderts iſt ihr Gebrauch mehr und mehr eingeengt worden und giebt man die Brechmittel faſt nur noch, um in dringenden Fällen giftige Subſtanzen aus dem Magen zu entfernen, ſucht ſie ſogar bei verdorbenem Magen, wo ſie einſt ſo große Triumphe feierten, durch mildere Verfahrungsweiſen zu erſetzen.

Das Schickſal dieſer Kurmethode iſt eines der lehrreichſten Beiſpiele, um zu zeigen, welchen ungeheuern Einfluß die Entdeckungen der pathologiſchen Anatomie auf die Therapie gehabt haben und haben mußten. Die große Einſchränkung des Gebrauchs der Vomitive war die Folge einer der wichtigſten Bereicherungen unſrer anatomiſchen Kenntniſſe, die wir zwei Forſchern erſten Rangs auf dieſem Gebiete verdanken: Cruveilhier in Paris und Rokitansky in Wien. Sie fällt in das Ende des vierten Jahrzehnts, kurz vor dem Beginn meiner mediziniſchen Studien. Faſt gleichzeitig haben die beiden berühmten Anatomen, Cruveilhier 1838, Rokitansky 1839, die ärztliche Welt mit dem runden Magengeſchwür, ſeiner Häufigkeit und großen praktiſchen Bedeutung, bekannt gemacht. Ich hebe als beſonders wichtig aus der Lehre von dieſem eigentümlichen Geſchwüre, das außer im Magen, auch noch im angrenzenden Zwölffingerdarm angetroffen wird, nur Einiges hervor, was hier Erwähnung verdient.

Vor dem Eintritt der Geſchlechtsreife wird das Geſchwür äußerſt ſelten gefunden, von da an häufig, ſeltener bildet es ſich im Greiſen-

Digitized by Google

alter. Die Bleichſucht begünſtigt ſeine Entſtehung. Es iſt die häufigſte Urſache der Magenkrämpfe, die mit ſtarker Säurebildung, heftigen Schmerzen und Bluterbrechen verlaufen, es hat eine Neigung, die Magenwand zu durchbohren, und die ſtürmiſchen Bewegungen, die mit dem Brechakte verbunden ſind, können durch die Zerrung der Magenwände eine Zerreißung an der verdünnten Geſchwürsſtelle herbeiführen. Wäre man nun im ſtande, die Geſchwüre durch ſichere Zeichen in allen Fällen vom einfachen Gaſtrizismus zu unterſcheiden, ſo würde man auch heute noch unbedenklich gegen dieſen die Brechkur anwenden dürfen, es giebt aber vereinzelte, wenn auch ſeltene Fälle, wo ſich das Geſchwür hinter dem Bilde eines unverdächtigen Gaſtrizismus verſteckt, und dies iſt der Grund, weshalb man ſo vorſichtig geworden iſt.

Weit ſeltener, als man annehmen könnte, ſcheinen Brechmittel Zerreißungen der Magenwand herbeigeführt zu haben. Der Grund davon dürfte ein mehrfacher ſein. Am häufigſten wurden ſie bei Kindern verordnet, bei denen die Geſchwüre kaum vorkommen, bei Bleichſucht waren ſie verboten, ebenſo bei ſchmerzhaften Zuſtänden des Magens. Mir perſönlich iſt nur einmal ein ſolches Ereignis zur Kenntnis gekommen; es brachte 1854 einen Wundarzt aus der Gegend von Würzburg auf die Anklagebank.

Digitized by Google

Prüfung auf dem Krankenbette.

Akuter Gelenkrheumatismus im Winter 1846/47.

Niemand hatte sich über meinen ärztlichen Lizenzschein mehr gefreut, als meine Mutter. Leider waren ihre Tage bereits gezählt; aus Furcht vor dem Messer der Chirurgen verheimlichte sie ein böses Leiden so lange, bis es zum Operieren zu spät war. Erst 48 Jahre alt, schied sie nach unsäglichen Qualen am 19. November 1846 von uns. Kurz zuvor, für meine arme Mutter ein Jahr zu spät, war in Boston die große Erfindung gemacht worden, chirurgische Operationen mittelst eingeatmeter Aetherdünste schmerzlos auszuführen.

Als meine Mutter starb, war ich seit einigen Monaten Assistenzarzt an der inneren Klinik Pfeufers. Ich wohnte im Krankenhause, ohne zu ahnen, daß ich meine genausten pathologischen Beobachtungen darin am eigenen Leibe machen sollte. In der Weihnachtswoche streckte mich ein heftiger Gelenkrheumatismus auf das Schmerzenslager und wich erst gegen Ende Februar. Er züchtigte meinen verzärtelten Leib für die groben hygienischen Sünden, die ich, als Arzt doppelt strafbar, hätte vermeiden sollen. Seit anderthalb Jahren hatte ich die meiste Zeit am Studiertisch gesessen, war nur wenig in die frische Luft gegangen, hatte meine Muskeln kaum geübt und meine Haut nicht methodisch mit kaltem Wasser abgehärtet. Zwar hatte mir der Lizenzschein die beste Note erteilt, aber in Wirklichkeit war ich ein Stümper. Hätte ich nur das Abc der Gesundheitslehre gekannt und befolgt, so wäre ich sicher vor der Krankheit geschützt gewesen.

Allerlei Störungen in meinem Wohlbefinden hatten mich im

Digitized by Google

Sommer 1846 nach und nach zum Hypochonder gemacht. Die läſtigen Empfindungen deutete ich irrig und bezog ſie auf ein ſchweres Leiden. Sie wären durch richtige Lebensweiſe leicht zu beſeitigen geweſen, aber in meinen falſchen Ideen befangen, gebrauchte ich verkehrte Mittel. Zwar ſchränkte ich meine Nahrung auf leicht verdauliche, reizloſe Koſt ein und nahm faſt keine erhitzenden Getränke, aber ich machte mir nur wenig Bewegung und gebrauchte ſtatt täglicher, kalter Abwaſchungen des ganzen Körpers und kalter Bäder, warme Bäder, die mir ein vorübergehendes Behagen verſchafften, meine Haut jedoch noch mehr verweichlichten. Als ich zuletzt im Beginn des Winters auf eine richtigere Auffaſſung meines Leidens kam und mir feſt vornahm, meinen krankhaften Empfindungen nicht mehr nachzugehen, verſchwanden ſie wie auf einen Schlag, ich machte mir mehr Bewegung und fühlte mich beſſer, aber zur Abhärtung meiner Haut that ich zu wenig und büßte dafür bitter.

Ueber Weihnachten war ich im Urlaub bei meinem Vater zu Beſuche. In der letzten Nacht holte man ihn auf offenem Wagen nach auswärts, nicht warm genug bekleidet fuhr ich mit ihm, es war eiſig kalt und ich fror auf dem ganzen Wege. Am nächſten Morgen kehrte ich nach Heidelberg zurück, ich fühlte mich unbehaglich und das Unwohlſein nahm in den nächſten Tagen zu. Wenn ich mich vom Sitze erhob, um zu gehen, war ich ſteif in den Gelenken und hatte Schmerzen darin, ich verlor den Appetit, fröſtelte, ſchlief ſchlecht und hatte ſchlimme Träume, doch beſorgte ich meinen Dienſt. In der dritten Nacht aber weckte mich zu mitternächtiger Stunde ein wütender Schmerz im Ballen der linken großen Zehe, es war, als würde er mir in einen glühenden Schraubſtock gepreßt, und ich fieberte. So hatte uns Pfeufer die mitternächtige Einkehr des Podagra geſchildert, als ich zwei und ein halb Jahr zuvor ſeine Vorleſungen über Gicht gehört. Ich erſtaunte: ſo frühe ſollte ich ſchon durch den Beſuch des Podagra ausgezeichnet werden? Hätte es mich nicht ſo heillos am großen Zehen geſchmerzt, ſo wäre ich faſt ſtolz auf die große Auszeichnung geweſen. Ich wagte ſogar Pfeufer bei ſeinem Morgenbeſuche meine Vermutung auszuſprechen, wurde aber mit der kurzen Bemerkung abgefertigt, nicht das vornehme Zipperlein ſei bei

Digitized by

mir eingekehrt, ſondern ein ganz gemeiner Gelenkrheumatismus und der ſchlimme Geſelle werde ſechs Wochen lang das Lager mit mir teilen.

Meinem Bettgenoſſen gefiel es ſogar noch länger bei mir, und er übte ſeine tückiſchen Künſte an meinen Gelenken mit beſonderem Mutwillen. Er ſprang faſt täglich auf neue, auch ſolche, die er meiſt verſchont, z. B. die Kiefergelenke und die Verbindungen der Nackenwirbel, ergriff oft mehrere zugleich und einige wiederholt. Ich lag unbeweglich auf dem Rücken, wie ein Käfer, den böſe Buben mit der Nadel lebend auf ein Brett ſpießten, und konnte kein Glied rühren vor Schmerzen. In Schweiß gebadet wurde ich von Frieſel krebsrot und lag an mehreren Stellen auf.

Nach einigen Tagen empfand ich morgens Stechen in der Herzgegend mit Beklemmung. Pfeufer ſtellte die Diagnoſe auf Entzündung des Herzbeutels; er gab meinem Vater ſogleich Nachricht von meiner Erkrankung und ſeinem Befunde, ohne mich von dem Briefe in Kenntnis zu ſetzen. Abends wurde ich von dem Beſuche meines Vaters überraſcht und aufgeregt. Ich hatte ſtets ſeine Ruhe am Krankenbette bewundert, heute verließ ihn die Faſſung. Schluchzend trat er zu mir, Pfeufer mußte ihm meinen Zuſtand als bedenklich geſchildert haben; er that mir unſäglich leid. Um ihn zu beruhigen, ſtellte ich mich ärgerlich über ſeine unnötige Erregtheit, mein Befinden ſei bereits gebeſſert, er möge getroſt heimkehren. Er nahm ſich zuſammen und verweilte nicht lange. — Ich überdachte, nachdem er weggegangen war, meinen Zuſtand mit der größten Gemütsruhe und bedauerte, falls ich ſtürbe, nur meinen Vater, der ſo große Opfer vergeblich gebracht haben ſollte. — Sechs Jahre ſpäter ſah ich dem Tode abermals ins Geſicht. Wie anders war es mir da zu Mute! Ich beſaß Familie und ſollte ſie unverſorgt zurücklaſſen.

Die Behandlung meiner Krankheit bietet nur wenig Intereſſe. Ich nahm keine andern Arzneien als ein Wiener Tränkchen am erſten Tag und wegen der gänzlichen Schlafloſigkeit und geſteigerten Schmerzen in der Nacht vom Ende der erſten Woche an jeden Abend eine kleine Gabe Morphium: einen Viertelgran. Pfeufer verordnete mir Colchicum, aber ich konnte mich nicht entſchließen, es zu nehmen. Auf das Herz ließ er mir einige Tage lang einen Eisbeutel legen. Meine ent-

Digitized by Google

zündeten Gelenke wurden in dicke Lagen von Werg eingeschlagen, ein damals allgemein gebräuchliches örtliches Verfahren, das mir die Schmerzen vermehrte, weshalb ich nach einigen Tagen dringend bat, mich damit zu verschonen. Dagegen empfand ich äußerst wohlthuend alle Morgen Abwaschungen am ganzen Leib mit warmem Wasser, dem Kalilauge zugesetzt war, einer Mischung von 30 Teilen des offizinellen Liquor Kali caustici auf 1000 Teile Brunnenwasser. Die Hälfte davon weiter verdünnt mit der 4—6fachen Menge badewarmen Wassers von ungefähr 28°R diente zur Abwaschung. Mittelst eines Badeschwamms wurde ein Teil des Leibs nach dem andern vorgenommen und jeder für sich mit einem zarten Tuche abgetrocknet. — Die Stunde nach dieser Waschung war viele Wochen lang die einzige, leidlich erträgliche. — Ich habe dieses Verfahren, das von Schönlein stammt, in meiner Praxis zeitlebens beibehalten und darf es warm empfehlen.

Bei dieser einfachen Behandlung bin ich schließlich genesen, an meinem Herzen blieb lange Zeit eine vermehrte Erregbarkeit zurück, die mich namentlich gegen Kaffee und Thee empfindlich machte, weit weniger gegen Wein.

Wie überall, wo Entzündungen auftraten, meinten viele Aerzte damals, auch beim Gelenkrheumatismus die Blutentziehungen nicht entbehren zu können. Einer der meist beschäftigten Aerzte in Heidelberg setzte einem meiner daran erkrankten Bekannten an jedes größere Gelenk, sobald es zu schmerzen anfing, 6—10 Blutegel, mindestens 60 im ganzen, ohne irgend einen wohlthätigen Einfluß auf den Gang der Krankheit. — Daß der Aderlaß nichts nützte, hatte ich als Assistent bei Naegele erfahren. Es war mir die kleine Schrift eines englischen Arztes — ich glaube, er hieß Macleod — in die Hände geraten, worin der Aderlaß als ein besonders wirksames Mittel gegen den akuten Gelenkrheumatismus empfohlen war. Hat man noch keine eigene Erfahrung, so ist man leichtgläubig. Es lagen gerade zwei kräftige Personen heftig von der Krankheit befallen in Naegeles Klinik und mit seiner Genehmigung entzog ich jeder ein Pfund Blut. Der Erfolg war null. Der Rheumatismus nahm unbehindert seinen, schließlich günstigen, Verlauf. Ich hätte besser gethan, der Lehre Puchelts Glauben zu schenken, wonach der akute Gelenkrheumatismus eine, wie er sich ausdrückte, „cy-

Digitized by Google

kliſche“ Krankheit ſei, die ſich durch Blutentziehungen in ihrem Gange nicht irre machen laſſe.

Mein Appetit war ſechs Wochen lang gänzlich verſchwunden, dagegen quälte mich ein unlöſchbarer Durſt infolge der rieſigen Schweiße. Neben friſchem Waſſer trank ich anfangs große Mengen von Limonade und ſpäter von Buttermilch. — Die erſte feſte Speiſe, die ich zu mir nahm, waren geſchabte ſäuerliche Aepfel.

Unter ſolchen Umſtänden war es kein Wunder, daß ich zum Skelet abmagerte. Der Vater meines Freundes Bronner beſuchte mich acht Tage, nachdem ich das Bett verlaſſen hatte. Tief erſchreckt ſchrieb er ſeinem Sohne Eduard nach Paris, ich ſei dermaßen abgezehrt, daß ich unmöglich geneſen könne.

Noch heute bin ich den Freunden und Bekannten dankbar, die mir in den Nächten hilfreich beiſtanden, darunter Prof. Karl Schaible, deſſen ich ſchon früher gedachte, und der Geh. Hofrat Oskar Diruf sen. in Kiſſingen. Eine treffliche Pflegerin war mir eine der kliniſchen Wärterinnen, eine lange, ſchlanke Perſon, die meine Freunde die Seeſchlange nannten. Sie war mir dankbar zugethan, weil ich ſie in den Herbſtferien an einer Perityphlitis glücklich behandelt hatte; nach einem Aderlaß waren Geſchwulſt, Schmerz und Fieber raſch bei ihr verſchwunden.

Die arme Seeſchlange! Ein langes Leben ſchien ihr beſchieden, aber ſie hatte ein zärtliches Herz und vermochte die Untreue ihres Geliebten, der ihr die Ehe verſprochen, nicht zu überleben. Sie verſchaffte ſich im Hoſpital ein Fläſchchen Opiumtinktur. Im Wahne, das Mittel, dem ſo viele Kranke Ruhe und ſüßen Schlaf verdanken, müſſe ihr in großer Gabe einen leichten Tod verſchaffen, leerte ſie es auf einen Zug und büßte ihren Irrtum mit einem langen und ſchweren Ringen mit dem Tode.

Meine ſchmerzhafte Krankheit iſt mir ein guter Lehrmeiſter geworden. Wer ſelbſt auf der Folterbank gelegen hat, fühlt am wärmſten mit den Gemarterten, er begreift ihr Jammergeſchrei, aber auch ihre leiſen Seufzer finden bei ihm volles Verſtändnis. Es giebt viele Dinge in der ärztlichen Praxis, die der wiſſenſchaftlichen Medizin gleichgiltig ſind, aber für den Kranken Labſal und Balſam; wer auf

dem Krankenbette und nicht bloß an ihm geprüft wurde, weiß den Wert eines mitfühlenden Blickes, eines guten Wortes zur rechten Zeit am beſten zu ſchätzen; den Phyſiologen läßt es gleichgiltig, wie die Kiſſen für den Kranken gelegt werden, für den praktiſchen Arzt iſt es eine ernſte, wichtige Sache.

Mit dem Eintritt der Wiedergeneſung bemächtigte ſich meiner ein Wolfshunger, der Magen verſuchte ſogar eines Tags zu meinem Schrecken mit ungeſtümen Forderungen die ſanfte Stimme des Herzens zu übertönen. Ich war bereits außer Bette, als ſich mir meine Braut und meine älteſte Schweſter zu Beſuch anſagten. Ich ließ ein Mahl richten und wir ſpeiſten zuſammen. Da gerieten in meinem Innern zwei Stimmen feindlich an einander. Die eine kam aus dem Herzen und ermunterte die lieben Kinder: „Ihr guten Mädchen, greift fleißig zu und laßt es euch ſchmecken!“ Die andre murrte aus der Tiefe: „Ich beſchwöre euch, laßt mir genug übrig!“ — Gottlob, ſie aßen beſcheiden, wie Vögelchen, die knurrende Stimme verſtummte und das Herz hüpfte vor Freude.

Digitized by

Sechstes Buch.

Reisebilder.

Digitized by Google

Das Ränzel leicht beladen,
Im Herzen leichtes Blut,
Und einen Kameraden
Zur Seite wohlgemut,
So wird die Reiſe gut.

Der Frühling 1847.

Als der Frühling in das Land kam, sah ich wieder frisch in die blühende Welt und behauptete, das Wonnegefühl der Wiedergenesung wiege die erduldeten Leiden auf. Was ich vor meiner Krankheit achtlos und ohne Dank hingenommen, den freien Gebrauch der Glieder und der Organe zum Atmen und Speisen, oder nachts die bequeme Lage und den ruhigen tiefen Schlaf, all das war mir jetzt unsäglicher Genuß.

Mit Freude begrüßte ich die Freunde, die im Herbste nach Paris gegangen waren und heimgekehrt mich jetzt besuchten, darunter Eduard Bronner, alle elegant gekleidet, wie ich sie nie gesehen, nach der neusten Pariser Mode. Neugierig lauschte ich ihren Schilderungen des modernen Babylon, seines Lebens und Treibens, seiner Paläste, prächtigen Straßen, Plätze und Lustgärten, seiner berühmten Aerzte, Gelehrten und Staatsmänner. Sie rühmten den freien patriotischen Sinn der Franzosen, ihr freundliches Entgegenkommen, ihre gefälligen Umgangsformen. Über die politische Stimmung Frankreichs gaben sie ernsten Bericht. Der Thron des Bürgerkönigs Louis Philippe stand nicht fest, Mißgriffe und Unwürdigkeiten in der inneren und äußeren Politik, vor allem aber die Habsucht des Königs, hatten die öffentliche Meinung erbittert und ihn um Achtung und Ansehen gebracht. Schlechte Ernten mit Verteuerung der Brotes drückten auf die Stimmung der Massen, die Käuflichkeit einzelner hohen Staatsbeamten und furchtbare Verbrechen in den obersten Schichten der Gesellschaft regten die niederen, der politischen Rechte beraubten Klassen

Digitized by Google

gegen die höheren auf. Geheime Gesellschaften waren unermüdlich an der Arbeit, das Königtum zu stürzen. Presse und Bühne eiferten um die Wette gegen die Verworfenheit der Bourgeoisie und Aristokratie und priesen mit glänzenden Phrasen die arme und tugendhafte Welt der gamins de Paris und der ouvriers seiner Vorstädte.

Die jungen Mediziner hatten in Paris fleißig eingekauft und sich für die Praxis mit chirurgischen Instrumenten und ganzen Bestecken bei Charrière und Luer, einzelne auch schon mit Mikroskopen bei Oberhäuser, ausgerüstet. Dies ist jetzt anders geworden; wie in so vielen Dingen hat sich auch darin Deutschland unabhängig von Frankreich gemacht und fabriziert selbst vorzügliche Instrumente.

Das Neuste, was die Freunde mitbrachten, war die große Erfindung der Aetherbetäubung zu schmerzloser Ausführung chirurgischer Eingriffe. Am 13. November 1846 hatte Elie de Beaumont der Akademie der Wissenschaften einen Brief seines Freundes, des Mediziners und Naturforschers Charles Jackson aus Boston mitgeteilt; eine neue Epoche der Chirurgie begann. Auf den Rat Jacksons hatte der Zahnarzt Morton am 1. September mit Hilfe eingeatmeten Aetherdunstes zum erstenmal eine Zahnoperation schmerzlos vollzogen, und der Chirurg Warren am 16. Oktober eine Geschwulst am Halse entfernt. Seit Jenners Einführung der Kuhpockenimpfung hatte keine Erfindung im Gebiete der Heilkunst Aerzte und Publikum so mächtig bewegt, wie diese amerikanische, die über Paris ihren Einzug in die alte Welt halten sollte.

Die Physiologen und Aerzte der französischen Hauptstadt hatten die einschläfernde und schmerzstillende Kraft des Aethers sofort bestätigt und näher studiert, auch Apparate zur wirksamsten Einatmung der Dünste ersonnen, die Heimgekehrten brachten sie mit. Pfeufer wünschte Versuche über die Aetherwirkung zu machen, wozu sich ihm die jungen Aerzte zur Verfügung stellten. Auf meinem Studierzimmer wurden sie ausgeführt und von Pfeufer im 6. Bd. der Zeitschrift für rat. Medizin veröffentlicht. Einer unsrer Freunde verriet in dem Stadium des Aetherrausches, das dem Schlafe vorausgeht, ein süßes Geheimnis, woran wir natürlich herzlichst teilnahmen. In zärtlichen welschen Worten beteuerte er der verlassenen Pariser Freundin seine deutsche Treue.

Digitized by Google

Bronner eröffnete mir seine nächsten Pläne. Er wollte nach Wien gehen, dessen alte medizinische Anziehungskraft durch das neu an seinem Himmel aufgegangene Doppelgestirn Rokitansky und Skoda erstarkt war. Ich wäre unendlich gern mit ihm gegangen, doch fehlte mir der nervus rerum, das Geld.

Pfeufer erkundigte sich gütig um meine Zukunftspläne und drang darauf, daß ich mich um ein Staatsstipendium zu Reisezwecken bewerbe. Ich wußte, daß mein Gesuch aussichtslos wäre, aber ich durfte ihn nicht durch Widerspruch kränken; er schrieb mir einen warmen Empfehlungsbrief an den maßgebenden höheren Beamten in Karlsruhe, der ihm persönlich bekannt und geneigt war. Damit reiste ich nach Karlsruhe, wurde vorgelassen und stehend bedeutet, daß die badische Regierung keine Ursache habe, Aerzte mit Reisemitteln zu unterstützen, es gebe deren übergenug im Lande, fast auf jedem Dorfe sitze ein Doktor. Wenn an der Landesheilanstalt Illenau eine Hilfsarztstelle frei würde, wolle man mich, falls ich eine solche in Aussicht nähme, berücksichtigen. Glücklicherweise gelang es mir, von einem privaten Gönner auf Treu und Glauben tausend Gulden vorgestreckt zu erhalten; mit dieser Summe konnte ich ein Jahr auf Reisen zubringen.

An einem schönen Maientag — es war der Dienstag der Pfingstwoche — fuhren Bronner und ich von Wiesloch ab. Unser nächstes Ziel war München; die ärztliche Fakultät der baierischen Hauptstadt lockte uns nicht, sie bedeutete wenig, einzig und allein der Kunstschätze halber wollten wir dort eine Woche verweilen. König Ludwig I. hatte München zu einer der sehenswertesten Städte Deutschlands gemacht.

Digitized by Google

Die Fahrt nach München.

Den Weg von Heidelberg nach München legt man heute mit dem Schnellzug bequem in acht Stunden zurück. Damals war von der ganzen Strecke, die wir von Wiesloch nach München durchfahren mußten, nur der kleine Teil von Wiesloch bis Bruchsal und der größere am Ende der Reise von Augsburg bis München mit Schienen belegt, durch ganz Württemberg und von Ulm bis Augsburg mußten wir den Eilwagen benützen. Wir kamen am ersten Tag abends nach Stuttgart, nachdem wir in Vaihingen an der Enz Mittag gemacht hatten, fuhren eng zusammengepfercht die Nacht hindurch bis Ulm, wo wir halb gerädert ankamen, wurden in Günzburg paßpolizeilich genau verhört und verbrachten die zweite Nacht zu Augsburg in den altberühmten drei Mohren. Erst am dritten Tag erreichten wir München.

Gleich bei der Abfahrt von Wiesloch bekamen wir einen älteren Herrn und eine junge Dame zu Reisegefährten, die wie wir nach München fuhren. Er stand in den Fünfzigen, sie war ein blühendes Mädchen, hübsch, heiter und noch nicht zwanzig Jahre alt. Es waren Onkel und Nichte; er schrieb sich in den Gasthöfen als Gutsbesitzer vom Niederrhein ein und erzählte uns bei Gelegenheit, daß er als Rentner lebe und den Sommer in Tirol zubringe, wohin ihn seine Nichte in diesem Jahre zum erstenmal begleite. Der Onkel hatte nichts Anziehendes, die Nichte gefiel uns besser.

In Vaihingen wurde Halt gemacht und zu Mittag gegessen. Da stellte es sich beim Tischgespräche heraus, daß man unsrem Reisegefährten gegenüber die Worte auf die Goldwage legen mußte. Mein

Digitized by

Freund unterhielt sich mit der Nichte über die Sehenswürdigkeiten, die uns in München erwarteten. Sie bemerkte ihm, daß sie neugierig sei, den Gottesdienst in der griechischen Kapelle dort kennen zu lernen, worauf er in aller Unschuld erwiderte: er meine gehört zu haben, daß der griechische Kultus noch unterhaltender sei, als der römisch-katholische. Es lag ihm nichts ferner, als die Absicht, Andersgläubige zu kränken, aber der Onkel hatte zugehört, fuhr empor und rief ihm über den Tisch zu: „Herr Doktor, die Kirche ist kein Theater! Ihre Aeußerung ist nur durch Ihre Jugend zu entschuldigen." — Mein Freund schwieg mit richtigem Takt und die Nichte brachte klug und geschickt das Gespräch auf ein andres, unverfängliches Thema. — Nach Tische besprachen wir unter uns die Szene. Der Onkel war offenbar ein kirchengläubiger und glaubenseifriger Mann, aber er hatte nicht gelernt, seine Heftigkeit zu zügeln; wir beschlossen, des Zwischenfalls nicht zu achten, aber dessen eingedenk auf unsrer Hut zu sein. Wir verkehrten, als wäre nichts vorgefallen mit Onkel und Nichte weiter, scherzten und lachten mit dieser, der Onkel lächelte dazu und gemahnte uns dabei an einen sauern Obstkuchen mit aufgestreutem Zucker.

In den „drei Mohren" zu Augsburg legte man uns das merkwürdige Fremdenbuch vor. Der berühmteste Gast, der in dem Hause Quartier genommen, war Napoleon nach den großen Tagen von Ulm. In dem Buche stand ausführlich, wie der siegreiche Korse den Magistrat der freien Reichsstadt beim Einzug begrüßt hatte. Seine Worte lauteten, ich glaube mich ihrer zu erinnern, wie folgt: „Ihr habt ein heilloses Pflaster, es ist Zeit, daß ich Euch einen Monarchen gebe, der für ein besseres sorge!" — Er hielt Wort, der Preßburger Friede vernichtete die alte Reichsfreiheit der schwäbischen Stadt und brachte sie an Baiern.

Nachdem wir Augsburg am Morgen des folgenden Tags besichtigt hatten, fuhren wir nachmittags nach München. Der Onkel rühmte den „Oberpollinger" als gut und billig. Wir stiegen dort ab. Ueber der Thüre unsres Schlafzimmers glänzten in weißer Kreide die Buchstaben der heiligen drei Könige: † C. M. B. † An dem Dreikönigstage kam alljährlich der Kapuziner mit Wedel und Weihwasser,

Digitized by Google

beſprengte das Haus und betete um himmliſchen Schutz und Segen für Wirt und Gäſte. In der Hut der drei Könige, der berühmteſten Reiſenden der chriſtlichen Welt, ſchliefen wir ſicher und gut; außerhalb des Hauſes, auf den Wanderungen durch die Straßen, vertrauten wir auf das Münchener Kindl und verweilten ſo, wohlbeſchirmt, ſieben ſchöne und lehrreiche Tage in der baieriſchen Reſidenz.

Digitized by

München.

Um nicht unvorbereitet Isarathen zu besuchen, hatte ich in den letzten Wochen vor der Abreise versucht, Kuglers Kunstgeschichte zu studieren, aber ohne rechten Nutzen, es fehlten mir die nötigen Anschauungen.

Sehr erwünscht war meinem Freunde und mir ein Empfehlungsbrief, den uns ein Oheim der beiden Landschaftsmaler Rottmann, der in Wiesloch als pensionierter Amtmann lebte, an seine Neffen mitgegeben hatte. Die Rottmann stammten aus der badischen Pfalz, aus Handschuchsheim bei Heidelberg, auch ihr Vater war Maler gewesen. Der alte Amtmann war ein seelenguter Herr und hatte sich in seinen Mußestunden der Dichtkunst beflissen, auch ein Bändchen Gedichte herausgegeben, worin er zur Freude der Wieslocher seinen Amtsbezirk besang und dem Dorfe Rauenberg den unvergeßlichen Vers widmete:

„In dem Thale überzwerg
Liegt das Dörfchen Rauenberg.

Wir machten gleich in den ersten Tagen Gebrauch von dem Briefe, aber leider war der ältere Bruder Karl, der berühmte Maler der italienischen Landschaften in den Arkaden und der griechischen in der neuen Pinakothek, verreist, der jüngere, Leopold, empfing uns freundlich und erteilte uns einige nützliche Ratschläge.

An einen dritten Landsmann und großen Maler in spe hatte uns Ludwig Eichrodt gewiesen, an seinen Freund Sudler, Jünger der Kunstschule, ein vielversprechendes Talent zeitlebens; Eichrodt hat ihm

Digitized by Google

in seinen gesammelten Gedichten (Bd. II, S. 420 u. f.) ein poetisches Denkmal gesetzt. Sudler erbot sich, uns in seinen freien Stunden, woran es ihm niemals fehlte, in München zu führen und führte uns zunächst in das Hofbräu. Hier, beim schäumenden Bierkrug und scharfen Radi, erwies er sich als der überlegene Meister der Zukunft,

„gescheiter als alle die Laffen
Lessing, Kaulbach und andre, die was schaffen."

Wenn er thatenlos es dennoch zu nichts gebracht hat, so entschuldigt ihn der Dichter mit der, einem solchen Genius nicht ausreichenden Güte des gemeinen Tageslichtes, er harrte auf glühendes Nordlicht,

„Und so brachte niemals Sudler
Etwas Fertiges zu stand,
Sudler war ein großer Hudler
Auf der edeln Leinewand."

Die vielen Profan- und Kirchenbauten, die König Ludwig errichten ließ, standen bereits zum großen Teile, wie die alte Pinakothek und die Glyptothek, oder waren der Ausführung nahe, wie die neue Pinakothek und die Basilika, die Propyläen waren in Aussicht genommen. Kunstschätze aller Art und aller Zeiten hatte der König mit wunderbarem Kennerblick und Geschick nach München gebracht und in herrlichen Palästen zu allgemeiner Benützung aufgestellt. Die ersten Künstler Deutschlands schmückten die Räume seiner Residenz und die neuen Bauten mit zahllosen prächtigen Werken. Mochte man auch über die baierische Feldherrnhalle mit dem einzigen Tilly spotten oder über den Obelisken zum Andenken an die 40 000 Baiern, die „auch für des Vaterlandes Befreiung in Rußland starben", jedenfalls waren die Denkmäler ein großer Schmuck der Stadt und halfen mit, sie zu einer der schönsten Deutschlands zu machen.

Die alte Mönchsstadt und Residenz der baierischen Herzöge war 1806 Königssitz geworden. Das Münchner Kindl in der braunen Kutte konnte sich nicht aus vollem Herzen über die glänzende Wandlung der Stadt freuen. Graf Montgelas, des ersten baierischen Königs Maximilian Josef gebietender Minister, war den Kutten nicht ge-

Digitized by Google

wogen und ein rücksichtsloser Vertreter der Omnipotenz des Staates. Bessere Zeiten kehrten für das Kindlein wieder, als mit dem Tode Max Josefs, 1825, Ludwig I. den Thron bestieg. Anfangs zwar schüttelte es den Kopf bedenklich, als mit den Mönchen und Nonnen die leicht geschürzten Musen aus Hellas auch in die Stadt einzogen, aber vergnügt sah es bald die Kunst mit der Kirche bei Bock und Salvator sich gut vertragen.

Die große Bedeutung König Ludwigs I. für die deutsche Kunst wird erst heute ganz begriffen; wie der Ritter im Märchen des Dornröschen, hat er sie aus totenähnlichem Schlummer erweckt. Aber die Jugend der vierziger Jahre sah in dem König lediglich einen Tyrannen nach medicäischem Vorbilde, der die Staatsmittel des armen Baiern in Bauten und in den Launen seiner künstlerischen Neigungen verschwende. Daß die Millionen, die er mit methodischer Berechnung aufwandte, einst der Hauptstadt Baierns und dem ganzen Lande, ja der deutschen Kunst, reichen Zins tragen würden, ahnte kaum jemand, und vollen Dank erntete er während seiner Regierung nur bei den Künstlern, denen er eine große Stätte schuf.

Obwohl der König gut deutsch gesinnt war, hat er die Zuneigung der patriotischen, aber zugleich frei gesinnten deutschen Jugend nicht besessen, denn aufgewachsen in dem Glauben an die unbeschränkte Macht der Fürsten von Gottes Gnaden, wollte er kein Titelchen seines göttlichen Rechtes preisgeben und haßte die von seinem Vater dem Königreiche 1818 verliehene Verfassung. Er meinte, seines fürstlichen Amtes gerecht zu walten, wenn aber die Gerichtshöfe das Gesetz nicht nach seinem Gefallen auslegten, ließ er die Richter seine Ungnade fühlen. Vor dem Landtage 1831 hatte er feierlich erklärt, er möchte kein unbeschränkter Herrscher sein, aber auch loyalen Männern von liberaler Gesinnung ließ er bei der großen Demagogenhetze der dreißiger Jahre bös mitspielen. Wir jungen Mediziner beklagten mit tiefem Mitleid das herbe Los des Dr. Eisenmann, eines der besten Schüler Schönleins. Die Gerichte hatten ihn aus nichtigen Gründen wegen Hochverrats zum Tode verurteilt und der charakterfeste, zu Kerkerstrafe begnadigte Mann blieb 16 Jahre in der Frohnfeste eingesperrt, weil er sich unerschütterlich weigerte, vor dem Bilde des Königs die

Digitized by Google

verlangte Abbitte zu thun. Erſt das Jahr 1848 verſchaffte dem Dulder die Freiheit.

Auch die deutſche Mutterſprache verſuchte der König unter ſein abſolutes Regiment zu beugen, aber ſie ſpottete ſeiner. Staunend ſkandierten wir ſeine Diſtichen unter den Arkaden und ſtolperten vergnügt über die ungelenken Versfüße.

Wir waren den ganzen Tag unterwegs, es gab ſo unendlich viel zu ſehen, und keine der Schöpfungen des kunſtſinnigen Königs ſollte uns entgehen. Eine einzige Stunde nur verwendeten wir auf das mediziniſche München.

Die beiden bedeutendſten Männer, die ſeit der Verlegung der Landshuter Univerſität 1826 nach München an der mediziniſchen Fakultät gewirkt hatten, waren Ignaz Döllinger, der 1841 ſtarb, und Philipp von Walther. Man hatte Walther, den geiſtvollen und berühmten Chirurgen, der ſich früher ſchon in Landshut als Phyſiolog und Chirurg eines großen Rufs erfreut hatte und 1818 nach Bonn berufen worden war, wo er als chirurgiſcher Lehrer und Praktiker eine außerordentliche Verehrung genoß, 1830 nach München geholt; bald aber bereute er bitter, dem Rufe nach Baiern gefolgt zu ſein. Die Ränke der mächtigen Gegner im Schoße der Fakultät zwangen ihn 1836, ſeine Klinik an den heute vergeſſenen Profeſſor Wilhelm abzutreten und nur noch Vorleſungen abzuhalten. Chelius und Pfeufer hatten des ausgezeichneten Mannes ſo oft in tiefer Verehrung gedacht, daß wir begierig waren, ihn zu ſehen, und ihn im Hörſaale aufſuchten, aber wir trafen es ſchlecht. Zwar ſeine imponierende Perſönlichkeit erfüllte uns mit Ehrfurcht, aber das Thema aus der Augenheilkunde, worüber er vortrug, war das denkbar unglücklichſte. Er las über die Ophthalmia trichomatosa, zu deutſch: die Augenentzündung beim Weichſelzopf. Dieſer Zopf iſt heute mit vielen andern Zöpfen aus der Medizin beſeitigt. Damals galt er noch für ein endemiſches, an klimatiſche Schädlichkeiten der Weichſelländer gebundenes Leiden des Kopfhaars, in Wirklichkeit aber iſt er ein Erzeugnis der Unreinlichkeit ihrer Bewohner, die zur unlösbaren Verfilzung der Haare führt, und weicht der Schere und Seife. Walther beſchrieb den Weichſelzopf genau und handelte drei Viertel-

Digitized by

ſtunden von deſſen Erſcheinungen und Folgen, möglichen Urſachen, Prognoſe und Behandlung; — wir verließen wenig erbaut den Hörſaal.

Auch Louis Stromeyer, der ausgezeichnete Chirurg, deſſen Klinik mein Freund Bronner in Freiburg beſucht hatte, war ein Jahr lang (1841/42) Mitglied der Münchener Fakultät geweſen, ehe er in Freiburg wirkte. Mein Kollege Prof. Joſef Gerlach in Erlangen, der in München eine Zeit lang ſtudiert hat, erzählte mir eine Geſchichte, die mit dazu beitrug, Stromeyer den Aufenthalt in München zu verleiden und ihn zu bewegen, einen Ruf nach Freiburg anzunehmen. Ringseis forderte eines Tags Stromeyer auf, einem Kranken der inneren Klinik mittelſt des Bauchſtichs Waſſer abzuzapfen. Stromeyer weigerte ſich, nachdem er den Kranken unterſucht hatte, die Operation vorzunehmen, weil kein Waſſer im Bauche ſei. Darauf machte Ringseis ſelbſt den Stich, es kam nur Luft, der Kranke ſtarb, die Schüler erzählten den Vorgang Stromeyer in der Klinik und dieſer bemerkte ſpitz: „Man nennt dies den trockenen Stich, ſo ſticht man die Leute ab.“ Ringseis wurde dieſe Aeußerung hinterbracht, er verklagte Stromeyer bei der Fakultät, die den Widerruf der Beleidigung vor den Schülern verlangte. Stromeyer gehorchte mit den Worten: „Ich widerrufe, was ich geſagt: ſo ſticht man die Leute nicht ab!“

Lola Montez.

Wie ich der Biographie von Sepp: „Ludwig Augustus, König von Bayern", Schaffhausen 1859, entnehme, warnt der heilige Hieronymus, der gelehrteste lateinische Kirchenvater, vor überschwenglicher Liebe zur Schönheit, sie mache den Menschen einseitig und verdreht, möge er noch so hoch geadelt sein. Aristoteles und Seneca hätten sich im gleichen Sinne ausgesprochen. — Die Ereignisse der letzten Regierungsjahre des Königs Ludwig I. zeugen für das richtige Urteil des weisen Hieronymus.

Seit 1837 hatte der König in seinem Günstling Abel, einem politischen Renegaten, einen Minister ganz nach seinem Sinne gefunden. Zehn Jahre lang, bis 1847, bekämpfte Abel, als der entschiedenste Feind der Verfassung, den baierischen Landtag und Reichsrat, und erwies sich zugleich als ein willfähriges Werkzeug der Ultramontanen. Da geschah, kurz bevor wir die Fahrt nach München antraten, unerwartet Unglaubliches. Der König entließ am 16. Februar 1847 seinen Günstling und ernannte ein liberales Ministerium.

Die Welt vernahm das Ereignis mit Staunen. Wie war das Unmögliche möglich geworden? Was hatte den König plötzlich so gänzlich umgewandelt? Das Alles hatte, es war die reine Wahrheit, eine Bajadere mit ihrem Tanzen gethan, und der Name Lola Montez, bisher in weniger Leute Munde, erlangte mit einemmale historische Berühmtheit.

In der That, die junge Schöne hatte das Herz des alternden Königs in Flammen gesetzt und schwang mit tollem Uebermut ihr Pantöffelchen über dem gesalbten Haupte. Wenn sie winkte, so flogen

Digitized by Google

die Miniſter aus ihren Aemtern und die Profeſſoren von ihren Lehrſtühlen. Mit der Reitpeitſche wies ſie der hohen Polizei die Thüre; den Studenten, die ihr ein Pereat vor dem Hauſe brachten, trank ſie lachend Champagner zu und bewarf die zugeſtrömte drohende Menge mit Bonbons. Vor den Augen Europas ſpielte ſich eine Staatsaktion erſten Ranges ab, wie eine luſtige Operette.

Lola Montez — unter dieſem Namen hatte die Tänzerin ſich eingeführt — war geboren zu Montroſe in Schottland, die Tochter eines engliſchen Offiziers Gilbert und einer Kreolin Oliverras. Mit 15 Jahren war ſie in Bath aus der Penſion entlaufen, hatte ſich mit einem jungen Kapitain James verheiratet und mit ihm nach Kalkutta eingeſchifft. In den Offizierskreiſen der oſtindiſchen Kompagnie herrſchte ein ausgelaſſenes Leben, in dieſer Schule wurde ſie zur Courtiſane. Sie verließ ihren Mann, kehrte nach Europa zurück, vertauſchte in Spanien, wo ſie längere Zeit verweilte, ihren engliſchen Namen, wurde Tänzerin und ging aus einer Hand in die andre. In Paris erregte ſie Aufſehen und ein Journaliſt, Dujarrier, wurde ihrethalben im Duell erſchoſſen. Von Paris aus beſuchte ſie die Bühnen der meiſten Hauptſtädte Europas, zuletzt, nach einer Kur bei Chelius in Heidelberg und einer Nachkur in Baden-B, reiſte ſie nach München, wo ſie anfangs Oktober 1846 ihre erſte Gaſtrolle gab und den König alsbald in Feſſeln ſchlug. Wenn ich Sepp, der die meiſten dieſer Angaben geſammelt hat, richtig verſtehe, ſo liebte der König das ſchöne Menſchenbild nicht anders als wie er die ſchönen Marmorbilder ſeiner alten Pinakothek anbetend verehrte. Auch im Gedichte pries er die anmutige Heiterkeit und das Feuer der vermeinten Andaluſierin:

„Heitern Sinnes, froh und helle,
Lebend in der Anmut hin,
Schlank und zart, wie die Gazelle,
Biſt du, Andaluſierin,
Voll von Feuer, voll von Leben
Iſt dein Weſen, iſt dein Streben."

Der dringlichen Einreden Abels ungeachtet, verlieh der ſtarrſinnige König der Tänzerin den Titel einer Gräfin von Landsberg

Digitized by Google

und das baierische Heimatsrecht. Der Minister mußte gehen und Lola stieg von den Brettern, die nur die Welt bedeuten, auf die wirkliche Weltbühne. Ein Hexensabbath ging in der baierischen Hauptstadt los. Bisher hatten die Münchner sich nur beim Bierwalzer gedreht, jetzt schwenkten sie sich im raschen Tempo des Bolero und Fandango. Wenn die Tänzerin mit den Castagnetten klapperte, hüpfte Jung und Alt. Auch den Pöbel erfaßte der Taumel und der Thron begann in den Fugen zu knarren. Nur die Geistlichkeit hielt sich fest auf den Beinen und wartete die rechte Zeit ab, um den Zauber zu bannen.

Wie man sich denken kann, war unsere Neugierde, die schöne Circe zu sehen, groß. Zweimal war die Gelegenheit mir günstig, ihr Bild, und zweimal, sie selbst zu betrachten.

Maler Sudler hatte uns in Kaulbachs Atelier geführt. Der berühmte Künstler hatte Lola auf des Königs Geheiß gemalt und ihr einen widrigen Ausdruck gegeben. Der König war darüber entrüstet und verschwieg sein Mißfallen nicht: „Kaulbach, Sie haben eine Giftmischerin gemalt und nicht die Gräfin Landsberg!“ — Es ließ sich nicht leugnen, das Bild Kaulbachs schmeichelte ihr nicht.

Dagegen war das Porträt gelungen, das Stieler gemalt hatte; es hing unter den Frauenbildern der Schönheitsgalerie im Festsaalbau der Residenz, der Betrachtung des Publikums zugänglich. Hier nahm ich es mit Freund Bronner in Augenschein. Wir eilten hinter dem Lakaien, der mit der ganzen Würde eines königlichen Bedienten dem Schwarme der Besucher vorausging, in raschem Trabe durch die Säle. Plötzlich stockte in der Galerie der Zug und drängte sich auf einen Knäuel zusammen. Der Führer verweilte, bis sich alle um ihn gesammelt, deutete auf eines der Bilder und rief mit sonorer Stimme respektvoll: „Sennora Dolores Montez, Gräfin von Landsberg“. Niemand wollte sich von dem Bilde trennen, aber der Führer schritt weiter, der Zug setzte sich wieder in Bewegung, immerhin war es uns beiden gelungen, das Porträt genügend zu betrachten. Sennora Montez erschien uns wirklich würdig, unter diesen ausgewählten Schönen als eine der reizendsten zu prangen.

In Person sahen wir den Gegenstand der allgemeinen Neugierde zuerst im Hoftheater. Der König, die Herzogin von Leuchtenberg,

Digitized by Google

die Kaiserin Witwe von Brasilien und ihre Tochter beehrten die Vorstellung mit ihrer Gegenwart, die Taglioni tanzte. Lola saß in einer Loge ersten Rangs, an die Brüstung gelehnt, gut sichtbar. Der König und sie klatschten den meisten Beifall. — Am folgenden Tage sah ich sie ganz in der Nähe, von Angesicht zu Angesicht. Der Weg führte mich durch die Barer-Straße an dem Hause vorüber, das ihr der König geschenkt hatte. Sie saß am Fenster zu ebener Erde, den Blick abwärts gerichtet. Ich erkannte sie, blieb stehen und prüfte ihre Züge aufmerksam. Sie glich genau dem Bilde in der Schönheitsgalerie, war wirklich reizend, hatte schwarze Haare und tiefblaue Augen. Plötzlich bemerkte sie mich, lachte und verließ das Fenster.

Wer weiß heute noch viel von Dolores Montez? — „Wenn die Dolores vorbei sind, hören die Schmerzen auf," witzelten die Münchner fliegenden Blätter, nachdem ein allerhöchster Befehl die Gräfin Landsberg am 11. Februar 1848 gezwungen hatte, binnen einer Stunde abzureisen und das Land zu verlassen. Der Hexentanz war zu Ende; ein Aufruhr, geschürt und ausgenützt von den Ultramontanen, hatte den König genötigt, sie preiszugeben. „Hieße sie Loyola Montez," grollte er, „so wäre alles still geblieben." Am 20. Februar legte er im 61. Jahre seines thätigen Lebens, des Regierens müde, das Scepter nieder mit dem Geständnis: eine neue, ihm fremde Zeitrechnung habe begonnen. Sein edler Sohn, Maximilian II., ergriff es mit der Versicherung: „dieser Zeit Gebote zu verstehen und auch zu vollbringen," und hielt Wort.

Die Ausgewiesene spielte sich auf als Befreierin Baierns aus den Banden der Ultramontanen. Sie hielt Vorträge in der alten und neuen Welt, schriftstellerte über die Kunst, die Schönheit zu erhalten, verheiratete sich noch mehrmals, wurde schwindsüchtig, gelähmt, bußfertig und starb im Elend zu Greenwood bei New-York. Auf ihrem Grabsteine steht geschrieben:

„Mrs. Eliza Gilbert, died January 17, 1861. aged 42 years."

Diese wenigen Worte lassen nicht erraten, wer die Eliza Gilbert war, deren Gebeine unter dem Rasen modern. Verständlicher wäre die Aufschrift: „Wanderer, störe den Schlummer der müden Tänzerin nicht, die hier ruht. Sie war die ausgelassenste ihres Jahrhunderts: Dolores Montez."

Digitized by Google

Schleißheim und Abschied von München.

Zu unsrer großen Freude trafen wir in München unsern Freund Sigmund Pfeufer, er beendete eben sein Staatsexamen. Wir machten am Mittwoch vor dem Fronleichnamstag mit ihm einen Ausflug nach Schleißheim, um die dortige Bildergalerie zu sehen, Onkel und Nichte, auch unser Landsmann Sudler, schlossen sich uns an.

Der Tag verlief äußerst vergnügt. Die strotzenden Wangen Josephinchens — so hieß die Nichte — blühten noch rosiger als sonst, und ein Strahl sonniger Heiterkeit stahl sich sogar von der Jugend auf das sauertöpfige Gesicht des Onkels.

Von den vielen Gemälden, die das alte kurfürstliche Schloß in Schleißheim damals bewahrte, ist mir kein einziges in Erinnerung geblieben, wohl aber ein kleines Abenteuer, wozu die muntere Nichte Anlaß gab. Als gewissenhafter Geschichtschreiber darf ich es nicht verschweigen.

Der Onkel, der Maler und ich waren mit dem Führer bereits in dem letzten Saale angelangt, die Nichte mit Bronner und Pfeufer in dem dahinter gelegenen Saale zurückgeblieben. Ermüdet von dem vielen Schauen achtete ich nur mit halbem Ohr auf die eintönige Erklärung der Gemälde, da vernahm ich deutlich ein Pfeifen im Walzertakt und ein Schleifen von tanzenden Füßen; die Laute kamen aus dem Nebensaale. Auch der Führer schien sie zu hören, er hielt einen Augenblick mit dem Erklären inne und lauschte; plötzlich tönte es dumpf wie ein schwerer Fall; hurtig lief er in den Saal zurück und besorgt eilte ich ihm nach. Er sah sich prüfend an allen vier

Digitized by Google

Wänden um, die Gemälde hingen sämtlich in richtiger Verfassung an ihren Stellen, befriedigt kehrte er wieder um, ohne auf die Gesellschaft weiter zu achten. Ich dagegen betrachtete sie mit neugierigen Augen. Was konnte geschehen sein? Josephinchen stand da, purpurübergossen, das Bild größter Verlegenheit, Pfeufer gleichfalls verlegen, lächelte, nur Bronner sah frei von Befangenheit vergnügt darein. Von ihm erfuhr ich, was sich eben zugetragen.

Die junge Dame hatte ihre Aufmerksamkeit nicht lange auf die alten Gemälde gerichtet, weit mehr interessierten sie die Spiegel und Konsols und vor allem der prächtige eingelegte Fußboden. „Wie schade!" rief sie ihren Kavalieren zu, „ein Parket, so herrlich und glatt und gänzlich unbenützt!" Kaum hatte sie diese Andeutung gemacht, so faßte sie Pfeufer um die Hüfte, Bronner pfiff und das Pärchen drehte sich durch den Saal. Aber das tückische Parket brachte Josephinchen zu Fall und sie zog ihren Tänzer nach sich, doch wie der Blitz raffte sich dieser elastisch empor und die Dame mit. Als der Führer eintrat, standen beide wieder fest auf den Füßen.

Diese Vorgänge hatten sich sehr rasch abgespielt und entgingen dem Onkel gänzlich. Obwohl er hinreichend bibelkundig war, verstand er doch die versteckten Anspielungen nicht, die auf dem Heimwege fielen, die ewig sich wiederholende Geschichte von Adam und Eva, dem Sündenfall, und ach! dem verlornen Paradiese.

Am Fronleichnamstag waren wir begierig, die große Prozession zu sehen. Der Maler führte Bronner und mich morgens bei guter Zeit in ein passend gelegenes Kaffeehaus, wo wir im ersten Stock ein Fenster in Beschlag nahmen, vor dem die Prozession defilierte; zu uns gesellte sich das zutrauliche Nannerl, die fesche Kellnerin des Hauses, und gab uns manche erwünschte Auskunft. Der Zug war großartig. Der Erzbischof mit der Geistlichkeit, der König mit den Prinzen, der Hofstaat, Adel und Minister, Militär und Bürger, Männer und Frauen, alt und jung, zogen mit Musik, betend und singend, viele nur plaudernd, vorüber. Auch Ringseis sah ich hier zum ersten und letztenmale, er durfte nicht fehlen. Ganz gegen Ende des Zugs kam psalmodierend ein Trupp Franziskaner. „Jetzt paßt auf!" kicherte das Nannerl, „seht ihr den Dicken in der Mitte? Er

Digitized by Google

wird gleich heraufſchauen und mir zuwinken.“ — So geſchah es. Der Dicke in der Kutte blickte zu Nannerl herauf, winkte und ſchmunzelte.

Der Tag war heiß und die Andächtigen ſtrömten nach der Prozeſſion durſtig in die Bierkeller. In der Fronleichnams-Oktave wird der berühmte Bock ausgeſchenkt, wir wollten die Gelegenheit nicht verſäumen, ihn an der Quelle zu koſten, und zogen nach einem mit Bäumen bepflanzten Hofraume in der Nähe des Hofbräuhauſes, wo er verzapft wurde. Es ging da luſtig zu, gedruckte Bocklieder wurden ausgeteilt und geſungen, eine Nachfeier der Prozeſſion.

Am folgenden Morgen nahmen wir Abſchied von München und fuhren in die Berge.

Digitized by

Tegernsee und der Schandl.

Wir hatten unsre Koffer von Hause nach Wien voraus spedieren lassen und wanderten mit leichten, über die Schultern gehängten Taschen in die Alpen. Bis Tegernsee benützten wir den Stellwagen. Dahin fuhren auch mit uns Onkel und Nichte, die einen schweren Koffer mit sich führten und in Tegernsee einige Tage verweilen wollten, während wir nur zu übernachten beschlossen, um noch einen letzten Abend mit der Nichte zuzubringen und am Morgen darauf früh nach Tirol aufzubrechen. Aber das Schicksal bestimmte es anders.

Der Onkel hatte in München in Erfahrung gebracht, daß es seit kurzem in Tegernsee außer dem Gasthof zur Post einen neuen „zum Schandl" gebe, der ebenso gut und billiger sei, auch schöner und höher liege. Dort wollte er sich einmieten und wir folgten bereitwillig seinem Vorschlag, gleichfalls in dem Schandl abzusteigen. Bei der Ankunft in Tegernsee hielt der Stellwagen an der Post, die Dienstboten dieses Gasthofs weigerten sich, den Koffer unsres Reisegefährten in einen andern Gasthof zu tragen, er mußte sich nach Trägern im Orte umsehen und schlug uns vor, einstweilen mit der Nichte vorauszugehen und im Schandl Quartiere zu bestellen.

Die Nichte in unsrer Mitte, stiegen wir einem kleinen Bach entlang bergan, gingen aber fehl. Entweder verstanden wir die Leute nicht, die wir nach dem Weg zum Schandl fragten, oder sie verstanden uns nicht. Nachdem wir länger als eine Viertelstunde bergan gegangen waren, wurden wir erst richtig belehrt, mußten umkehren, denselben Weg bergab gehen und einen Brückensteg überschreiten, um auf

Digitized by Google

der andern Seite zu dem Schandl zu gelangen. Als wir die Brücke erreicht hatten, wechselte mein Freund einen Blick mit der jungen Dame, den sie ohne weitere Erklärung verstand. Die Brücke war nagelneu, hinreichend breit und glatt, und sie chassierten hinüber. Dann eilten wir zu dem nahen Schandl.

Der Gasthof hatte ganz und gar ein ländliches Aussehen; um in das Haus zu kommen, gingen wir durch einen geräumigen Hof. Hier stand bei Wirt und Wirtin der Onkel, mit rotem zornigem Gesicht, er war offenbar außer sich, daß wir noch nicht eingetroffen waren, und machte seinem großen Aerger mit Schelten Luft. Ein wenig abseits standen Knecht und Magd und konnten ihre Freude über das Schauspiel, das der fremde Herr vor ihnen aufführte, nicht verbergen, sie brannten offenbar vor Begierde, die Szene zu genießen, die es jetzt bei unserem Eintreffen absetzen würde.

Wir eilten sofort auf den Onkel zu, um uns zu entschuldigen, aber er achtete auf Bronner und mich nicht, sondern wandte sich nur an die Nichte und zeigte ihr seine rechte Hand, woran die Haut ein wenig abgeschürft war. Er hatte nur einen Träger für seinen Koffer aufgetrieben und in seiner Ungeduld mitgeholfen, ihn heraufzuschaffen, statt den Schandlwirt dafür sorgen zu lassen. „Schau her! wie ich zugerichtet bin," rief er der Nichte zu, „während ich mich mit dem Gepäck abquäle, läufst du mit den jungen Herrn in den Bergen herum, statt hier Quartier zu bestellen." Vergebens versuchten wir es nochmals, alle Schuld auf uns zu nehmen; er ließ uns nicht zu Worte kommen und wies uns barsch ab: „Ich habe nicht mit Ihnen zu rechnen, sondern einzig mit meiner Nichte." Ich schämte mich vor den Wirtsleuten und Dienstboten, wandte mich an meinen Freund und forderte ihn auf, mit mir ins Haus zu gehen, mit der Bemerkung: es sei doch sonderbar, daß der Herr unsre Entschuldigungen nicht einmal anhören wolle. Damit schlug ich dem Fasse den Boden vollends aus. Der Alte hatte in Göttingen zu einer Zeit studiert, wo das Wort „sonderbar" einen „Tusch" bedeutete und auf der Mensur gesühnt werden mußte. Ich hatte nicht entfernt daran gedacht, ihn zu beleidigen und ein Duell herbeizuführen, er aber rief, auf das äußerste erregt: „Mein Herr, Ihre Herausforderung beachte ich nicht. Meine Kirche

Digitized by Google

verbietet den Zweikampf. Sie beleidigen mich vergeblich!“ — Hierauf ergriff er den Arm der Nichte, die sich mäuschenstill verhielt, und führte sie ins Haus.

Auch wir verlangten ein Zimmer und hielten Rat, was zu thun. Mit dem alten Hitzkopf konnten wir nicht länger verkehren, wir beschlossen, ohne Säumen aufzubrechen und noch heute nach Kreuth zu wandern. Wir waren gerade zu diesem Entschluß gelangt, als wir durchs Fenster Onkel und Nichte zum See hinabgehen sahen; vermutlich wollte er seinen Zorn im Freien abkühlen. Somit hatten wir keine Begegnung mehr im Hause zu fürchten. Wir hatten in München die Gedichte Kobells in oberbairischer Mundart als Andenken für die Nichte eingekauft, schrieben jetzt eine freundliche Widmung in das Buch und ließen es auf ihr Zimmer tragen. Dann hängten wir unsere Täschchen um und machten uns auf den Weg nach Kreuth.

Eine Zeit lang gingen wir verstimmt nebeneinander her. Unser Wörterbuch war um ein neues Wort reicher geworden. Schandl bedeutete in Zukunft ein plötzliches Zerwürfnis unter Reisegefährten, einen Riß, der ein kaum geknüpftes Band Knall und Fall und für immer löste. Bald jedoch verscheuchte die frische Luft der Berge Verdruß und Betrübnis. Wir trösteten uns mit einem Schnaderhüpferl eigner Poesie:

Auf Reisen, da giebt's halt
Oft plötzlich einen Wandl,
Die Freundschaft vom Morgen
Wird abends zum Schandl.

In Kreuth schmeckte uns das Abendbrot ganz gut und als wir unsre Betten aufsuchten, weihten wir, eingedenk der göttlichen Taglioni und der Zauberin Lola, ein Viertelstündchen der edeln Tanzkunst, bevor wir uns niederlegten und in tiefen, erquickenden Schlummer sanken.

Digitized by Google

Tirol.

In früher Morgenstunde überschritten wir die baierische Grenze und tranken am Achensee den ersten Tirolerwein. Beim schönsten Sonnenschein trug uns ein Nachen über den träumerischen See und gingen wir hinab ins Innthal, wo wir in Jenbach übernachteten.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Am Vormittag sahen wir in Schwatz einen malerischen Aufzug von Bergknappen, die ihren Schutzheiligen feierten; nachmittags erfreuten wir uns auf dem Berg Isel bei Innsbruck an dem Treiben der Kaiserjäger und des tiroler Volks in seinem bunten Sonntagsschmuck.

Den ganzen Montag widmeten wir den Sehenswürdigkeiten der tiroler Hauptstadt und wanderten am Dienstag, vom Wetter stets begünstigt, durch das Innthal zurück in das Zillerthal. Wir waren nicht lange gegangen, so kamen wir an ein Gasthaus mit dem Schilde zum Erzherzog Johann und sahen auf der Steintreppe des Hauses einige junge Tiroler festlich geschmückt mit Federn und wehenden Bändern an den Hüten. Was mochte da los sein? Wir fragten, was für ein Fest man begehe, und erhielten artige Auskunft. Der Wirt hatte zur Feier seiner Hochzeit die Bewohner des Thales geladen, auch wir waren willkommene Gäste, wenn wir an dem Feste teilnehmen wollten; gegen Erlegung eines Guldens konnten wir mitschmausen und mittanzen nach Herzenslust, für saubere Diandeln versprachen uns die Burschen zu sorgen.

Dieser verlockenden Aufforderung, eine tiroler Hochzeit mitzumachen, widerstanden wir nicht; wir zahlten unsern Gulden und die

Digitized by Google

neuen Freunde hielten Wort. Zunächſt knüpften ſie an unſere Hüte als Zeichen, daß wir berechtigte Gäſte ſeien, rote Korduanſtreifen, die über unſern Nacken lange herabhingen und ſich ſeltſam genug an den hohen Cylindern ausnahmen. Wir trugen auf der Reiſe, worüber man ſich heute verwundern dürfte, wie es aber damals häufig Brauch war, ſolche, von den Studenten Angſtröhren oder Schlöte genannte Hüte. Bronner hatte den ſeinigen, einen ſchwarzen Filzhut, von Paris mitgebracht, ich den meinigen, einen grauen Klapphut oder Chapeau claque, in Heidelberg als Pariſer Neuigkeit angeſchafft. Nachdem wir ſo von den Burſchen herausſtaffiert waren, führten ſie jedem von uns eine holde Jungfrau aus den Hütten des Thales zu, ſie ſollten unſre untrennbaren Partnerinnen ſein an den Tafel- und Tanzfreuden des Hochzeitsfeſtes bis zum nächſten Morgen.

Die Gäſte waren bereits zahlreich verſammelt und noch immer ſtrömten neue herbei. Es war bald Mittag, ein guter Bratenduft kam von der Küche und im Tanzſaal ſtimmten die Muſikanten bereits die Geigen. Man ging paarweiſe hinter einander zu Tiſche; auch wir gingen im Zuge, die Diandln am Arm, und nahmen mit ihnen Platz. Mächtige Schüſſeln mit dampfender Suppe wurden aufgetragen und aus tiefen Tellern mit ruhigem Behagen geſchlürft. Der erſte Gang war damit beendet, wir brachen auf und wieder in geſchloſſenem Zuge wanderten die Paare zum Tanzſaal. Wir drehten uns rüſtig im Walzer und genau eine Stunde, nachdem wir uns zum erſten Gange geſetzt hatten, ſaßen wir wieder im Speiſeſaal beim zweiten. In dieſer Ordnung wechſelten von Stunde zu Stunde Schmaus und Tanz bis in die tiefe Nacht.

Sicherlich wäre das Feſt einförmig geworden, aber Sänger und Jodler ließen ſich zwiſchen hinein hören, und ausgezeichnete Tänzer und Tänzerinnen zeigten ihre Künſte, wodurch es zu angenehmer Abwechslung kam.

In beſonderer Erinnerung iſt mir ein Liebeslied, das ein flotter Burſche zum beſten gab, ein Spottlied zugleich auf die Pinzgauer Sennen des Salzburger Grenzlandes. Der Zillerthäler ahmte einen Pinzgauer nach, der, mit einem dicken Halſe behaftet, dem Diandl in Vierzeilern ſeine heiße Liebe geſteht. Mit jeder Zeile drückt das

harte Kröpferl ſchwerer auf ſeine Kehle und wird die Stimmritze enger, Liebes- und Atemnot ſtreiten ſich in ſeinen Mienen, bis die Stimme zuletzt in einem langgezogenen, heiſeren Geräuſch gänzlich erſtickt. Erſchöpft ſchaut er kläglich umher, das mitleidloſe Publikum lacht, aber er beginnt aufs neue einen Vers des Liedes mit demſelben jammervollen Schluſſe.

Im Laufe des Nachmittags kam ein ſchmuckes Ehepaar angefahren, angeſehene Wirtsleute aus dem Thal und Meiſter im Schuhplattler, dem Tanze der Aelpler. Die Geſellſchaft hieß ſie freudig willkommen, bildete im Tanzſaal einen Kreis, in deſſen Mitte das Paar die Zuſchauer entzückte, er durch geſchmeidige Kraft, ſie durch gewinnende Anmut.

Nach einigen weiteren Gängen und Tänzen waren wir des Feſtes ſatt und müde. Die jungen Tiroler hatten uns natürlich nicht die feinſte Blüte des Zillerthals zugeführt, die behielten ſie lieber für ſich. Zwar unſre Diandln waren gute Seelen und flink auf den Beinen, aber ein Schnaderhüpfel paßte auf die lieben Kinder und kam mir nicht aus dem Sinn, es lautete, ſo viel ich mich noch erinnere:

Mein Diandl iſt ſauber,
Mein' Luſt und mein' Freud,
Sie melket die Geißen
Und iſt nit zu g'ſcheit.

Ich verſtand zu wenig von der Melkwirtſchaft und unſre Unterhaltung kam deshalb öfters ins Stocken. Meinem Freunde Bronner ging es nicht beſſer. Wir verſtändigten uns durch Winke, verabſchiedeten uns unter einem glaubwürdigen Vorwand und gingen aus dem Hauſe, um durch einen Spaziergang das Selchfleiſch und die Knödeln des letzten Ganges beſſer zu verdauen.

Im Begriffe, das Haus zu verlaſſen, ſahen wir ein offenes Fuhrwerk vorfahren, Onkel und Nichte ſaßen darin und bemerkten uns. Joſephinchen begrüßte uns mit freudigem Zuruf, auch der Onkel grüßte leicht, ſein Zorn ſchien verraucht. Sie ſtiegen ab, wir konnten der Begegnung nicht ausweichen; die Nichte erzählte uns, daß der Onkel ſich im Thale eingemietet habe und weil ſie von der Hoch-

Digitized by

zeit gehört hätten, mit ihr hergefahren sei, damit sie das Treiben sich ansähe. Wir wünschten ihr viel Vergnügen, gingen aber nicht in das Wirtshaus zurück, denn es fehlte uns jede Lust, die Bekanntschaft mit dem reizbaren Onkel zu erneuen, und führten den beschlossenen Spaziergang aus. Als wir am Abend heimkamen, waren unsre alten Reisegefährten auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Der Rest des Abends verstrich im Herrenstübchen in guter Unterhaltung mit den Notabeln des Thals. Darunter befanden sich weitgereiste Leute, die auch unsre Heimat kannten.

Für die Nacht war uns ein ruhiges Zimmer abseits vom Festlärm angewiesen worden. Wir schliefen gut, bis uns vor Tagesanbruch eine gräuliche Katzenmusik erweckte. Als sich die Neuvermählten endlich vom Feste auf ihr Zimmer geschlichen hatten, war ihre Abwesenheit bemerkt worden, und die ledige Jugend versuchte, nach altem Brauche des Thals, die zärtliche Unterhaltung des Paares zu stören. Der Lärm trieb uns aus Bett und Haus, wir brachen nüchtern auf, nahmen unser Frühstück erst in dem nahen Zell, dem Hauptorte des Thals, und machten uns dann auf die Wanderung über die hohe Gerlos in das Pinzgau.

Digitized by Google

Das Salzburger Land.

Auf der hohen Gerlos ſchlug das Wetter um; wir gingen, es war am 9. Juni, eine Stunde lang in ſtarkem Schneegeſtöber und kamen durchnäßt abends in Krimml an. Am andern Morgen beſichtigten wir die großartigen Waſſerfälle und gingen im Regen die Straße durch das Pinzgau herab. Dabei ſummten wir, um uns bei guter Stimmung zu erhalten, das ſchöne Lied vor uns hin, das wir ſo oft als Studenten geſungen, von der Pinzgauer Wallfahrt. Was uns früher unverſtändlich geblieben, begriffen wir jetzt beim Wandern, warum das Lied den Pinzgauern nachſagt:

„Sie thaten gerne ſingen und kunnten's nit gar ſchön."

Wir fanden wirklich beſtätigt, was der Zillerthaler Sänger bei der Hochzeit zwei Tage zuvor uns höhnend angedeutet hatte: die Bewohner des Gaus, Männer und Frauen, trugen ſämtlich eine Laſt am Halſe, die dem Wohllaut des Geſanges nicht förderlich iſt.

Der Regen nahm ſo überhand, daß wir uns ein Fuhrwerk verſchafften, um raſcher vom Fleck zu kommen. Am Eingang der Rauris hellte ſich der Himmel etwas auf. Wir beſahen uns den Kitzlochfall und verglichen ihn ſinnend mit dem Krimmlfalle, als es eben wieder zu regnen begann. Das berühmte Diſtichon der Arkaden, das Rom und Florenz miteinander vergleicht und den Geboten der Proſodie ſelbſtherrlich Trotz bietet, ward uns Vorbild. Gerade der klaſſiſche Zweizeiler ſchien uns am beſten geeignet, unſer Urteil poetiſch einzukleiden. Iſt doch das Diſtichon nach Schiller ſelbſt ein herrlicher

Digitized by Google

Springquell: im Hexameter steigt die flüssige Säule, im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab. Also machten wir uns ans Werk und ließen das Wasser des Wildbachs im Hexameter kühn über die Versklippen hinwegsetzen, wobei es auf einen Fuß mehr oder weniger nicht ankam, im Pentameter drauf anmutig tanzen durchs Thal.

Kitzlochfall, dir fehlt, was der Krimmfall hat, diesem, was jener,
Wär' euer Wasser vereint, wär' es des Wassers zuviel.

Uns war schon der Regen zuviel geworden; wir waren herzlich froh, unsre durchweichten Kleider in einer Mühle, wo wir ein gutes Unterkommen fanden, am Herdfeuer getrocknet zu bekommen.

Am 11. Juni stiegen wir durch den Klammpaß hinauf ins Gasteiner Thal. Bei Hofgastein überraschte uns ein Schneegestöber, wie drei Tage zuvor auf der Gerlos. Wir kehrten „beim Moser" ein und speisten recht gut an der Mittagstafel für 20 Kreuzer Münz. Mit uns teilten am Tisch das Mahl der kaiserliche Badearzt und einige kaiserliche Offiziere, die zur Kur hier verweilten.

Nach Tische zeigte uns der freundliche Herr Kollege die Badeeinrichtungen und belehrte uns über die Tugenden der Gasteiner Thermen. „Die chemische Analyse," so schloß er seinen Vortrag, „findet in unsern Thermen nichts als warmes Wasser, aber die Herren Chemiker haben das feine Prinzip, was darin wirkt, den Brunnengeist, noch nicht erwischt. Er hält sich versteckt, doch kann man ihn deutlich wahrnehmen, wenn man gute Riechnerven besitzt. Belieben die Herrn nur zu prüfen!" — Wir prüften; ein leichter, wenn auch kein feiner Geruch war in dem Badezimmer nicht zu verkennen.

Die meisten badeärztlichen Schriftsteller jener Zeit waren noch voll des Lobs der Brunnengeister ihrer Quellen, und streuten ihnen Weihrauch, bald in Prosa, bald in Versen. Einer von meinen Kollegen in der Freiburger Fakultät der sechziger Jahre, ein geschätzter Balneologe, hatte in begeisterter Andacht den Stahlbrunnen des Renchthals eine feurige Hymne gesungen, der Hauptvers lautete:

„Das ist der flüchtige Brunnengeist,
Der schwellend durch die Adern kreist
Und mit der wunderbarsten Kraft
Im Körper neues Leben schafft."

Digitized by Google

Er klagte mir eines Tages bitter, daß ſeine badeärztlichen Kollegen ſeine Verſe, ohne ihn zu nennen, in ihre Brunnenſchriften aufnähmen. Ich verſuchte vergebens ihn zu tröſten. — Dem Publikum leuchtete der Renchthäler Eiſengeiſt ſchon deshalb ein, weil das Renchthal neben dem Eiſengeiſt auch einen ausgezeichneten Kirſchengeiſt hervorbringt.

Von Hofgaſtein gingen wir nachmittags nach Bad Gaſtein. Der „Straubinger" nahm uns nicht auf; für dieſen vornehmen Gaſthof war vermutlich unſer Reiſegepäck zu leicht. Man wies uns von da zum „oberen Krämer", der uns Obdach gab. Nachdem wir uns in dem ſchönen Kurort genügend umgeſehen und durch ein Bad erquickt hatten, nahm uns am nächſten Tage nach Tiſch ein Kutſcher aus Salzburg als Rückfracht mit. Vor der Abfahrt meldete ſich noch ein dritter Fahrgaſt in Geſtalt eines hochwürdigen Herrn, eines Kuraten, mit dem wir uns gut unterhielten. Er war ein beleſener Mann und warmer Verehrer der Profeſſoren der Theologie Staudenmaier und Hirſcher in Freiburg. — In ſeiner Geſellſchaft kamen wir abends nach Werfen.

In dieſem hübſch gelegenen Marktflecken ſtiegen wir am Gaſthof zur Poſt ab. Wir beſtellten ein Zimmer und ſetzten uns ſogleich zu Tiſche. Auch der Kurat verlangte ein Zimmer, ging aber, ohne ins Haus zu treten, zunächſt zu ſeinem Amtsbruder, dem Ortsgeiſtlichen, um wegen der Frühmeſſe am nächſten Morgen Rückſprache zu nehmen. Während wir unſern Appetit ſtillten, kam der Wirt, um zu fragen, ob es uns ſtöre, wenn der hochwürdige Herr über Nacht das Zimmer mit uns teile, das er uns verſprochen habe, es ſei das einzige, was in dem ſtark beſetzten Hauſe zur Verfügung ſtehe und habe drei Betten. Wir blickten uns verlegen an, doch faßte ich mich raſch und erwiderte: der Herr Kurat werde uns nicht ſtören, wir aber ihn, wie ich fürchte, denn uns binde ein Gelübde, wir müßten alle Abende vor dem Schlafengehen Fandango tanzen. Der Wirt verzog keine Miene und ging. Als wir bald darauf nach unſerem Zimmer verlangten, führte uns der Hausknecht über die Straße in ein Privathaus und ſchloß uns darin ein gutes Zimmer mit zwei Betten auf. Ohne ein Wort zu wechſeln, machten wir uns an die Erfüllung

Digitized by

unſres Gelübdes. In einem Zimmer neben uns hörten wir laute Stimmen in lebhafter Unterhaltung, die ſofort verſtummten, als der Tanz begann. An dieſem Abend übertraf mein Freund, der ungemein gelenkig war, die Lola und ſelbſt die Taglioni. Unfähig, es ihm gleich zu thun, warf ich mich, vor Lachen faſt erſtickt, in die Kiſſen, bald beſtieg auch er, ſehr befriedigt mit ſeinen Leiſtungen in dem höheren Gebiete der Tanzkunſt, das Lager. In dem Nebenzimmer war es wieder laut geworden, wir aber wurden ſtille und ſchliefen vortrefflich.

Bei Anbruch des Tages und prächtigem Wetter fuhren wir weiter nach Salzburg, kamen gegen Abend in der wunderſchönen Stadt an, die der Welt den göttlichen Mozart beſchert hat, und ſtiegen im Mohren ab. Die Küche dieſes Gaſthofes ſtand in großem Rufe und wir fanden, es war Sonntag, das Speiſezimmer mit Salzburger Bürgern und ihren ſchöneren Hälften dicht beſetzt. Beim Muſtern des Speiſezettels fiel uns ein Gericht auf, das wir nicht kannten: „gebackene Aeutern“. Mein Freund wandte ſich an eine hübſche Frau, die ihm zur Seite ſaß, und erkundigte ſich, was die Aeutern bedeuteten, ob es vielleicht Fiſche ſeien? Aber die Schöne errötete ſittſam und ſchwieg. Er geriet in Verlegenheit und fürchtete, eine unſchickliche Frage geſtellt zu haben. Der Gatte der Nachbarin, gerührt von des Fremden Unſchuld, klärte ihn auf: Aeutern ſeien gebackene Kuheutern und in Salzburg ein beliebtes Eſſen. Bronner dankte und entſchuldigte ſich bei der Frau Nachbarin, ſie ſchwieg noch immer, ſchien jedoch beruhigt, denn offenbar hatte der fremde Gaſt nicht daran gedacht, ihr zu nahe zu treten. Wir verzichteten übrigens auf die Aeutern und dieſer Leckerbiſſen iſt mir bis heute noch nicht zu teil geworden.

Nach Tiſch gewährte uns der Mönchsberg das Schauſpiel eines Sonnenuntergangs von unvergeßlicher Schönheit. Wir verweilten zwei Tage in Salzburg, beſahen das Grabdenkmal des großen mediziniſchen Kraftgenies, der ſein Wanderleben hier beſchloſſen hat, des Theophraſtus Bombaſtus Paracelſus ab Hohenheim, beſuchten den Friedhof, wo Mozarts Conſtanze ruht, und machten einen Ausflug über Berchtesgaden nach dem Königsſee.

In dem Stellwagen nach Berchtesgaden fuhr mit uns ein Kleeblatt von Reisenden, das sich in München zusammengefunden hatte, wie man es nicht wunderlicher hätte zusammensetzen können: ein baumstarker Brauereibesitzer von Passau, ein dünner, schwächlicher Kanzleibeamter aus Pest, und ein langer, schlanker dänischer Offizier. Der Bierbrauer war ein jovialer Mensch, der an derben Späßen seine Freude hatte, der Ungar ein drolliges Männchen mit einer schwarzen Perücke, die auf dem völlig kahlen Haupte ewig unruhig hin und her rutschte, der Däne ein junger Mann von guter Lebensart, der sich wohl nur aus Mangel an besserer Gesellschaft diesen beiden angeschlossen hatte. Der Brauer trieb fortwährend sein Spiel mit dem kleinen Ungarn, wie ein großer Jagdhund mit einem possierlichen Dackerl.

Diesem Kleeblatt begegneten wir nochmals am Tage darauf in dem Gasthof auf dem Gaisberg, den wir bestiegen hatten, um oben zu übernachten und am folgenden Morgen zu dem Wolfgangsee in das Salzkammergut hinabzusteigen. Die drei waren vor uns angekommen und saßen in dem Wirtszimmer vergnügt beim Weine. Der Passauer trieb wie tags zuvor seine derben Scherze mit dem Ungarn und der Däne machte den Zuschauer. Gerade sahen wir die Perücke des Ungarn sich lebhaft nach vorn hin bewegen, der Baier saß gegenüber, sprang plötzlich in die Höhe und holte sie mit einem kühnen Griffe. Den kahlen Schädel beleuchtete die Abendsonne mit ihren letzten Strahlen. Der Baier lachte unbändig über sein gelungenes Attentat, der Skalpierte saß wie vom Blitz getroffen eine kurze Weile stumm und starr auf seinem Stuhle, plötzlich sprang auch er empor, wütend vor Zorn, der ihn dem Baiern noch possierlicher machte, und drang mit geballten Fäusten auf den Schänder seines Hauptes ein. Dieser, immer toller lachend, lief hurtig mit der Perücke davon und der Ungar hintendrein, der Däne schämte sich seiner Gefährten und verschwand.

Neuer Lärm vor dem Hause trieb uns an das Fenster. Der Baier setzte dem Ungarn gerade wieder die Perücke aufs Haupt und versuchte, ihn zu besänftigen, aber der tief gekränkte kleine Mann blieb unversöhnlich. Der Gaisberg war dem Kleeblatt zum Schandl geworden.

Digitized by Google

Das Salzkammergut.

Vom Gaisberg gingen wir an den St. Wolfgangssee herab und nahmen nachmittags in St. Gilgen eine Erfrischung. Jenseits des Sees ragte der Schafberg empor, der Rigi des Salzkammerguts, den wir ersteigen wollten. Er ist 1750 m hoch und bietet eine der schönsten und weitesten Aussichten in den östlichen Alpen. Auf seinem Gipfel stand ein kleines Gasthaus, das später abbrannte und durch ein größeres ersetzt wurde. In St. Gilgen versicherte man uns, das Haus oben sei in diesen Tagen bereits für Gäste geöffnet worden, weshalb wir aufbrachen, obwohl es bereits vier Uhr war, in der sichern Erwartung, dort Unterkunft zu finden. Wir nahmen weder Führer noch Proviant mit.

Nachdem wir über die Hälfte des Wegs zurückgelegt hatten, gingen wir fehl und mußten eine Zeitlang aufs Geratewohl emporsteigen, bis wir bei zwei leerstehenden Sennhütten den richtigen Pfad wieder fanden. Als wir den Gipfel erreichten, war die Sonne am Untergehen, die Aussicht entzückend, das Gasthaus aber verschlossen und noch nicht bezogen.

Unsre Lage war höchst verdrießlich. Nach kurzem Beraten beschlossen wir, sogleich umzukehren, um vor völliger Dunkelheit die Sennhütten, an denen wir beim Aufsteigen vorübergekommen waren, zu erreichen und hier die Nacht zuzubringen. In diesem Augenblick sahen wir einen Arbeiter hinter den Felsen hervorkommen, einen Mann in den Vierzigen, der als Maurer hier oben zu thun gehabt hatte, und sich uns jetzt als Helfer in der Not erwies. Er verfügte über Schwarzbrot, Schmalz und Salz, eine Pfanne, um Suppe darin

Digitized by Google

zu bereiten, und einen Löffel, um ſie zu ſpeiſen. Waſſer war in der Nähe, Becher hatten wir ſelbſt. Bald kniſterte ein kleines Herdfeuer zwiſchen den Steinen, an denen es da oben nicht fehlte, und es währte nicht lange, ſo konnten wir unſre knurrenden Mägen ſtillen. Die Nacht war inzwiſchen hereingebrochen. Unſer Wohlthäter legte eine Leiter ans Haus und wir ſtiegen mit ihm in einen engen Raum unter dem Dach, wo wir in altem Stroh ein Lager fanden. Ein kalter Wind ſtrich durch die Sparren, ich fror, namentlich an den Beinen, trotzdem ſank ich in Schlaf.

Als wir uns frühe erhoben, waren meine Kniee ſteif und ſchmerzhaft, wie im Winter in den erſten Tagen des Rheumatismus. Unter Schmerzen ſtieg ich mit meinem Freunde nach St. Wolfgang hinab, wo der Maurer wohnte, der uns den Führer machte. Hier mieteten wir ein Fuhrwerk nach Iſchl. Ich kam beſſer davon, als ich erwartete. Nach einer gut durchſchlafenen Nacht im warmen Bette fühlte ich mich wohler, nahm noch ein warmes Bad und konnte meinen Freund auf kleinen Spaziergängen begleiten. — Seit dieſer Nacht auf dem Schafberg behielt ich viele Jahre eine große Empfindlichkeit in den Knieen, ſie knarrten und ſchwollen häufig ſchmerzhaft an.

Iſchl mit ſeinen berühmten Soolbädern war damals der beliebteſte Sommeraufenthalt der vornehmen Geſellſchaft Wiens. Davon konnte man ſich auf Schritt und Tritt leicht überzeugen. An jedem Ausſichtspunkt, an jeder Ruhebank, in jedem Pavillon war angemerkt, welche hohe Herrſchaften die Stätte ihrer Gegenwart gewürdigt hatten. Irgend eine kaiſerliche Hoheit hatte ſich über eine ſchöne Ausſicht befriedigt geäußert, eine Durchlaucht auf einer Ruhebank ſinnend oder in Leſen verloren geſeſſen, eine erlauchte Dame den Mokka eines Kaffeepavillons gerühmt, ein hochgeborener Graf in einer Weinſchenke ſogar zu einem Glaſe „Heurigen“ ſich herbeigelaſſen. Dieſer byzantiniſchen Geſinnung der Iſchler entſprang ein kleines Abenteuer, das mich verdroß, meinen Freund dagegen ſehr beluſtigte.

Auf einem unſrer kleinen Spaziergänge ſahen wir an einer hübſch gelegenen Mühle, mit der ein Gartenſaal verbunden war, angeſchrieben, daß hier friſches Bier vom Faſſe zu haben ſei. Wir waren durſtig, betraten den Saal und fanden ihn leer; an der Wand leuchtete uns

Digitized by

eine Gedenktafel entgegen, worauf geschrieben stand, daß hier ein Erzherzog inkognito ein Glas Bier getrunken habe, aber noch rechtzeitig erkannt worden sei, worauf er geruht habe, die Güte des Bieres gnädigst zu rühmen. Nachdem wir von dieser Begebenheit gebührend Vermerk genommen, läuteten wir, setzten uns an einen bequemen Tisch und legten unsere Hüte auf Stühle neben uns. Mein Klapphut lag so, daß man innen das große Wappen des Pariser Hutmachers mit einer mächtigen goldfarbenen Krone darüber sehen konnte.

Bald erschien eine dienstfertige Alte, es war die Wirtin, und fragte nach unserem Begehren. Wir bestellten Bier. Beim Weggehen verweilte sie einige Augenblicke bei meinem Hute und schaute erstaunt hinein. Als sie mit dem Bier wiederkehrte, kam sie in Begleitung ihres Mannes, der uns mit unterwürfiger Freundlichkeit begrüßte und dann meinem Klapphut, vermutlich auf Mitteilungen seiner Frau hin, eine besondere Aufmerksamkeit schenkte. Das alte Paar erinnerte an Philemon und Baucis; wir forderten die Leute auf, an unserem Tische Platz zu nehmen, und da der Alte seine Augen immer wieder auf meinen Hut richtete, nahm ich diesen in die Hand, erklärte ihm die Mechanik und ließ die Federn springen. Ich glaubte, daß ihn diese Einrichtung neugierig gemacht hätte, es stellte sich aber heraus, daß sie ihn ziemlich kalt ließ, es mußte etwas anderes an dem Hut sein, was ihn interessierte. Er brachte das Gespräch auf die kaiserliche Familie und den Hof, namentlich erkundigte er sich angelegentlich nach einem Erzherzog Este, der erwartet werde. Freund Eduard merkte eher als ich, worauf er abzielte, nahm eine sehr vornehme Haltung an und verneigte sich, so oft ich sprach, ehrfurchtsvoll vor mir. Als ich erklärte, daß mir der Erzherzog und seine Absichten unbekannt seien, gab sich Philemon nicht zufrieden und fragte geradezu, wie lange ich geruhen wolle, in Ischl zu verweilen. Nun begriff ich und wurde böse, weil mein Freund sich aufs neue tief vor mir verneigte, ich erklärte dem Wirte bestimmt, er scheine sich in meiner Person zu irren, ich sei ein Arzt aus dem Reich, komme vom Rheine und reise nach Wien. Auch dies half nicht, er lächelte ungläubig, Bronner zuckte die Achseln und machte eine Miene, als wolle er sagen: „Glaubt ihm nicht, der hohe Herr wahrt nur sein Inkognito.“ Dies bestärkte

Digitized by Google

den Alten in seinem Irrtum. Er fragte: „Wie kommen Sie denn zu dem Krönl im Hute, wenn Sie nicht zum Hofe gehören?“ Das war mir zu viel. Ich stand auf, zahlte meine Zeche mit einigen Kreuzern, ließ Bronner die seinige bezahlen, setzte den Klapphut auf und empfahl mich. Jetzt endlich merkten die guten Leute, daß sie keine zweite Gedenktafel in die Wand einzulassen brauchten.

Dies war mein letztes Reiseabenteuer. Es lehrte mich, daß wie die Kleider, auch die Hüte, Leute machen. Diesmal thats ein Klapphut, ein Jahr darauf ein militärischer Schiffhut mit wallenden Federn und leuchtenden Kokarden, wie ich im siebenten Buche erzählen werde.

Im späteren Leben habe ich viele weitere und interessantere Reisen gemacht, aber kaum eine so fröhlich wie diese.

Unsre Alpenfahrt ging zu Ende. Wir machten noch einen Ausflug nach dem wildromantischen Hallstadter See, fuhren über den Traunsee nach Gmunden und von da mit der Pferdebahn nach Linz. Im „rothen Krebsen“ traf ich einen Bruder meiner Braut, einen Ingenieur. Wir reisten am andern Morgen zusammen auf der Donau nach Wien. Die Hügellande längs des Stroms machten nicht den Eindruck auf mich, den ich erwartet hatte, die Alpen hatten mich gegen ihre Reize abgestumpft. Abends 4 Uhr landete das Dampfschiff in Nußdorf, es war am 20. Juni, ein Omnibus brachte uns in die Kaiserstadt.

Digitized by Google

Nach 33 Jahren.

Eine lange Zeit war dahin gegangen, 33 Jahre, ohne daß ich je ein Wort vernommen, was aus unsern Reisegefährten, dem Onkel und der Nichte, geworden war. Nach menschlichem Ermessen war er nicht mehr am Leben, von ihr hatte uns der Onkel anvertraut, daß sie bereits mit einem Notar in Köln verlobt wäre, wir hatten keine Ursache, ihm nicht zu glauben, und so mußte sie wohl längst eine sorgliche Hausfrau und Mutter, vielleicht schon Großmutter sein.

Ich war bereits seit mehreren Jahren Professor der Medizin in Straßburg an der neu errichteten Universität, als mich ein Brief von der Hand der Nichte überraschte. Sie wohnte, wie ich daraus ersah, in einer Stadt am Rheine, jedoch nicht in Köln, war auch nicht verheiratet, sondern war Nonne, ein englisches Fräulein, geworden und hatte den Namen Josephine abgelegt. Der längst zu seinen Vätern heimgegangene Onkel hatte geglaubt, daß ihr lebhaftes Temperament sie für den Ehestand nicht geeignet mache, und sie ins Kloster gebracht. Sie fühlte sich glücklich in ihrem Berufe als Lehrschwester. — Es war klar, der Onkel hatte uns in München hinters Licht geführt und in frommer Absicht eine irdische Brautschaft vorgeschoben, um eine himmlische für die Zukunft zu sichern. Er hätte bei der Wahrheit bleiben dürfen, ich hatte meinen Brautstand nicht verheimlicht und Freund Eduard nicht die geringste Lust gezeigt, sich zu binden.

Wie war sie dazu gekommen, mir zu schreiben? Sie hatte meinen Namen oft nennen hören, als konsultierender Arzt war ich viel in die Stadt gekommen, wo sie lebte, bei der Seltenheit meines Namens lag

Digitized by Google

der Gedanke nahe, ich möchte ihr ehemaliger Reisegefährte sein. Sie war neugierig, zu erfahren, was aus mir und meinen Freunden geworden sei, und ob ich meine Luise heimgeführt hätte; der Name meiner Braut war ihr in Erinnerung geblieben.

Gerne gab ich ihr die gewünschten Aufschlüsse und sie wunderte sich, wie sie mir dankend für meine Zeilen schrieb, welche Loose das Geschick uns bestimmt hatte. Ihr Schleißheimer Tänzer hatte es zum baierischen Minister gebracht; der andre, der mit ihr zum Schandl über die Brücke chassiert, war Freischärler geworden, 1849 ins Ausland geflüchtet und hatte sich in der Fremde als hochgeachteter Arzt ein glückliches Heim geschaffen.

Sie lud mich ein, sie zu besuchen, und ich war entschlossen, bei nächster Gelegenheit der Einladung zu folgen, aber als ich nicht lange nachher mein Vorhaben ausführen wollte, war Schwester Beate aus dem Leben geschieden.

Digitized by Google

Siebentes Buch.

Wien und Prag.

Aus Tod wächſt Leben.
Du kannſt Schätze heben:
Frucht und Wein,
Leuchte nur in die Gruft hinein
Mit Leben weckendem Sonnenſchein!

In der Alſervorſtadt.

Als Kinder ſangen wir gerne das Lied:

„'s giebt nur a Kaiſerſtadt, 's giebt nur a Wien,
Ah! da muß es prächti ſein, da möcht' i hin."

Begierig lauſchten wir den Schilderungen der fernen Kaiſerſtadt an der blauen Donau. In unſrer kindlichen Phantaſie war ſie ein endloſer Prater, am Stromufer hingeſtreckt, durchflutet von unzähligen geputzten Menſchen, ein herrlicher Luſtgarten mit Wurſtel- und Tanzbuden, beim Klange des lieben Auguſtin drehten ſich die luſtigen Wiener und überall winkten an gedeckten Tiſchen Gläſer mit goldnem Wein und Schüſſeln mit Backhändln und ſüßen Krapfen, man durfte nur zugreifen, es war gerade wie im Schlaraffenland.

Bald wurden wir gelehrte Gymnaſiaſten und laſen Schiller, auch ſeine Xenien, und wußten genau, wen unſer großer Dichter mit den Phäaken an der Donau meinte:

„Mich umwohnt mit glänzendem Aug' das Volk der Phäaken,
Immer iſt's Sonntag, es dreht immer am Herd ſich der Spieß."

Es kamen die akademiſchen Jahre. Zu Kommers und Tanz erklangen die melodiſchen Weiſen der Lanner und Strauß, auf der Bühne ergötzte uns die naive, heitere Muſe der Raymund und Neſtroy.

Jetzt waren wir als junge Aerzte in der Kaiſerſtadt eingezogen, begierig, zu ſehen, zu genießen, und vor allem zu lernen, bei den großen Meiſtern mediziniſchen Wiſſens reiche Schätze zu ſammeln. Wien aber

Digitized by Google

war uns jungen Patrioten mehr als nur ein Prater oder ein großer kliniſcher Lehrſaal, es leuchtete uns über der prächtigen Stadt ein Schimmer der verſunkenen Glorie deutſcher Reichsherrlichkeit. Ja, die Schatzkammer der Hofburg bewahrte die ehrwürdigen Reliquien des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation, Szepter und Krone. Seit einem halben Jahrtauſend waren die Geſchicke Deutſchlands, freilich nicht immer zu ſeinem Heile, an das Haus Habsburg geknüpft geweſen, das hier in der Oſtmark des Reiches reſidierte. Aus den Thoren Wiens waren die kaiſerlichen Heere die Donau hinabgezogen wider den Türken, den Erbfeind der Chriſtenheit, und an den Rheinſtrom wider den Franzoſen, den Erbfeind des Reichs. Noch immer machte ihr keine andre Stadt in den weiten deutſchen Landen den erſten Rang ſtreitig, und der vornehmſte unter den Fürſten des deutſchen Bundes war der Kaiſer von Oeſterreich. An Glanz der Geſchichte, Pracht der Paläſte, Schönheit der Lage und Umgebung kam in Deutſchland der kaiſerlichen Reſidenz an der Donau keine gleich.

Nicht geringer als der Ruhm der Stadt, war das Lob der Gemütlichkeit ihrer Bewohner und der Liebenswürdigkeit des öſterreichiſchen Volksſtammes überhaupt. In der That hatte uns auf der Wanderung durch die Alpen die treuherzige Art und das freundliche Entgegenkommen des Volkes ungemein angeſprochen, nur ſtimmten die Mautplakereien und Paßſcherereien, denen der Reiſende in dem Bereiche der ſchwarzgelben Pfähle ausgeſetzt war, nicht zu dem Lobe der öſterreichiſchen Gemütlichkeit. Kein Tag verging, wo nicht die Päſſe einmal oder öfter viſitiert wurden, die Grobheit der kleinen Beamten übertraf bei weitem die der unſrigen, und wollte man nicht aufgehalten ſein und nutzlos ſeine Zeit verlieren, ſo durfte man mit halben und ganzen Zwanzigern nicht kargen.

Gleich am Tage nach unſrer Ankunft eilten wir aus der Alſervorſtadt, wo wir zunächſt Wohnung gefunden, nach dem weit entlegenen Mautgebäude, um unſre Koffer zu holen. Nach vielem Laufen und Bitten, unter Aufwand von großer Geduld und kleiner Münze, wurden ſie endlich zur Stelle geſchafft und viſitiert. Beim Durchwühlen der Kleider und Wäſche ſtießen die Bedienſteten auf Druckſchriften, die anatomiſchen Werke Hyrtls und Rokitanskys. „Was?“ wurden wir

Digitized by Google

angeherrſcht, „Sie haben Druckſchriften? Damit müſſen's unverzüglich auf das Cenſuramt!“ — „Es ſind nur Bücher zum Studieren,“ meinten wir, „wir ſind Aerzte, die hier ſtudieren wollen.“ — „Das geht die kaiſerliche Maut nichts an!“ war die Antwort, „über Druckſchriften befindet das kaiſerliche Cenſuramt. Wenn die Bücher unſchuldig ſind, ſo dürfen's darin ſtudieren.“ — So nahmen wir denn unſre Bücher unter den Arm und ein kaiſerlicher Mautſoldat führte uns auf das nahe Cenſuramt, wo wir raſch und höflich abgefertigt wurden. Hyrtl und Rokitansky erwieſen ſich als unſchuldig.

Darüber war der erſte Tag faſt ganz hingegangen, am Abend vergaßen wir den ausgeſtandenen Verdruß im Volksgarten, dem Sammelplatz der eleganten Welt, wo der Walzerkönig Strauß den Fiedelbogen bald als Szepter ſchwang, bald damit heitere Weiſen den Saiten entlockte, und die ſchlanke Geſtalt dabei im Takte wiegte.

Am andern Morgen gingen wir auf das Polizeiamt, um die Päſſe vorzulegen und die Aufenthaltskarten zu holen. Der Beamte fand unſre Papiere in Ordnung, beſah uns prüfend und ſtellte uns die Erlaubnisſcheine aus. Beim Verlaſſen des Bureaus trafen wir einen Bekannten von Heidelberg, Dr. Prieger aus Meiningen, nachmaligen preußiſchen Generalarzt, der, wie wir, zu Studienzwecken nach Wien gekommen war. Wir begrüßten einander und kamen überein, daß wir ihn vor dem Hauſe erwarten wollten. Lachend kam er bald zu uns und erzählte ſeine Unterhaltung mit dem Poliziſten. „Ah!“ ſagte ihm dieſer, nachdem er Einſicht von ſeinem Paſſe genommen, „Sie ſind aus Sachſen, und nicht aus Baden, wie die beiden Herrn, die vor Ihnen hier geweſen ſind. Bei dieſen heißt es: aufpaſſen! Das badiſche Land liegt zu nah' an der Schweiz, wo es gefährlich zugeht, Sachſen liegt gottlob viel weiter weg.“

Dieſe Mitteilung unſres Kollegen war uns nicht angenehm, wir befürchteten, die Polizei möchte uns den Aufenthalt in Wien erſchweren, aber ſie legte uns nie das geringſte Hindernis in den Weg. Die Schreiberſeele hatte ſich auf ihrem Bureau wohl nur recht wichtig gemacht.

Auf die Empfehlung eines Landsmannes nahmen wir zuerſt Koſt und Logis bei einem Junggeſellen, einem gelernten Koch, in der

Digitized by Google

Alserstraße, dem allgemeinen Krankenhause gegenüber. Das Essen war gut, mit uns speisten einige junge Ungarn, große Patrioten; den Vorsitz am Tische führte der Wirt, ein feister Mensch mit polnischem Namen; er verekelte uns gleich in den ersten Tagen durch sein unsauberes Gespräch dermaßen das Mahl, daß wir nach Umlauf einer Woche das Haus verließen, in der Nähe eine bessere Wohnung bezogen und im Gasthause speisten.

Wir hatten diese neue Wohnung zufällig in einem großen Eckhause der Alserstraße entdeckt, elegant eingerichtete Zimmer, die uns zu billigem Preise überlassen wurden. Unser Mietsherr verweilte Gesundheits halber auf dem Lande und wollte, wie man uns sagte, erst im Herbste in die Stadt zurückkehren, wo wir die Zimmer wieder räumen sollten.

Es war der pensionierte Professor der Pathologie und inneren Klinik Franz Xaver von Hildenbrand, genannt der jüngere, zum Unterschied von seinem berühmteren Vater, dem Kliniker Johann Valentin von Hildenbrand, dem Verfasser einer geschätzten Monographie des Flecktyphus. Hildenbrand, der Vater, war 1818 am Gehirnschlag gestorben, den Sohn hatte gleichfalls ein Schlagfluß getroffen und unfähig zum Lehren gemacht. Wie uns die jungen Aerzte im Krankenhause mitteilten, hatte dieser als Examinator den Kandidaten Skoda, seinen späteren Nachfolger, in der Staatsprüfung durchfallen lassen. Als er im Herbste heimkehrte, überließ er uns noch für kurze Zeit eines der großen Zimmer, das wir in Benützung gehabt; wir waren ihm für diese Gefälligkeit dankbar und machten ihm deshalb unsre Aufwartung, die er mit einem Gegenbesuche artig erwiderte. Er war ein stark gebauter, breitschulteriger Herr nahe dem 60. Lebensjahre, weder sein Gesichtsausdruck noch seine Unterhaltung verrieten die schwere Verletzung, die sein Gehirn erlitten hatte. Nach dem Anfall lagen seine geistigen Fähigkeiten lange darnieder, man hatte ihn einem Magnetiseur in Behandlung gegeben und allmählich war seine Intelligenz zurückgekehrt, aber die linke Seite blieb gelähmt und wurde steif, er ging am Stock, unterstützt von einem Bedienten. Es interessierte ihn offenbar sehr, von uns zu vernehmen, wie uns Skoda gefiele. Wir verhehlten ihm unsre Bewunderung des

Digitized by Google

genialen Mannes nicht, er aber meinte, Skoda möge wohl als Diagnoſtiker von Bruſtkrankheiten geſchickt ſein, aber zum Kliniker tauge er nicht.

Wir hatten ſchon im Herbſt Wien verlaſſen wollen, aber ein akutes Trachom befiel mich, ich mußte bleiben; nach erfolgter Heilung der Augen verlängerten wir den Aufenthalt bis über Weihnachten. Die letzten zwei Monate wohnten wir bei einem kleinen Rentner, einem Bäcker, der ſich zur Ruhe geſetzt hatte, in der Kirchengaſſe der Alſervorſtadt.

Digitized by Google

Umschau in Wien.

Die Wiener Altstadt hatte 1847 noch hohe Wälle, Basteien und Thore, wie zur Zeit der Türkenbelagerung 1683, und ein breites Glacis, eine weite einförmige Rasenfläche, trennte sie von den großen Vorstädten. Auf zahllosen Fahr- und Fußwegen, die das Glacis kreuz und quer durchschnitten, bewegten sich eilende Menschen, wie wandernde Ameisen, aus den Vorstädten in die innere Stadt und aus ihr in diese. Nur ein kleiner Teil, Brunnenglacis geheißen, war mit Anlagen als Park bepflanzt, der heutige Stadtgarten; er diente den Kindern zum Spielplatz und im Frühjahr tranken die Wiener hier Brunnen zur Kur. Wälle und Glacis sind heute verschwunden, ich fand mich nach 30 Jahren nicht mehr zurecht. Die prächtige Ringstraße umschließt jetzt die innere Stadt; große, den mannigfachsten Zwecken dienende Gebäude, Meisterwerke der Baukunst, erheben sich da, wo einst Wind und Staub ihr lästiges Wesen trieben.

Wir benützten in den ersten Wochen unsres Aufenthalts an den Werktagen jede freie Stunde, um die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besichtigten, ihre Beschreibung erläßt mir der Leser gerne. Eine der schönsten Sammlungen, die mich besonders entzückte, die Esterhazy-Galerie, ist nicht mehr in Wien und nach Ungarns Hauptstadt gebracht. — An Sonn- und Feiertagen machten wir Ausflüge in die reizende nahe und weite Umgebung, fast immer von dem schönsten Himmel begünstigt. Eine eigentümliche und billige Gelegenheit zu solchem Vergnügen gewährten die „Linienschiffe", die draußen an den „Linien", vor den Thoren der äußeren, die Vorstädte umgebenden Wälle,

Digitized by Google

die Ausflügler erwarteten. Es waren Bauernwagen, sog. Leiterwagen, mit Bänken; in frühester Morgenstunde standen sie schon bereit und entführten uns zu irgend einem der Dörfer in der Umgegend. Von da aus wanderten wir dann weiter nach vorgesteckten Zielen von Ort zu Ort, durch Feld und Wald, und kehrten meist erst spät am Abend zurück. Ueberall lagerte in Höfen und Gärten, unter schattigen Bäumen und am frischen Wiesenquell, fröhliches Volk und erfreute sich bei Zitherspiel, Gesang und Tanz seines Daseins. Diese Ausflüge gehören zu den schönsten Erinnerungen meines Wiener Aufenthalts.

Wir nahmen unser Frühstück in den Kaffeehäusern, unsere Mahlzeiten in den Speisehäusern der Alservorstadt, ausnahmsweise, je nach den Umständen, in andern Stadtteilen. Die Wiener Küche stand unsrer heimischen nahe und mundete uns wohl, ebenso fanden wir die leichten Weine des Landes, mit Wasser gemischt, wie der Wiener sie trinkt, angenehm und zuträglich. Auch lernten wir bald die Küchensprache des Landes, bestellten uns zum Frühstück „Kapuziner" mit „Kipfeln" und zum Mittag- und Abendtische in der ersten Zeit mit Vorliebe Gerichte mit uns fremden Namen, was mitunter zu verdrießlichen Täuschungen führte. Ungrisches Rebhuhn erwies sich als gemeine Sülze, Kaiserfleisch als „geselchtes" Schweinefleisch, Jungfernbraten als „Schweinernes" mit Wachholder. Am schlimmsten fuhr ich an einem der ersten Abende mit Paprika-Golasch, zerstücktem Schmorbraten, stark gewürzt mit ungarischem Pfeffer. Wie höllisches Feuer brannte mich mein empfindlicher Gaumen die ganze Nacht und ich litt unsäglichen Durst.

Die Preise für Wohnung und Kost verhielten sich zu denen in der Heimat, wie der österreichische Münzgulden zum rheinischen Silbergulden, etwa wie 2 Mark zu 1 Mark 72 Pfennig. Einige Aufzeichnungen aus meinem Ausgabebuch teile ich mit, einem und dem andern Leser mögen sie Interesse bieten. Für unsern „Kapuziner", das heißt, den Kaffee am Morgen mit „Obers" (Rahm, Sahne) und Kipfeln, zahlte ich 10—12 Kreuzer Münz. Mein Mittagessen bestand in der Regel aus Suppe, zwei Fleischspeisen mit Beilagen, einer Mehlspeise und einem Seidel weißem Wein. Die Speisen wurden auf der Karte ausgewählt. Für Essen und Wein zusammen zahlte ich höchstens 30 bis 40 Kreuzer Münz. Als Abendessen finde ich einmal genau notiert

Digitized by Google

Selchfleisch mit Knödeln nebst einer Maß Bier, bezahlt mit 23 Kreuzern Münz.

Eines Tags statteten wir dem berühmten „schwarzen Kameel" in der Altstadt einen Besuch ab, neugierig auf allerlei uns unbekannte Leckerbissen und Weine, die hier in besonderer Güte geboten wurden. Ein seltsames Servitut lastete auf der Wirtschaft. Die Speisen durften nicht auf einem Tischtuch, sondern nur auf einem Wachstuch vorgesetzt und keine Servietten gegeben werden, statt ihrer diente weiches, weißes Papier. Wir ließen uns Bologneser Mortadella und Gorgonzolakäse geben und tranken dazu alten Vöslauer, Tokaier und Cyperwein. Mein Anteil an der Zeche betrug 54 Kreuzer Münz.

Zweimal stiegen wir zu einem Abschiedstrunk mit Landsleuten in den Esterhazy-Keller hinab. Man nahm zu der Orkusfahrt Brot und Käse mit. Im Keller waren keine Stühle gestattet, man behalf sich zum Sitzen mit Holzklötzen zwischen den Faßgestellen. Als wir in das Licht des Tages zurückkehrten, tanzten die Straßen vor Freude, uns wiederzusehen.

Im Winter machten wir sogar eine Fahrt unter die Erde, die ins Elysium führte, eine lange Reihe zu vergnügtem Treiben aufgeputzter Kellerräume, aus dem letzten führte eine Eisenbahn ans Ende der Welt, nach Australien.

Wie die Welt im Elysium, hörte die Wiener Gemütlichkeit bei den Kellnern auf, sie rupften, soviel sie nur konnten, die mit dem schlimmen Münzwesen Oesterreichs nicht vertrauten Fremden. Ihre Unredlichkeit wurde durch die doppelte Währung in „Schein und Münz" kräftig unterstützt. Der Kellner stellte die Rechnung in „Schein", auch Wiener Währung genannt, der Gast zahlte in Konventionsmünze, „Münz" kurz genannt; jene verhielt sich zu dieser wie 5 : 2. Verlangte z. B. der Kellner 50 Kreuzer Schein, so zahlte man 20 in Kupfer oder Silber. Man mußte deshalb die Note stets im Kopfe umrechnen. Es war erstaunlich, wie rasch die Kellner dies auszuführen verstanden und nie zu ihrem Nachteil. Hierin, wie beim Addieren der Zeche und beim Herausgeben von Münze, erwiesen sie sich als Meister im Prellen.

Eine Menge Kupfergeld lief im kleinen Verkehr um und be-

Digitized by Google

schwerte die Taschen. Es gab Kupfersechser im Werte von 6 Kreuzern Münz, größer als die silbernen Maria-Theresia-Thaler, die in Baden als Laub- oder Kronenthaler umliefen und 2 fl. 42 Kr. rheinisch galten. Neben diesen großen Thalern liefen bei uns kleine österreichische Silberthaler zu 1 fl. 20 Kr. um, auch vereinzelt noch Viertelthaler, genannt „Silberkäsperle", endlich in großer Menge die österreichischen Silberzwanziger und Silberzehner, die 24 und 12 Kr. rheinisch galten und Sechsbätzner und Dreibätzner hießen. Man rechnete im Kopfe noch immer mit Batzen, obwohl es längst keine mehr gab; der Batzen bedeutete 4 Kreuzer rheinisch, etwa 11 Pfennige der heutigen deutschen Markwährung. Während alle österreichischen Silbermünzen bei uns Geltung hatten, wurde das österreichische Kupfergeld nicht angenommen.

Ganz neu waren für mich die Trinkgelder, die man in Wien den Zahlkellnern entrichtete, etwa 2 Kreuzer Münz nach Tische; diese Unsitte bestand am Rheine noch nicht.

Wir trafen noch eben rechtzeitig in Wien ein, um vor dem Schlusse der italienischen Oper Rossinis Barbier von Sevilla zu hören. Im Winter bescherte die deutsche Oper zwei Neuheiten, Flotows Martha und Meyerbeers Hugenotten. Es charakterisiert die damaligen Zustände in Oesterreich, daß Titel und Text der Meyerbeerschen Oper bei Hof und Geistlichkeit Anstoß erregten und in „Welfen und Ghibellinen" umgewandelt werden mußten. Eine der bedeutendsten Sängerinnen an der deutschen Oper war die aus Baden-Baden gebürtige k. k. Kammersängerin Anna Zerr, begabt mit einer prächtigen, umfangreichen Stimme; die Martha war eigens für sie komponiert.*) Sie verscherzte 1851 Titel und Stelle, weil sie so unvorsichtig gewesen war, bei einer Gastreise in London, auf Bitten der Herzogin von Kent, der Mutter der Königin, im Salon des Lord Stuart zum Besten der ungarischen Flüchtlinge mitzuwirken.

Das Schauspiel im Burgtheater galt für das erste in Deutschland, nirgends wurden klassische Stücke besser aufgeführt. Auch dieses Theater zierten zwei Landsmänninnen aus Baden, die geistvolle Amalie

*) Bad. Biographien, Bd. 2, S. 537 u. f.

Digitized by Google

Haizinger*) und ihre anmutige Tochter aus erster Ehe, Luise Neumann, später Gräfin von Schönfeld, „ein gar lieber Narr", wie unsere Wiener Bekannten meinten.

Erst spät gelang es uns, Nestroy zu sehen. Er trat in einem seiner Stücke im Karlstheater auf, mit ihm spielte Scholz, dessen komische Kraft kaum ihresgleichen hatte. Scholz erschien am Ende des ersten Aktes, er hatte nur über eine Mauer auf die Bühne hereinzuschauen und ein paar Worte zu rufen: „Ha! da ist er!" Sobald sein drolliges Gesicht erblickt wurde, brach das Publikum, ehe er noch den Mund aufthat, in ein riesiges Gelächter aus, das nach dem Fallen des Vorhanges noch lange anhielt.

Nach dem Theater machten wir eines Abends in ungewöhnlicher Weise die Bekanntschaft eines der Primarärzte am allgemeinen Krankenhause. Wir waren begleitet von einem jungen befreundeten deutschen Kollegen, der die Sucht hatte, Citate in die Unterhaltung einzuflechten, namentlich aus den Schriften Lichtenbergs, für den er schwärmte, aber auch aus medizinischen Werken. Das Theater hatte uns heiß und durstig gemacht und wir kehrten deshalb am Schottenthor in einer Wirtschaft ein, wo man gutes Bier schenkte. Das Lokal war stark gefüllt, mit Mühe fanden wir an einem kleinen Tische, woran ein Herr in reiferen Jahren bereits beim Bier saß, drei freie Plätze. Wir begrüßten ihn, er dankte uns ruhig und ernst, wir setzten uns nieder und unterhielten uns über die gehörte Oper. Unser Freund verteidigte eben eine gewagte Behauptung und citierte zur Bekräftigung des Gesagten wieder einmal seinen Lieblingsschriftsteller. Da fiel plötzlich der Herr in die Unterhaltung mit den Worten ein: „Entschuldigen Sie, das Citat ist nicht ganz richtig, den Ausspruch hat nicht Lichtenberg gethan, sondern Jean Paul Richter." Unser Freund machte ein saures Gesicht, wagte jedoch nicht zu widersprechen. Wir wandten uns jetzt zu medizinischen Dingen und es währte nicht lange, so citierte er in einer anatomischen Frage Rokitanskys Handbuch. Zu unserem Erstaunen unterbrach ihn der Unbekannte, der immer mit gleichem Ernste unsrem Gespräche zuhörte, abermals: „Sie erlauben, Roki-

*) Bad. Biographien, Bd. 1, S. 332.

Digitized

tansky hat das nicht gesagt, sondern sein Schüler, Professor Engel in Zürich". Diesmal nahm unser Freund die Berichtigung nicht schweigend hin, erregt erwiderte er: „Mein Herr, Sie mögen in der schönen Litteratur gut zu Hause sein, aber in medizinischen Dingen lasse ich mich nicht meistern, ich bin Doktor der Medizin." „Ich auch", sagte der andre gelassen, „ich bin Primararzt an dem allgemeinen Krankenhause." Wir stellten uns gegenseitig vor, sein Name war uns bereits bekannt, wir wußten, daß er einer großen Abteilung für innere Kranke vorstand. Unser Freund machte gute Miene zum bösen Spiel und drückte dem Herrn Primararzt seine Freude aus, eine so angenehme Bekanntschaft gemacht zu haben. Wir erbaten uns alle drei die Erlaubnis, ihn am nächsten Morgen bei seiner Visite begleiten zu dürfen, was er zusagte.

Wir waren pünktlich auf die Minute in der Abteilung des Herrn Primararztes, die einige hundert Kranke verpflegte. Darunter waren Skorbutische in Menge, die uns ungemein interessierten. Der Skorbut war uns bisher unbekannt geblieben und in Wien herrschte er gerade epidemisch. Die Visite ließ uns keine Zeit, die Kranken genau zu betrachten; sie war ein Dauerlauf, ein medizinisches Wettrennen des Primararztes mit seinen Assistenten, wer am ersten durch die Säle komme, nur bei einigen besonders schweren Fällen wurde etwas ausgeschnauft. Nach der Visite, der Herr Primararzt hatte sich empfohlen, war einer der Sekundarärzte so gütig, uns mit einigen seiner Kranken noch etwas genauer bekannt zu machen.

Digitized by Google

Politische Streiflichter.

Seit wir die Grenze Oesterreichs überschritten hatten, schien die Weltgeschichte plötzlich stille zu stehen. Es gab in Oesterreich keine politische Presse; was sich Zeitungen nannte, waren lediglich Anzeigeblätter mit einigen dürftigen Nachrichten über politische Zeitbegebenheiten. Auf unsrer Reise nach Wien hatten wir keine deutsche Zeitung „aus dem Reich", worunter man die deutschen Bundesstaaten außerhalb Oesterreichs verstand, zu sehen bekommen, in den Vorstädten Wiens lag nur in wenigen Kaffeehäusern die Augsburger allgemeine Zeitung auf, die unsre einzige politische Quelle bildete; in den großen Kaffeehäusern der inneren Stadt wurden auch französische Zeitungen und amtliche deutsche gehalten, aber es fehlte uns an Zeit, den weiten Weg nur um ihrer willen zu machen. Unsre Wiener Bekannten lasen die Grenzboten, die unter Kurandas Leitung in Leipzig erschienen und die österreichischen Zustände beleuchteten; sie waren verbotene Frucht und wurden deshalb mit um so größerer Begierde genossen. In einer kleinen Wirtschaft begegnete ich dem „Hansjoergel", einer in Monatsheften, wenn ich recht mich erinnere, erscheinenden Zeitschrift, die in erkünsteltem Volkston für Thron und Altar sich heftig ereiferte.

Die Mediziner, deren nähere Bekanntschaft wir machten, verhehlten uns die Verachtung nicht, die sie für ihre Regierung empfanden. Ohne Rückhalt ergossen sie die Lauge ihres grimmigen Spottes über das herrschende System. Ferdinand der Gütige, wie die Offiziösen ihn nannten, war wegen Geistesschwäche unfähig zu regieren, statt seiner besorgte eine „Staatskonferenz" unter dem Vorsitze des Erzherzogs

Digitized by Google

Ludwig die Staatsgeschäfte. Gehaßte Regierungen können lange bestehen, wenn sie stark sind, verachtete und schwache sind dem Untergang verfallen. Zwar die große Stille in Oesterreich stach auffallend ab von den drohenden Wetterzeichen in Frankreich, aber sie trügte, in der Tiefe arbeiteten furchtbare vulkanische Kräfte. In wenigen Monaten brachen sie hervor und setzten das Reich in Flammen, beim Klange des Fuchsenrittes der Wiener Studenten brach das System und die Herrschaft Metternichs zusammen.

Was unsre Bekannten in den ärztlichen Kreisen besonders empörte, war das Günstlingswesen, das sich ohne Scheu bei der Besetzung offner Stellen an den Hospitälern, in der Fakultät und dem staatsärztlichen Dienste hervorwagte. Man nannte uns Professoren, Primar- und Sekundarärzte, auch Physici, die ihre Stellung dem Patronate vornehmer Schürzen und einflußreicher Kutten verdankten.

Trotz dieser Unzufriedenheit waren unsre Bekannten große österreichische Patrioten und dem Erzhaus treu ergeben. Deutschland war ihnen Ausland. Zwar unser süddeutsches Wesen, erklärten sie ehrlich, mute sie als ein verwandtes an, aber eine norddeutsche oder gar preußische Brüderschaft blieb ihnen unverständlich. Dennoch begann der deutschnationale Gedanke in Studentenkreisen Wurzel zu fassen. Wir lernten einen Mediziner aus Siebenbürgen kennen, der uns einlud, mit ihm und seinen Freunden einen Abend zuzubringen; sie hatten eine Burschenschaft Saxonia gegründet, trugen Farben und sangen Lieder von Arndt und Körner.

Das systematische Niederhalten freien Bürgersinns und Männerstolzes schien uns auch das Ehrgefühl der akademisch Gebildeten herabgedrückt zu haben. Der deutsche Student fühlte sich im Ringkampf für Geistesfreiheit, Wahrheit und Recht als Kommilitone seiner Professoren, der österreichische war zu sehr nur der untergebene Schüler. Der Burschenkomment unsrer Hochschulen war voll Roheit, aber an dem Grundsatz hielt er fest: die Mannesehre stehe höher als das Leben, und danach regelte er die Formen seines Umgangs mit den Kameraden. Wir waren nicht wenig betroffen, als wir an dem Mittagstisch, wo wir mit einigen Sekundar- und Assistenzärzten zusammen speisten, unsre

Digitized by Google

Kollegen einander in aller Freundschaft Kosenamen erteilen hörten, die kein deutscher Student von einem andern hingenommen hätte.

Am peinlichsten berührte uns eine Szene in Hebras Kurs über Hautkrankheiten, sie zeigte, wie in Oesterreich sogar ein Mann in akademischer Stellung und von hervorragenden Verdiensten um die Heilkunst keine Ahnung hatte, welche Achtung er der gewöhnlichen Menschenwürde schulde.

Wir saßen gegen 20 Kursisten an einer langen Tafel, an deren oberen Ende Hebra dozierte. Er besprach die Blutunterlaufungen der Haut und ihre Ursachen und handelte gerade von den vibices, den blutigen Striemen infolge mechanischer Einwirkungen. „Die schönsten vibices," erzählte er, „können Sie Samstags drüben in der Allerkaserne sehen, wenn der Profoß die Mannschaften, die sich in der Woche vergangen haben, über die Bank spannt und aushaut." Ein unwilliges Murren ging um den Tisch und vom unteren Ende her, wo einige Ungarn saßen, rief eine zornige Stimme: „Schande für Oesterreich!" — „Ah was!" erwiderte Hebra mit größter Ruhe, „hören S', was die Offiziere sagen: mit den Polakeln und Slovakeln wird man halt nit anders fertig." — „Noch einmal sag' ich," hallte es von unten zurück, „Schande für Oesterreich, daß es seine Völker nur durch das Hinterteil erziehen will." — Allgemeiner Beifall. Hebra ließ sich nicht im mindesten aus seinem Gleichmut bringen und fuhr in seinem Vortrag weiter: „Es giebt noch andre Formen von Blutunterlaufung, eine hat den prächtigen Namen Purpura, zu ihr wollen wir nunmehr übergehen."

Digitized by Google

Im allgemeinen Krankenhause.

Wie groß auch die medizinischen Erwartungen waren, mit denen ich nach Wien ging, sie wurden von der Fülle dessen, was ich für meine ärztliche Ausbildung vorfand, weit übertroffen. In der Alservorstadt lagen ungeheure Heil- und Lehranstalten bequem beisammen. Zwei große Reformatoren der Heilkunst, Rokitansky und Skoda, wirkten darin, tüchtige Schüler lehrten in ihrem Sinne, und es sollte mir vergönnt sein, Zeuge einer der segensreichsten Entdeckungen im Gebiete der Heilkunst zu werden: ein bis dahin unbekannter junger Geburtshelfer, Semmelweis, war der Quelle einer der furchtbarsten Seuchen, des Kindbettfiebers, auf die Spur gekommen.

Wien verdankt seine Bedeutung für die Heilkunst der Kaiserin Maria Theresia und ihrem edeln Sohne Joseph II. Die große Regentin berief van Swieten, einen Schüler Boerhaaves, des ersten Arztes seiner Zeit und Hauptbegründers der heutigen klinischen Unterrichtsmethode, von Leiden nach Wien als Leibarzt und zugleich als Ordner des medizinischen Unterrichts in Oesterreich. Dazu war van Swieten der rechte Mann. Er sorgte für die Ausstattung der Wiener Universität mit Kliniken, eingerichtet nach dem Muster Boerhaaves, und für die nötigen Lehrkanzeln. So ist er Stifter der älteren Wiener Schule geworden, deren Ruhm bis in den Beginn dieses Jahrhunderts hell erstrahlte und deren bedeutendste Vertreter De Haën, Stoll und Stoerck gewesen sind. Joseph II. errichtete 1784 nach den Plänen Quarins das allgemeine Krankenhaus, das von keinem andern in Europa an Umfang erreicht wurde, daneben das Gebärhaus, das Irrenhaus,

Digitized by Google

Narrenturm genannt, und das Findelhaus. Außerdem ließ er 1785 auf den Rat Brambillas zur Erziehung von Feldärzten die medizinisch-chirurgische Akademie — das Josephinum — errichten. — Was besagen die Pyramiden der Pharaonen, die Kaiserpaläste Roms, oder das Prunkschloß des Sonnenkönigs in Versailles, gemessen an dem Maßstabe des Verdienstes um das Menschengeschlecht, gegenüber diesen Bauten Kaiser Josephs II., des Schätzers der Menschheit?

Die Errichtung einer eigenen Lehranstalt für pathologische Anatomie 1817 führte einen erneuten Aufschwung der medizinischen Wissenschaft in Wien herbei. Rokitansky stellte die Pathologie auf ein festes anatomisches Fundament, und fand in dem genialen Skoda, seinem Schüler und Freunde, den Pathologen, der mit ihm die „junge Wiener Schule" begründete, wie sie von Wunderlich 1841 zum Unterschiede von der alten van Swietens in einer kleinen Schrift: „Wien und Paris," genannt wurde. Die Lehren dieser Meister und ihrer Jünger übten einen außerordentlichen Einfluß auf die ärztliche Praxis in Deutschland aus.

Im allgemeinen Krankenhause waren die klinischen Anstalten der Fakultät für innere Medizin und Chirurgie, für jede zwei, und die Augenklinik untergebracht. Außer diesen, zu Lehrzwecken dienenden Abteilungen bestanden noch große andre zur ärztlichen Behandlung innerer und äußerer Kranken unter der Leitung von Primarärzten, daneben noch besondre für Brustkranke, Frauenleiden, Hautkranke und Syphilitische. — Mit dem Krankenhause hing das Gebärhaus zusammen, das zwei Abteilungen hatte, die geburtshilfliche Klinik für Aerzte und die Abteilung für den Unterricht der Hebammen. — Baulich getrennt von dem Krankenhause, jedoch nahe bei ihm, stand die Irrenanstalt. Seit 1844 durfte theoretischer und praktischer Unterricht darin erteilt werden. In der Hauptsache war sie noch immer der gefürchtete „Narrenturm". — Das Findelhaus befand sich unweit von dem allgemeinen Krankenhause, in der Alserstraße.

Um den Meinigen daheim die Größe dieser Anstalten begreiflich zu machen, schrieb ich ihnen, es verpflege das allgemeine Krankenhaus ebensoviele Kranke, als ganz Wiesloch Einwohner habe, über 2000.

In dem kleinen Leichenhause wurden außer den Sektionen aller

Digitized by Google

im Kranken- und Gebärhaus, Narrenturm und Findelhaus Verstorbenen auch noch die gerichtlichen Sektionen der Stadt vorgenommen, diese in einer besonderen Kammer, im Ganzen jährlich gegen 1600.

Die Zahl der jährlichen Geburten im Gebärhause betrug ungefähr 3000. — Das Findelhaus nahm nicht bloß die Findlinge aus der Stadt auf, sondern auch tausende der Neugeborenen des Gebärhauses.

Wir kamen nach Wien, als eben die Ferien begannen, aber es wurden noch Kurse abgehalten und im Leichenhause täglich, Sonn- und Feiertage ausgenommen, vormittags eine Menge Sektionen ausgeführt, zu denen wir freien Zutritt hatten. Wir nützten unsre Zeit möglichst aus. Hebras Kurs über Hautkrankheiten, den wir sofort besuchten, begann schon um 7 Uhr im Sommer und dauerte bis neun. Dann gingen wir ins Leichenhaus. Nachmittags besuchten wir mehrere Kurse. Als im Herbste die Kliniken wieder eröffnet wurden, gingen wir häufig zu Skoda und dem Chirurgen Schuh und erhielten die Erlaubnis, einige Wochen lang im Gebärhause zu praktizieren. Eine Zeitlang begleiteten wir im November und Dezember die Chirurgen Dumreicher und Sigmund bei ihrer Morgenvisite, sie begannen den Tag sehr frühe, Sigmund war schon um halb sieben, Dumreicher um sieben Uhr auf seiner Abteilung.

Der lehrreichste von den zahlreichen Kursen, die wir belegten, war der von Hebra. Er nahm drei Monate in Anspruch und wurde viermal in der Woche, jedesmal in zwei Stunden, abgehalten. In der ersten handelte Hebra die Hautkrankheiten systematisch ab, in der zweiten stellte er Kranke vor und machte mit uns die Visite in seiner Abteilung. Man sah Kranke in Menge, beispielsweise führte er uns zur Veranschaulichung seiner Vorträge 14 Fälle von Lupus vor, 7 von Prurigo u. s. w., auch lernte man die verschiedensten Formen kennen. Sein Vortrag war klar und oft unterhaltend, nicht selten aber überschritten seine kritischen Ausfälle jedes erlaubte Maß.

Im Findelhause nahmen wir einen guten Kurs über Krankheiten der Neugeborenen, die der Hilfsarzt der Anstalt, Dr. Bednar, erteilte. Man hatte da reiche Gelegenheit, die mannigfachsten und schlimmsten Formen septischer Erkrankungen im ersten Kindesalter kennen zu lernen, die ich glücklicherweise in Privathäusern kaum wieder sah. So lange

Digitized by Google

man die Mittel, der Sepsis zu begegnen, nur unzureichend kannte, waren diese in löblicher Absicht gegründeten Anstalten kaum besser als Mördergruben.

Noch ein dritter Kurs sei hervorgehoben, den uns der Sekundararzt Spatzenegger auf der Abteilung für Brustkranke über Perkussion und Auskultation erteilte. Diese Abteilung war 1840 für Skoda geschaffen worden und Spatzenegger war Assistent bei ihm gewesen. Der gemütliche, in den dreißigen stehende Herr erzählte uns viel Rühmliches von Skodas einfacher und bedürfnisloser Art zu leben. Er selbst kam später als Professor der inneren Medizin nach Salzburg, seiner Vaterstadt, und starb dort 1877.

Aeußerst anregend war Skodas Klinik. Er gemahnte mich in seiner schlichten Art, sogar in Bewegung und Gestalt, an den bescheidenen Landpfarrer Gans, von dem ich im ersten Buche erzählte. Skoda besaß die Kunst des klinischen Unterrichts in seltenem Maße. Erstaunlich war die Sicherheit seiner Diagnosen im Gebiete der Brustkrankheiten. Im Oktober war ich Zeuge eines großen Triumphes, den seine physikalische Untersuchungsmethode feierte, die ärztlichen Kreise Wiens waren voll des Ruhmes seiner Kunst. Er stellte in der Klinik einen jungen Mann vor mit angeborenem Verschluß der Brustaorta, sein Assistent Löbel hatte den Fehler erkannt und Skoda bestätigte die Diagnose. Der Fall ist in Canstatts Jahresbericht von 1848, Bd. III, S. 149 ausführlich beschrieben. Hat man Gelegenheit gehabt, ein solches seltenes Vorkommnis zu sehen, oder die Beschreibung davon sich gut eingeprägt, so ist es leicht, den Fehler wieder zu erkennen. Ich bin zweimal in der Lage gewesen, diese Diagnose am Lebenden zu machen, das letztemal bei einem bekannten Lothringer Arzte, dem Dr. Raeiß in Pfalzburg. Ein leider verstorbener Assistent von mir, Dr. Paul Maier, Dozent der Straßburger Fakultät, hat sie durch die Obduktion von Raeiß bestätigt.

Auf der Abteilung von Dumreicher wohnte ich im Dezember der ersten Chloroformnarkose bei. Im November hatte sie Simpson in Edinburg an Stelle der Aethernarkose eingeführt, sie kommt rascher zu stande als diese, doch ist sie gefährlicher. Die Abteilung Dumreichers besaß keinen eigenen Operationssaal, er mußte inmitten der

Digitized by Google

Kranken operieren oder dieſe zuvor wegbringen laſſen. Dumreicher war über dieſen unbegreiflichen Mißſtand äußerſt ungehalten, wie man ſich denken kann. Aſſiſtent bei ihm war Linhart, der als Profeſſor der Chirurgie in Würzburg 1877 ſtarb. — Bei Sigmund machte ich die flüchtige Bekanntſchaft ſeines Aſſiſtenten Dr. Fiſchhof, der ſich ſpäter in der Politik einen Namen gemacht hat. — Sehr gut gefiel mir die friſche Art des Chirurgen Schuh. — Dagegen ſprach mich Roſas, deſſen Augenklinik ich einigemale beſuchte, wenig an; beſſer als deſſen Grandezza, ſagte mir die einfache Art ſeines Spezialkollegen Friedrich Jaeger am Joſephinum zu.

Bei Rokitansky.

Im hinterſten Winkel des Areals, auf dem die Bauten des allgemeinen Krankenhauſes errichtet ſind, lag das Leichenhaus, eine armſelige Baracke. Hier verweilte ich mehr, wie irgendwo ſonſt in Wien, jede neue Sektion verfolgte ich mit neuer Spannung.

Außer der Kammer zur Aufbewahrung der Leichen verfügte das kleine Haus über zwei ineinandergehende Lokale, ein größeres für die Sektionen der in den Anſtalten Verſtorbenen, und ein kleineres für die gerichtlichen Sektionen, woran es in der großen Stadt faſt niemals fehlte. Ein Privatzimmer oder ein beſonderer Arbeitsraum für Rokitansky war nicht vorgeſehen. Die Sektionen nahmen den ganzen Vormittag in Anſpruch. Rokitansky machte die eigentlich kliniſchen und die gerichtlichen, alle übrigen, weit zahlreicheren, machten die Aſſiſtenten. Erſter Aſſiſtent war Dr. Lautner, der ſpäter an die mediziniſche Schule in Kairo berufen wurde.

Die Leichenbefunde wurden ausnahmslos zu Protokoll diktiert. Rokitanskys Protokolle waren ungemein lehrreich; ſie gaben das Weſentliche des Befunds in gedrungener Kürze und doch ſo erſchöpfend in plaſtiſcher Darſtellung, daß ich ſie gleich in den erſten Tagen nachzuſchreiben begann. Ich finde in meinen Heften 170 Protokolle und genaue Aufzeichnungen neben faſt ebenſo vielen kurzen Notizen, im ganzen habe ich nahezu 300 Sektionen im Laufe eines halben Jahres angewohnt. — Beſonders nützlich erſchienen mir Zeichnungen des situs viscerum, d. h. der Lage der Eingeweide, namentlich in der Bauchhöhle; ich fertigte ſie mir in großer Zahl an und kann dieſes Ver-

Digitized by Google

fahren angehenden Aerzten nicht genug empfehlen. Die Lage erleidet viele individuelle und durch Krankheit bedingte Abweichungen, deren Kenntnis für Diagnose und Behandlung gleich wichtig ist. Wer nur wenig Sektionen gesehen hat und diese Verschiedenheiten nicht kennt, wird in der Behandlung der Unterleibskrankheiten nie Besonderes leisten.

Die Gesichtszüge Rokitanskys trugen den Stempel großer Herzensgüte und Zuverlässigkeit, jedermann verehrte ihn. Er war auffallend schweigsam. Im Leichenhause öffnete er den Mund nur, um Protokolle zu diktieren. Nachdem ich vier Monate lang Stammgast im Leichenhause gewesen war, geschah es an einem schönen Herbstmorgen, daß die Skalpelle kurze Zeit ruhten. Ich benützte die Pause, um vor die Thüre zu treten und frische Luft zu schöpfen. Gleich nachher erschien auch Rokitansky und stellte sich nahe bei mir in die Sonne, die warme Luft des Hofes behagte ihm sichtlich. Mit einemmale wandte er sich gegen mich, nickte mir freundlich zu und bemerkte: „Heute ist schönes Wetter!" — Ich war überrascht. Wenn Jairi Töchterlein plötzlich auferstanden mit lautem Gruße aus dem Leichenhause zu mir gewandelt wäre, hätte ich mich nicht mehr gewundert, doch nahm ich mich zusammen und erwiderte bestätigend: „Ja, es ist wirklich ein schöner Tag!" — Das Gespräch war damit zu Ende, es war das erste und einzige, das ich von ihm gehört habe.

Wie wenig mitteilsam auch und trocken Rokitansky für gewöhnlich erschien, so wurde er doch plötzlich umgewandelt, wenn während der Sektionen Ungewöhnliches zu Tage kam. Dann fing er Feuer, man sah es am Leuchten seiner Augen; sein Blick bohrte sich sofort in den merkwürdigen Fund, er griff zu Skalpell und Schere, setzte sich an einen kleinen Tisch, den einzigen, der zur Hand war, und vertiefte sich ganz, präparierend und sinnend zugleich, in das anatomische Rätsel, das vor ihm lag.

Mein Freund und ich hätten gerne einen Kurs über pathologische Anatomie bei dem großen Meister genommen, er gab Privatissima, aber wir brachten die nötige Zahl von Teilnehmern nicht zusammen. Die Wiener trösteten uns: wir verlören weniger, als wir meinten, Rokitansky sei ein großer Anatom, aber ein mittelmäßiger Lehrer. So ließen wir es denn bei einem Kurse von wenigen Stunden über Sektions-

Digitized by Google

technik bewenden, den uns ein früherer Aſſiſtent Rokitanskys, Dr. Gatſcher, erteilte.

Zum Schluſſe ſei noch erwähnt, daß ich im Leichenhauſe mehrmals einem ſchlank gebauten jungen Manne begegnete, deſſen feine Züge mir auffielen. Es war Ludwig Tuerck, ſpäter Leiter einer für ihn gegründeten Abteilung für Nervenkranke im allgemeinen Krankenhauſe; er hat ſich bekanntlich durch ſeine Verdienſte um die Einführung des Kehlkopfſpiegels und durch wichtige anatomiſche und kliniſche Unterſuchungen in den ſchwierigen Gebieten des Nervenſyſtems ein dauerndes Andenken geſichert.

Digitized by Google

Bei Semmelweis.

Wir machten die persönliche Bekanntschaft dieses trefflichen Mannes in dem geburtshilflichen, ganz vorzüglichen Operationskurse, den wir bei ihm genommen hatten. Als er hörte, daß Bronner und ich Assistenten des alten Naegele gewesen seien, den er tief verehrte, nahm er uns auf wie Freunde. Er förderte unsre Studien so viel er nur konnte und verschaffte uns im Winter die ersehnte, damals nicht leicht zu erlangende Erlaubnis, im Gebärhause sechs Wochen zu praktizieren. Mochte er die ganze Nacht durchwacht haben, wir kamen ihm niemals ungelegen. Von allen Bekanntschaften, die ich in Wien gemacht habe, ist mir die von Semmelweis in angenehmster und dankbarster Erinnerung geblieben. Als wir ihn kennen lernten, hatte er die große, segensreiche Entdeckung, die ihm die Menschheit verdankt, kurz zuvor gemacht, sie beschäftigte ihn fortwährend und war der Gegenstand unsrer täglichen Gespräche mit dem trefflichen Manne.

Ignaz Philipp Semmelweis war ungarischer Staatsbürger und 1818 in Ofen geboren. Er war mehr als mittelgroß, breit und stark gebaut, sein Gesicht rund mit etwas vortretenden Backenknochen, seine Stirne hoch und das Kopfhaar dünn; er hatte auffallend fleischige, geschickte Hände, ein lebhaftes Temperament, große Arbeitskraft und Arbeitslust, ein warmes und gewissenhaftes Herz.

Als Semmelweis seine Kraft der Geburtshilfe widmete, war der schlimmste Feind der Gebärhäuser, der die Wöchnerinnen in furchtbaren Seuchen dezimierte, das Kindbett- oder Puerperalfieber, aber auch in den Privathäusern raffte diese Krankheit die teuere Gattin dem Gatten, die geliebte Mutter der Familie weg. Ratlos standen

Digitized by Google

die Geburtshelfer dieſer Geißel des Frauengeſchlechtes gegenüber. Semmelweis erzählte uns, daß er gleich in den erſten vier Monaten, nachdem er ſeine Hilfsarztſtelle angetreten, 15% aller Entbundenen durch die Seuche verloren habe; niedergedrückt von dem Bewußtſein ſeiner Ohnmacht, habe er ſich tief unglücklich gefühlt. Unerwartet ſei ihm, gelegentlich der Sektion eines hochgeſchätzten Kollegen, des Profeſſors der Anatomie Kolletſchka, ein Licht aufgegangen, das ihm die erſehnte Aufklärung über die Natur und Urſache der mörderiſchen Krankheit verheißen und ſchließlich wirklich verſchafft habe.

Kolletſchka hatte ſich an einem verletzten Finger eine Leichenvergiftung zugezogen und war ihr am 13. März 1847 erlegen. Semmelweis wohnte der Leichenöffnung bei; ihr Befund überraſchte ihn ungemein, er ſtimmte mit dem bei ſeinen am Kindbettfieber verſtorbenen Entbundenen völlig überein. Das konnte kein Zufall ſein. Er ſchloß daraus, dasſelbe faulige Gift, das den Anatomen getötet, töte auch die Wöchnerinnen. Bei Kolletſchka drang es durch den verletzten Finger in das Blut, bei den Wöchnerinnen während der Geburt durch die bei dieſem Vorgang verletzten Leibesteile. Der Anatom hatte ſich das Gift ſelbſt in den Körper gebracht, den Gebärenden führten es Finger zu, die mit faulenden Stoffen in Berührung gekommen waren. Eine auffallende, bisher unerklärte Thatſache fand darin ihre einfache Erklärung. Die beiden Abteilungen des Wiener Gebärhauſes, obwohl unter einem Dache gelegen, wurden von der Seuche ungleich häufig und heftig heimgeſucht, ſie wählte mit Vorliebe die Abteilung für den Unterricht der Aerzte und verſchonte die für den Unterricht der Hebammen. Die Erklärung lag nunmehr nahe: die Mediziner beſchäftigten ſich mit anatomiſchen Studien im Leichenhauſe, die Hebammen nicht. Auf dieſe Erwägung geſtützt, wurde fortan niemand zu Unterſuchungen auf der Klinik zugelaſſen, der ſich nicht vorher die Hände ſorgfältig mit Chlorkalklöſung gereinigt hatte; ſie galt damals für das beſte desinfizierende Mittel, wir beſitzen heute noch wirkſamere. Die Sterblichkeit nahm darauf ab.

Die Annahme lag nahe, daß nicht bloß das faulige Gift aus Leichen die Seuche verſchulde, es konnte ebenſogut aus eiternden Wunden und Geſchwüren von pflegenden Händen den Gebärenden zu-

Digitized by Google

geführt werden. Gerade zu der Zeit, als ich mit meinem Freunde im Gebärhause praktizierte, lieferten zwei äußerst lehrreiche Beobachtungen den zwingenden Beweis für diese Annahme. In einem Briefe, datiert vom zweiten Weihnachtstage, teilte ich sie meinem Vater mit. Es wurden zu zwei verschiedenen Zeitpunkten zwei Frauen in die Anstalt gebracht, eine Müllersmagd vom Lande mit einem schlecht gepflegten, eiternden Amputationsstumpfe am Oberarm, und ein armes Weib mit einer verjauchten Neubildung am Halse der Gebärmutter, beide waren bereits von Wehen befallen. Sie wurden deshalb sofort in den Gebärsaal geschafft, wo stets einige Frauen der Niederkunft entgegen harrten. Beidemale kam es zu kleinen Seuchen des bösartigen Kindbettfiebers, die sich auf diejenigen Entbundenen beschränkten, die mit den unglücklichen Personen im Gebärsaale gelegen und mit ihnen untersucht worden waren.

In der Geschichte der Medizin wird Semmelweis neben Lister als einer der größten Wohlthäter des Menschengeschlechtes fortleben. Sein Scharfsinn verdient kein geringeres Lob, als der des englischen Chirurgen. Dieser konnte sich auf Pasteurs epochemachende Untersuchungen stützen, Semmelweis schöpfte einzig und allein aus der klinischen Beobachtung und dem anatomischen Befund. — Die antiseptische Behandlung ist heute, wie in der Chirurgie, so am Gebärbette gesetzlich eingeführt, und strafbar sind Arzt und Hebamme, die ihre Vorschriften nicht strenge befolgen. Semmelweis hat den Triumph seiner Lehre nicht erlebt, er stieß auf Mißachtung und Widerspruch vieler der angesehensten Geburtshelfer, er ließ sich dadurch nicht von dem richtigen Wege abbringen, erst nach seinem Tode fand er die verdiente Anerkennung, und seit einigen Jahren ziert sein Standbild die Hauptstadt Ungarns.

Der Name Semmelweis bleibt mit der Geschichte der jungen Wiener Schule innig verknüpft. 1855 erhielt er die Professur für Geburtshilfe an der Universität in Pest. Die langen Kämpfe, die der gemütvolle Mann im Interesse der Frauenwelt führen mußte, haben zweifelsohne zu einer Seelenstörung beigetragen, die seine letzten Lebensjahre verdüsterte. Er starb 1865.*)

*) Wer ausführlich über das Leben von Semmelweis und die Geschichte seiner Entdeckung belehrt sein möchte, lese die gediegene Schrift eines der berufensten Fachmänner: Alfred Hegar, Ignaz Phil. Semmelweis, sein Leben u. s. Lehre. Freiburg i. Br. u. Tübingen, 1882.

Digitized by Google

Als ich vor unſrer Abreiſe von Wien Abſchied von Semmelweis nahm, gab ich ihm das Verſprechen, dem alten Naegele ſeine Entdeckung mitzuteilen. Ich habe meine Zuſage erfüllt, aber meine Worte verhallten in dem Brauſen der Revolution, die dem alten Herrn, wie ich erzählte, übel mitſpielte.

Da ich mir die Aufgabe geſtellt habe, die Menſchen und Zuſtände meiner Jugendjahre getreu zu ſchildern, darf ich den Profeſſor Klein, den Vorgeſetzten von Semmelweis, nicht mit Stillſchweigen übergehen. Ich bin ihm wiederholt im Gebärhauſe begegnet und er war eine der typiſchen Figuren aus dem nachjoſephiniſchen Oeſterreich, wo die Protektion oft ſicherer als das Verdienſt zu amtlichen Stellen und Lehrkanzeln verhalf.

Joſeph II. hatte Kleins Vorgänger, den hochbegabten Lukas Johann Boër, auf den erſten Schulen Europas zum Geburtshelfer erziehen laſſen und ihm die Lehrkanzel für Geburtshilfe in Wien verliehen. Boër galt für den erſten Mann ſeines Fachs in Europa und ſtand bei dem Kaiſer in großer Gunſt. Gerade deshalb war er den Nachfolgern Joſephs nach deſſen frühem Tode und nicht minder dem Klerus verhaßt. Dazu kam das Unglück, daß die erſte Gemahlin des Erzherzogs und ſpäteren Kaiſers Franz, die Erzherzogin Eliſabeth, wenige Stunden, nachdem ſie Boër entbunden hatte, von Eklampſie befallen wurde und ſtarb. Nunmehr hatten ſeine Feinde gewonnenes Spiel am Hofe und Boër legte ſchließlich, der Ränke müde, 1822 ſein Lehramt nieder. Unter den Bewerbern um die erledigte Stelle galt Klein, Profeſſor in Salzburg, für den unbedeutendſten — Boër hatte ihn ausdrücklich als ſolchen bezeichnet — aber deshalb eben berief man ihn an ſeine Stelle, um den verhaßten Joſephiner recht zu kränken. — Ich erzähle dieſe Dinge, wie ſie mir in Wien erzählt wurden.

Klein machte auf uns den Eindruck eines ganz gewöhnlichen Praktikers. So lange wir in ſeiner Abteilung beſchäftigt waren, kam er ab und zu in den Gebärſaal, hielt ſich jedoch immer nur kurze Zeit darin auf und ignorierte meinen Freund und mich völlig, vielleicht weil er, nach der Verſicherung der öſterreichiſchen Praktikanten, die Ausländer nicht leiden mochte. Eines Abends aber ging

Digitized by Google

er sogleich, nachdem er eingetreten war, an das Bett der Gebärenden, die ich zu besorgen hatte, und fragte mich nach dem Stande der Geburt, worauf ich genaue Auskunft gab. So weit verfuhr er nach der Ordnung, dann aber verstieß er gegen Takt und Sitte. Wollte er meine Angabe kontrollieren, so mußte er selbst nachuntersuchen oder den Assistenten, Semmelweis, dazu auffordern, er rief aber die Hebamme ans Bett, um nachzuprüfen. Dies wäre schon einem Studenten gegenüber unpassend gewesen, mir, einem approbierten Arzte gegenüber, war es ganz ungehörig, doch mußte ich es hinnehmen und jedenfalls zunächst schweigend das Weitere abwarten. Vermutlich, um ihm zu gefallen, erklärte die Hebamme meine richtige Angabe für unrichtig. Klein warf mir daraufhin einen strafenden Blick zu mit der Frage, was ich dazu sage? Ich erwiderte ruhig, die Hebamme irre sich, ihr Befund sei falsch, der meinige richtig. Nicht nur ich, alle anwesenden Praktikanten und Semmelweis, der hinter Klein stand und über seinen Vorgesetzten sichtlich aufgebracht war, waren gespannt, was er jetzt thun werde. Er schwieg, überlegte einen Augenblick und prüfte, wie es sich vorher geschickt hätte, selbst. Ich war meiner Sache so sicher, daß ich auch Klein, im Falle er der Hebamme zugestimmt, widersprochen hätte; Semmelweis kannte gleichfalls meine Fertigkeit in diesem Abc der Geburtshilfe und war entschlossen, wie er mir nachher sagte, wenn nötig, gleichfalls nachzuprüfen und für mich einzutreten. Es war jedoch nicht nötig, Klein war ehrlich, nickte mir freundlich zu und sagte: „Sie haben recht!“ — Es war ihm, wie die Oesterreicher meinten, nur darum zu thun gewesen, den Ausländer zu demütigen.

Für die Bestrebungen seines Assistenten fühlte Klein keine Teilnahme. Die Koryphäen der jungen Wiener Schule, namentlich Skoda und Hebra, erkannten die Tragweite der Entdeckung von Semmelweis und unterstützten ihn möglichst, Klein aber stellte sich seinen Untersuchungen hindernd in den Weg. schwerlich aus Bosheit, sondern aus Unverstand.

Digitized by Google

Die junge Wiener Schule.

Die pathologiſche Anatomie war in Deutſchland, bis Rokitansky erſchien, nicht mit demſelben Eifer und Erfolg bearbeitet worden, wie in Frankreich und England, nur die Bildungsfehler hatten in Joh. Friedr. Meckel, dem Sohn, einen Forſcher erſten Rangs gefunden. Darum war auch die Pathologie in Deutſchland zurückgeblieben, ſie hat aus den erſten Jahrzehnten des Jahrhunderts keine Leiſtungen aufzuweiſen, die ſich mit denen eines Laënnec, Bretonneau oder Bright meſſen dürfen. Mit Rokitansky erſt gewann die pathologiſche Anatomie auch in Deutſchland den durchgreifenden Einfluß auf die Pathologie, den ſie bei den Franzoſen und Engländern bereits errungen hatte; Rokitansky wurde, um mich des treffenden Vergleichs von Virchow zu bedienen, der Linné dieſer Wiſſenſchaft, und hat ſie zum unentbehrlichen Beſtande der praktiſchen Aerzte gemacht. Ganz aus eigner Beobachtung ſchöpfend hat er die Anomalien der Organe unvergleichlich ſcharf und bündig gezeichnet und ſie den Aerzten geordnet vor Augen geſtellt, wie Linné die Pflanzen. Sein Handbuch der ſpeziellen pathologiſchen Anatomie (1842—44) bedeutet einen Markſtein in der Geſchichte der deutſchen Medizin und hat auf die ärztliche Praxis einen ungeheuern Einfluß ausgeübt. Leider verließ er in ſeinem ſpäter (1846) erſchienenen Handbuch der allgemeinen pathologiſchen Anatomie die ſichere Straße der nüchternen Beobachtung, die er bisher gegangen war, und ſchlug gefährliche Irrwege ein. Viele ſeiner Jünger folgten dem bewunderten Meiſter in die nebeligen Gebiete der grundloſen Spekulation. Es bedurfte der Warn-

Digitized by Google

rufe Virchows, um die anatomische Forschung in die ihr gesteckten Grenzen zurückzubringen.

Wie Rokitansky das anatomische Haupt der jungen Wiener Schule geworden ist, so wurde sein Schüler Skoda ihr klinisches. Er verdankt seinen Weltruf den großen Verdiensten, die er sich um die physikalische Diagnostik erwarb, er schuf den wissenschaftlichen Boden, auf dem die Perkussion und Auskultation beruhen, die bisher nur grob empirisch geübt wurden, und hat sie überdies mit wertvollen neuen Zeichen bereichert. Dadurch hat er die Pathologie der Atem- und Kreislaufsorgane ungemein gefördert. Studenten und Aerzte strömten nach Wien, um bei ihm die Kunst der physikalischen Diagnostik und ihre sichere Verwertung zu erlernen. Er dirigierte seit 1840 eine eigene Abteilung für Brustkranke, wurde 1846 zum Professor ernannt und mit dem klinischen Unterricht betraut. — Ich will es versuchen, die Reform, die wir Skoda auf dem Gebiete der physikalischen Diagnostik verdanken, dem nicht medizinischen Leser verständlich zu machen.

Laënnec und seine Schüler waren bestrebt gewesen, mit Hilfe des Beklopfens und Behorchens der Wände des Körpers Zeichen aufzufinden, die ohne weiteres bestimmte Krankheiten so kenntlich machen sollten, wie etwa das Zirpen die Grille oder der Wachtelschlag die Wachtel anzeigt. Das Tuberkelknacken sollte die Tuberkeln der Lunge verraten, das Knisterrasseln den Beginn oder die Lösung der Lungenentzündung, das Reibegeräusch die Entzündung von Brust- oder Herzfell. — Skoda zeigte das Verkehrte dieses Vorgehens, das nicht selten zu Irrtümern führte. Wenn die Schallerscheinungen vom normalen Verhalten beim gesunden Menschen abweichen, so bedeutet dies an sich zunächst nichts als ein verändertes physikalisches Verhalten der Organe, von denen sie ausgehen. Streng genommen ist deshalb die nächste Aufgabe der diagnostischen Verwertung der akustischen Symptome die: festzustellen, was für physikalische Veränderungen an diesen Organen vor sich gingen. Die zweite Aufgabe besteht sodann darin, die anatomischen Organveränderungen zu bestimmen, die den physikalischen zu Grunde liegen. Zuletzt erst kommt es zur Diagnose der Krankheit, die zu den anatomischen Veränderungen führte. Ein einfacher Schluß aus dem akustischen Symptom unmittelbar auf die Krankheit ist nicht

Digitized by Google

erlaubt und die Diagnose unter allen Umständen eine zusammengesetzte geistige Operation, die ihren Stoff drei verschiedenen Orten entnimmt, der Klinik, dem Leichenhause und der physikalischen Werkstätte.

Skodas Kritik beschränkte sich jedoch nicht auf die Diagnostik, wie sie bisher geübt wurde, sie erstreckte sich auf das ganze Gebiet der Pathologie und insbesondere auch der Therapie. Die Heilkunde in dem Zustande, worin sie sich damals befand, erschien ihm als ein Chaos, ein wüster Sumpf, aus dem nur zwei mit gerodetem, fruchtbarem Erdreich bedeckte Inseln hervorragten, die pathologische Anatomie und die physikalische Diagnostik. Im übrigen war sie ihm ein wirres Gemenge roher Beobachtung und Erfahrung, unerwiesener, widersprechender Lehrmeinungen, Vorschriften und Kurverfahren. Ueberall galt es, unbekümmert um die alten Schulsätze, die Medizin von Grund aus neu aufzubauen. Schonungslos legte er, im privaten Umgang mit seinen Schülern und in der Klinik selbst, die Lücken und Schäden der bisher geübten Heilkunst blos.

Der Einfluß eines so scharfsinnigen Kopfes und unerschrockenen Denkers auf seine Schüler war ungeheuer; sie schrieben den Zweifel als obersten Wahrspruch auf ihr Banner und glaubwürdig war für sie einzig und allein, was Rokitansky und Skoda lehrten und nur, was man in Wien mit eignen Augen gesehen und geprüft hatte; was von außen kam, stieß auf Zweifel, selbst höhnischen Widerspruch, keine Ueberlieferung war ihnen heilig.

Auch die bedeutendsten Männer der jungen Schule trieben die Zweifelsucht ins Unglaubliche. In dem Hefte, das ich in Hebras Kurse niederschrieb, befindet sich folgender Vortrag über die graue Färbung der Haut, die Argyria, die durch lange fortgesetzten innerlichen Gebrauch des Höllensteins (salpetersauren Silbers) entsteht: „An die Argyria, meine Herrn, glaube ich nicht. Das salpetersaure Silber wird im Magen sogleich zu Chlorsilber zerlegt und geht durch den Darm ab (wörtlich!). Man gab das Mittel in Wien Epileptischen jahrelang, ohne daß die Haut sich gefärbt hätte. In Paris und Berlin hat man alle Augenblicke die Argyria aufzuweisen, vielleicht scheint in Berlin die Sonne schöner. Argyria? Dazu bitt' ich ein Fragezeichen zu machen." Drei Monate nachher sah ich in Prag bei

Digitized by Google

Oppolzer einen Fallsüchtigen, der lange das Silbersalz genommen hatte und tief grau auf der Haut geworden war, später noch viele. — Ob wohl die Kranken in Wien das verordnete Mittel lange genug eingenommen hatten?

Wenn wir das bei einem Hebra erlebten, wessen mußte man nicht erst bei den Kleinen im Geiste gewärtig sein.

Wir hatten die beiden Kinderspitäler besucht, das von Mauthner gegründete, woraus später das St. Anna-Spital erwuchs, und das Franzensspital in der Vorstadt Wieden; es war uns aufgefallen, daß wir weder hier, noch auf dem Leichentische des allgemeinen Krankenhauses jemals einen Fall von Diphtherie zu sehen bekamen, während wir sie bei uns zuhause in Form von Croup, und Bronner in Paris in verschiedenen schlimmen Formen oft zu sehen Gelegenheit gehabt hatten. Gegen Ende unsres Aufenthalts in Wien fragte ich einen Assistenten Rokitanskys, sein Name ist mir entfallen, ob die Diphtherie in Wien nicht vorkomme? worauf er die Gegenfrage an mich richtete, ob ich an diese französische Dichtung glaube?

Zwei hervorragende Vertreter der jungen Wiener Schule besorgten den ärztlichen Dienst in dem noch nicht lange eingerichteten Bezirks-Krankenhause auf der Wieden, der feurige, in Galizien geborene Josef Dietl als Primararzt, und Friedrich Wilhelm Lorinser als Primar-Chirurg. Wir suchten sie in dem Hospital auf und wurden sehr artig von beiden empfangen. Dietl machte uns mit seinen Erfolgen bei der Pneumonie bekannt, die er ohne Aderlaß behandelte. Ein Jahr nachher veröffentlichte er seine bekannte Schrift: „Der Aderlaß in der Lungenentzündung," die wesentlich dazu beitrug, die Blutentziehungen bei der Pneumonie abzuschaffen. Er versicherte uns bestimmt, daß eine erste Lungenentzündung niemals töte, wenn man sie ruhig ihrem natürlichen Verlaufe überlasse, eine Behauptung, die ich leider in dieser apodiktischen Fassung später nicht bestätigt fand. — Lorinser hatte 1845 in den österreichischen Jahrbüchern seine Beobachtungen über die s. g. Phosphornekrose der Kieferknochen mitgeteilt und zuerst die schädlichen Einwirkungen der Phosphordämpfe in den Zündholz-Fabriken auf die Kieferknochen kennen gelehrt; er zeigte uns zwei junge Mädchen mit diesem abscheulichen Leiden und

Digitized by Google

zahlreiche Knochenpräparate. Lorinſer, ein guter Chirurg und namentlich Orthopäd, war einer der größten Zweifler des jungen Wiens und bekämpfte auch geſicherte Glaubensſätze als Aberglauben, er ſah bekanntlich in der allgemeinen Syphilis nichts als Mercurialismus und beſtritt die eigentümliche Natur der Hundswut, über die wohl heute kein Streit mehr möglich iſt.

Der Schritt von der grundſätzlichen Skepſis zum Nihilismus war nicht groß. Nur mechaniſche und äußere Eingriffe, wie ſie die Chirurgen und Hebra bei ſeinen Hautkranken übten, galten für wirkſam, die innere Heilkunſt aber erſchien vielen nur als Firlefanz, Wunder- und Aberglaube; die Aerzte, behaupteten ſie, täuſchten ſich ſelbſt oder andere, und die Erfolge, die ſie ihrer Kunſt zuſchrieben, ſeien einzig das Werk der Naturheilkraft. Wie mächtig dabei der Glaube an Wunder und Autoritäten mitwirke, zeigten ja die Kuren der Homöopathen, der Wallfahrtsheiligen und Wunderthäter aller Art. Derlei Behauptungen konnte man täglich hören, am beliebteſten war die Phraſe: die innere Therapie ermangle der wiſſenſchaftlichen Begründung, ohne Wiſſenſchaft aber gebe es keine Kunſt. Die gemeinſte Erfahrung widerlegt dieſe hohle Redensart. Nicht nur die ſchönen Künſte, auch die praktiſchen, wie die Kriegs- und Staatskunſt, fanden eher ihre Meiſter als ihre Profeſſoren.

Gerade die Anatomie, auf der die junge Schule ihr pathologiſches Gebäude errichtete, ſchien den Nihilismus zu rechtfertigen. Mancher mediziniſche Schwächling ſah mit Schrecken in der Leiche die Zerſtörungen der Organe durch die Krankheit. Die Heilkunſt konnte einem Feinde nicht gewachſen ſein, der die Kraft hatte, ſolche Verheerungen anzurichten. Kam es im Gegenteil ausnahmsweiſe vor, daß es der Sektion nicht gelang, die Todesurſache aufzudecken, ſo gefiel man ſich in der Klage, wie man glauben könne, ein unſichtbarer Feind laſſe ſich faſſen und bewältigen?

Einige Schuld an ſolchen verzweifelten Anſchauungen trugen die verunglückten Verſuche Skodas, im Bunde mit dem befreundeten Chirurgen Schuh, die entzündlichen Ergüſſe in den Bruſtfellraum auf operativem Wege zu heilen. Aus ihren ſchlechten Ergebniſſen zogen die Peſſimiſten den Schluß, man ſolle die Heilung der Bruſtentzündung

Digitized by Google

ruhig der Natur überlaſſen, es müßte denn ſein, daß der Eiter durchbrechen wolle und die Natur bei ihren Heilbemühungen doch nicht ganz geſchickt verfahre; nur in dieſem Falle ſei chirurgiſche Hilfe nötig. Wir wiſſen jetzt ganz gut, warum Skodas und Schuhs Kuren mißlangen, und erzielen heute bei Vermeidung ihrer Fehler, mit beſſeren Verfahren, beſſere Erfolge.

Bei vielen Jüngern Skodas war es geradezu Axiom geworden: Nichtsthun ſei das beſte in der inneren Medizin. Nun iſt es zwar nach Sokrates der Anfang der Weisheit zu wiſſen, daß man nichts wiſſe, aber nichts zu thun, iſt nicht der Anfang der Kunſt. Wenn die gelehrten Aerzte dies nicht begreifen, ſo kann man es den Kranken nicht verübeln, wenn ſie die gewünſchte Hilfe bei ungelehrten Laien ſuchen, die ſie ihnen beſtimmt verſprechen. Mit der feinen Diagnoſe und ihrer Beſtätigung hinterher an der Leiche iſt dem Kranken nicht gedient. Der Vorwurf, den die heutige Medizin der Schule Skodas macht, daß ſie dem Rufe der wiſſenſchaftlich gebildeten Aerzte beim Publikum Schaden gebracht und der Pfuſcherei Thor und Thür geöffnet habe, iſt nicht unbegründet. Man leſe nur, wie der geiſtreiche Feuilletoniſt W. Schleſinger*) das damalige Verhältnis zwiſchen „Arzt und Publikum“ geſchildert hat. Die Koryphäen der Schule gaben ſich dazu her, Homöopathen im Conſilium die Diagnoſen zu machen, die Behandlung der Kranken aber deren Gutdünken zu überlaſſen, obwohl ſie die homöopathiſchen Mittel und Verdünnungen belachten.

Lehrer und Schüler vergaßen die eigentliche Aufgabe der Medizin: das Heilen. Damit ſank die beſte aller menſchlichen Künſte von ihrer Höhe tief herab. Es kam ſo weit, daß manche junge Aerzte beinahe mit größerer Neugierde der Beſtätigung ihrer anatomiſchen Diagnoſe als dem Erfolge ihres Kurverfahrens entgegenſahen.

Bei einem Ausfluge nach dem Kahlenberg ging mir dieſe Verkehrtheit nicht aus dem Sinn und ließ mich nicht ruhen, bis ich meinen Gefühlen poetiſchen Ausdruck verliehen hatte. So entſtand das Gedicht, womit ich dieſe Betrachtung ſchließe.

*) Wiener Wochenſchrift, 1855, S. 827.

Der Spaziergang.

Ging ein Wiener Mediziner
Mit dem Freunde durch die Flur:
Rief der Freund: wie hell und heiter
Lacht der himmliſche Azur!

Sprach der Wiener Mediziner:
Einen Himmel giebt es nicht,
Nur vom irdiſchen Planeten
Reflektiertes blaues Licht.

Durch die Felder, durch die Auen
Schweiften ſie zum grünen Wald;
Rief der Freund: wie voll und prächtig
Der Geſang der Amſel ſchallt!

Sprach der Wiener Mediziner:
Leidlich hört das Lied ſich an,
Doch den Amſeln ward verliehen
Ein zu lautes Stimmorgan.

Aus dem dunkeln Buchenwalde
Zogen ſie zum lichten Hain;
Rief der Freund: wie lieblich duften
Hier die Veilchen an dem Rain!

Sprach der Wiener Mediziner:
Die Familie Viola
Dient uns vielfach zum Vomieren,
Sonderlich die Ipeka.

Von des Berges ſtolzem Gipfel
Schauten tief ſie in den Grund;
Rief der Freund: dort wohnt mein Liebchen
Kugelrund und kerngeſund!

Sprach der Wiener Mediziner:
Traue du dem Liebchen nie,
Iſt ſie erſt dein Weib geworden,
Quält ſie dich mit Hyſterie.

In des Waldes kühler Schenke
Suchten Labe ſie beim Wein;
Rief der Freund: ein edles Feuer
Strömt in meine Adern ein!

Sprach der Wiener Mediziner:
Ei, ich glaube, du biſt toll,
Dieſer Wein iſt ganz gemeiner
Fuſelreicher Alkohol!

Rief der Freund: wie wird mir plötzlich?
Dreht die Welt im Ring ſich um?
Bohren Meſſer mir im Schädel?
Droht mir das Delirium?

Sprach der Wiener Mediziner:
Biſt ein wunderſchöner Fall,
Haſt Entzündung des Gehirnes,
Und gehörſt ins Hoſpital!

Rief der Freund: wie herrlich kühlet
Mir das Eis den heißen Kopf,
Doch nach vierundzwanzig Stunden
War er weg, der arme Tropf.

Sprach der Wiener Mediziner:
Holt die Säge ſtark und groß,
Daß ich ihm den Schädel öffne,
Ob ich traf die Diagnos.

Weihnacht-Abend in Wien.

Wir verabredeten uns mit einigen Bekannten, Dr. Julius Geinitz aus Altenburg, Dr. Friedrich Wieger aus Straßburg, u. A., den Weihnachtabend zusammen zuzubringen. — Geinitz, ein geschickter Chirurg, ließ sich bald nachher in seiner Vaterstadt nieder und hat dort mehr Blasensteinschnitte gemacht, als die meisten deutschen Chirurgen, denn nirgends in Deutschland kommen Blasensteine häufiger vor, als bei den Bauern des Herzogtums Sachsen-Altenburg*). Wieger ist 1876 mein Kollege an der neu errichteten Kaiser-Wilhelms-Universität in Straßburg geworden. — Als Ort unsrer Zusammenkunft bestimmten wir das Weinhaus des kaiserl. Hoflieferanten Leidenfrost in der Altstadt.

Ehe wir uns zu unsern Bekannten begaben, beschlossen Bronner und ich unsre Hauswirtin aufzusuchen, eine artige Wienerin, die uns viele Gefälligkeiten erwiesen hatte, um sie zu fragen, womit wir ihrem Töchterchen, einem lieben Kinde von 6—7 Jahren, Freude machen könnten, wir wollten ihm ein Andenken unter den Christbaum legen. Sie empfing uns mit betrübter Miene, ihr Mann wolle nichts vom Christbaum und von Bescherung überhaupt wissen, er stamme aus dem Reich, aus der Gegend von Walldürn, war somit ein Landsmann von uns, und behaupte, bei ihm zu Hause würfen die Leute nicht so unnötig das Geld zum Fenster hinaus. Sie hätte ihrem Kinde eine Puppe, eine „Gretel", bescheren wollen, er aber gebe es nicht zu.

*) Vgl. J. Geinitz, Ueber die Steinkrankheit im Altenburgischen. Deutsche Klinik, 1858.

Digitized by Google

Wir ſchämten uns des filzigen Landsmannes, gingen eilends fort und trieben, um die Ehre unſrer badiſchen Heimat zu retten, einen ſchönen Chriſtbaum auf, kauften das nötige Zubehör und eine niedliche Puppe. Nachdem wir unſre Schätze heimgebracht, riefen wir die Mutter und baten ſie, uns den Baum ſchmücken zu helfen. Mit zitternden Händen, Thränen in den Augen, ſtand ſie uns bei, die Lichter wurden angezündet und geklingelt. Das Kind kam ſchüchtern herein, zuerſt ſprachlos vor Staunen über den leuchtenden Baum, als wir ihr aber die Puppe zeigten, die ihr beſchert war, ſtürzte ſie darauf zu und drückte ſie feſt an ihre Bruſt mit dem Schrei: „a Gretel! a Gretel!“ Der Alte war hinter ihr hereingekommen und lachte mit dem ganzen breiten Geſichte. Wir ermahnten ihn, ſich zu beſſern und in Zukunft weniger filzig zu ſein.

Vergnügt, als hätten wir die ſchönſte Beſcherung in der Heimat mit den Unſrigen gefeiert, gingen wir zu unſern Bekannten und tranken „türkiſchen“ Wein, Negodiner aus Serbien, das damals noch zur Türkei gehörte; erſt viele Jahre nachher habe ich dieſen guten Wein wieder gekoſtet in Belgrad, das inzwiſchen Hauptſtadt des Königreichs Serbien geworden war.

Digitized by Google

Prag.

Am 27. Dezember fuhren wir abends 8 Uhr vom Nordbahnhof in Wien ab und langten am 28. nachmittags 4 Uhr in Prag an.

In dunkler Nacht flogen wir über Wagram und das Marchfeld und machten Mittag auf einem dritten berühmten Schlachtfeld, in Kolin. Ich bestellte mir einen gebratenen Indian und ging ihm energisch zu Leibe, aber der zähe Bursche wehrte sich verzweifelt; ich griff eben zu einem Glase Melniker, um mich zu einem neuen Angriff zu stärken, als hinter mir plötzlich der Ruf erschallte: „Hobt's an Boß?" und von Tisch zu Tisch ging der Ruf weiter: „Hobt's an Boß, hobt's an Bossierschein?" Ohne diesen Refrain ging es in Oesterreich beim Reisen nicht ab.

In Prag übernachteten wir im blauen Stern und suchten am nächsten Morgen ein gelegneres Quartier am Roßmarkt. Beim Weggehen meldeten sich fünf dienstbare Geister zum Trinkgeld: das Stubenmadel, der Zimmerkellner, der Portier, der Lohndiener und der Hausknecht, dieser allein hatte uns wirklich gedient. Er bekam einen Zwanziger, die andern ein Zehnerl.

In dem Unfug mit den Trinkgeldern kam die böhmische Hauptstadt der Kaiserstadt gleich, lästiger noch als dort war die Musik unermüdlicher Drehorgeln, Streich- und Blasinstrumente in Hof- und Wirtschaftsräumen.

Nach dem heiteren Wien erschien uns Prag düster, des Merkwürdigen und Malerischen aber bot uns die Stadt die Fülle. Großartig schön war der Blick vom Hradschin oder dem Wyssehrad in die

Digitized by Google

Stadt herab, namentlich wenn die Sonne warm auf dem Thalkeſſel und der gefrorenen Moldau lag.

Auf einem unſrer Spaziergänge zum Hradſchin ſah ich zuerſt einen Böhmen in der wenig kleidſamen tſchechiſchen Nationaltracht. Es war ein vornehmer Herr, er verſchwand in einem der Paläſte, die dort herabſchauen. Bald nachher begegnete ich in der Stadt dem Profeſſor der Medizin Hamernik in der gleichen Tracht, ſie ſtand dem beleibten Sonderling mit dem kurzen Hals zwiſchen den breiten Schultern ſchlecht, er ſtolzirte aber gar ſelbſtgefällig darin einher.

Die meiſten Gebildeten, die wir auf der Straße ſprechen hörten, ſprachen deutſch, die Leute der niederen Klaſſen tſchechiſch. Der Haß der tſchechiſchen Bevölkerung gegen die Deutſchen als ihre Unterdrücker wurde bereits lebhaft geſchürt, in Wien aber hatten unſre öſterreichiſchen Bekannten behauptet, gerade die Tſchechen lieferten Metternich ſeine gefügigſten Beamten, gefährlicher noch, fügten ſie ſcherzend hinzu, als dieſe, ſeien die böhmiſchen Köchinnen, die mit erſtaunlichem Geſchick die guten Wiener in ihre Netze zu bringen verſtünden.

Bekanntlich ſchwärmten die deutſchen Freiheitsſänger von 1848 für alle unterdrückten Nationen, für Griechen und Polen, Tſcherkeſſen und Serben, und feierten ihre Helden im Lied und Epos. Ein Deutſchböhme aus ſächſiſchem Stamme, Alfred Meißner, 1822 in Tepliz geboren, beſang den grimmigen Huſſiten Ziska mit großem Beifall 1846, das Gedicht erſchien in Dresden und erlebte mehrere Auflagen. Er hatte Medizin ſtudiert und war ein Schüler Oppolzers, den er ſehr verehrte. Ich begegnete ihm eines Tags in deſſen Arbeitszimmer im Krankenhauſe; er war gerade von Paris zurückgekehrt. Das hübſche Geſicht fiel mir auf, ſein eleganter Pariſer Anzug ſtach von dem wenig modernen des ſchlichten Klinikers ungemein ab. Erſt nachdem er ſich verabſchiedet hatte, ſagte mir Oppolzer: „Der junge Herr war Dr. Meißner, der den Ziska beſungen hat, ſein Gedicht ſoll ſchön ſein, es wird ihm aber wenig Freunde in Oeſterreich machen.“

Wir wohnten und ſpeiſten mit vielen andern jungen Aerzten im Erzherzog Stephan. Zwei davon, gute Deutſche, waren große Freiheitsſchwärmer und machten die Bekanntſchaft eines ledigen Advokaten, eines eingefleiſchten Tſchechen, der gleichfalls im Gaſthauſe wohnte. Er

Digitized by Google

nahm an einem Tiſche abſeits von uns ſeine Mahlzeit ein, abends ſuchten ihn die beiden auf und lauſchten andächtig, wenn er ihnen die unvergleichlichen Tugenden ſeiner Nation pries. Nach einiger Zeit machte er ihnen einen ökonomiſchen Vorſchlag. Die Zimmermieter kauften in Prag, wie es auch Brauch war in Wien, das Brennholz für die Oefen klein geſpalten und korbweiſe beim „Greisler“, dem Kleinhändler für Holz und Speiſewaren. Der Advokat rechnete ihnen eine hübſche Erſparnis vor, wenn ſie zuſammen das Holz in Scheitern vom Großhändler nähmen und es dann im Hofe des Gaſthauſes durch die Holzmacher ſägen, ſpalten und auf die Zimmer ſchaffen ließen. Die Sache hatte nur einen Haken. Sie ſollten abwechſelnd die Holzmacher überwachen, um nicht Gefahr zu laufen, daß ein guter Teil davon auf die Seite gebracht würde. „Meine Nation iſt die erſte der Welt,“ beteuerte der tſchechiſche Freund, „ſie iſt, wie keine, mit Tugenden ausgeſtattet, nur eine geht ihr ab, mit fremdem Eigentum nimmt ſie es nicht genau.“ Daran ſcheiterte die Ausführung des verlockenden Vorſchlags.

Digitized by

Die Prager Fakultät.

Wir waren nicht wenig überrascht, Prag weit mehr als Wien von jungen Aerzten besucht zu finden, die aus allen Teilen Deutschlands, aus der deutschen Schweiz und Holland zu ihrer weiteren praktischen Ausbildung dahin gekommen waren. In großer Gesellschaft begrüßten wir in der Sylvesternacht das neue Jahr 1848, das den Völkern so viel versprach und so wenig hielt.

Bald wurde uns klar, warum die Prager Fakultät, obwohl sie streng genommen nur ein Filial der Wiener Schule war, der Wiener Fakultät den Rang abgelaufen hatte und ihr zu Studienzwecken von den reisenden Aerzten vorgezogen wurde. Sie kam ihren Bedürfnissen in liebenswürdigster und sachverständigster Weise entgegen und hatte eine Menge guter praktischer Kurse für sie eingerichtet, nur Hebras vorzüglicher Kurs über Hautkrankheiten fand in Prag nicht seinesgleichen. Auf einem wichtigen Gebiete der Heilkunst war Prag Wien sogar weit voraus, es besaß eine neue, musterhaft gebaute und geleitete Irrenanstalt, worin psychiatrischer Unterricht erteilt wurde, während in Wien noch immer, zum Skandal der fremden Besucher des allgemeinen Krankenhauses, das Geschrei der Irren aus den kleinen vergitterten Fenstern des Narrenturms in den Hof vor dem Leichenhause hinabschallte. Auch verdiente die Fakultät den Dank der zugereisten Aerzte durch die Erlaubnis, die sie ihnen bei der Gesellschaft der Prager Aerzte erwirkt hatte, deren Lesezimmer unentgeltlich zu benützen. Es lagen darin viele medizinische Zeitschriften auf und war eine kleine Bibliothek damit verbunden. Ich habe hier viele Abendstunden zugebracht und die

Digitized by Google

vorzüglichſten Abhandlungen der Wiener und Prager Koryphäen geleſen und ausgezogen.

Der berühmteſte und beliebteſte Lehrer Prags war Oppolzer. Die herzliche Güte, womit er uns empfing, machte mich faſt verlegen. Ich gab in einem Brief an meinen Vater den Empfindungen hierüber mit den Worten Ausdruck: „Als Kollegen und Freunde, ja als Ebenbürtige empfing uns der große Meiſter, nicht als mediziniſche Abcſchützen und Ignoranten, wie wir es wirklich ſind.“

Johannes Oppolzer, ein Deutſchböhme aus dem Städtchen Gratzen, war gerade 40 Jahre alt und ſtand auch als Forſcher und Lehrer auf der Höhe ſeines Lebens. Er hielt morgens von 9—10½ innere Klinik, nachdem er in ſeiner großen Abteilung mit 150 Betten im Krankenhauſe die Viſite gemacht hatte, bei der ich ihn einigemale begleitete. Seine Klinik verfügte über 40 mit ausgeſuchten Kranken belegte Betten. Die Vorträge hielt er lateiniſch; die Märzrevolution machte kurz nachher dem Latein in den deutſchen Kliniken, wo es noch etwa in Gebrauch war, ein Ende. Ich habe mich als kliniſcher Lehrer der lateiniſchen Sprache nur einmal bedient, in Freiburg, um von dem Kranken, einem Gärtnerburſchen, nicht verſtanden zu werden, erreichte jedoch meinen Zweck nicht. Er gab auf alle Fragen mit ſtereotypem Lächeln einfältige Antworten, die den Unmut meiner Schüler erregten. Ich beſchwichtigte ſie mit den Worten, der Arzt dürfe am Krankenbette nie die Geduld verlieren, der kranke Jüngling ſei zwar ein großer Eſel, aber ſie ſollten bedenken, er habe nicht wie ſie das Glück gehabt, in einem Gymnaſium klaſſiſche Bildung zu empfangen. Darauf lachte der Burſche ganz unbändig. Ich wurde jetzt böſe und fragte, warum er ſo einfältig lache? „Ei!“ gab er zur Antwort, „ich muß lachen, weil ich auch Gymnaſiaſt geweſen bin.“

Die Vorträge Oppolzers waren einfach in Form und Inhalt und hoben das Weſentliche wohl geordnet und klar hervor. So, wie der ganze Mann ſchlicht, beſcheiden und doch ſicher, unbedingtes Vertrauen erweckend, vor uns ſtand, prunkte auch ſein Unterricht nicht mit ſchönen Reden und geiſtreichen Hypotheſen. Was er gab, war gutes, nahrhaftes Brot. Ebenſo lehrreich, wie ſeine Vorträge und Demonſtrationen, waren die kliniſchen Sektionen, die der Proſektor der

Digitized by Google

pathologisch-anatomischen Anstalt, Dr. Dittrich, für ihn ausführte. Oppolzer leitete sie häufig mit einigen Worten ein, begleitete und schloß sie mit nützlichen Bemerkungen, forderte uns auch in gewissen Fällen vor der Sektion auf, eine und die andre Untersuchung an der Leiche auszuführen. Nach der Sektion lud er uns nicht selten ein, ihn auf sein Arbeitszimmer zu begleiten, wo ein Mikroskop und chemische Reagentien zur Benützung für diagnostische Zwecke aufgestellt waren. Man konnte hier Fragen an ihn richten und war einer freundlichen Beantwortung sicher.

Oppolzer hat in Prag mehrere wertvolle pathologische Abhandlungen in der Prager Vierteljahrsschrift veröffentlicht; später, nachdem er 1848 nach Leipzig und zwei Jahre darauf nach Wien berufen worden war, beschränkte er seine litterarische Thätigkeit je länger, desto mehr auf klinische Mitteilungen in der Wiener mediz. Wochenschrift, meist durch die Feder seiner Assistenten, seine riesige Praxis ließ ihm keine Zeit zum schreiben. Während meines Aufenthalts in Prag hieß es, er beschäftige sich mit der Abfassung eines Handbuchs der Pathologie, man war sehr gespannt darauf, aber es ist nie erschienen; die Vorlesungen Oppolzers, die sein Schwiegersohn Stoffella herausgab und nicht zu Ende führte, enthalten nur bekannte Dinge.

Oppolzers Begabung reichte nicht entfernt an das Genie Skodas, aber als praktischen Lehrer stellten wir Aerzte ihn über den großen Kritiker und Reformator. Im Besitze einer reichen und sichern Erfahrung, durchdrungen von der humanen Aufgabe der Heilkunde und fest im Glauben an die Heilkunst, war er ein getreuer Ekkehard in den Nöten und Gefahren der Praxis. Mit ruhiger Weisheit verzichtete er auf mathematische Gewißheit und erreichte das Mögliche und Beste durch einfache Mittel, ein Kennzeichen tüchtiger Aerzte.

Als im Januar meine Kniee rheumatisch anschwollen und mich mit Schmerzen quälten, fragte ich Oppolzer um Rat; seine Verordnungen charakterisieren die hippokratische Art seiner Therapie. Er riet mir keine Arznei, nicht einmal Einreibungen, nur Flanell um beide Gelenke, Vermeidung erhitzender Speisen und Getränke, ich solle eine Zeit lang nur von Milch, Eiern, weißem Fleisch, Gemüsen und Obst leben. Ich befolgte seine Vorschriften, die Kniee wurden besser, aber

Digitized by Google

Heilung erzielte ich erſt ſpäter durch Kaltwaſſerbehandlung, auf die er nicht hinwies.

Neben der inneren Klinik von Oppolzer beſtand noch die von Jakſch, die weniger beſucht war, doch hielten einige meiner Bekannten große Stücke auf Jakſch als feinen Diagnoſtiker; ſie behaupteten ſcherzhaft, er ſei im ſtande, bei Klappenfehlern der Aorta genau anzugeben, welche von den drei Taſchen erkrankt ſei.

Ganz vorzüglich war die chirurgiſche Klinik unter der Leitung von Franz von Pitha, einem edeln, feingebildeten, humanen und geſchickten Manne.

Sehr beliebt war auch Arlt, der „Supplent“ für Augenheilkunde. Da mir die ruhige Hand zu feinen Operationen verſagt war, wollte ich keine Zeit mehr auf dieſes Fach verwenden und beſuchte ſeine Klinik nicht. Zufällig hörte er meine Bekannten in der Klinik meinen Namen nennen, der ihm auffiel, und erfuhr auf Befragen, daß ich der Verfaſſer der Heidelberger Preisſchrift über die Farbenerſcheinungen im Augengrunde ſei, die er geleſen und günſtig rezenſiert hatte, was ich nicht wußte. Er forderte mich durch ſie auf, ihn zu beſuchen und lehrreiche anatomiſche Präparate bei ihm anzuſehen. Ich folgte dieſer Einladung und freute mich der Lobſprüche, die er meiner Schrift ſpendete. Sie thaten meinem jungen Autorherzen wohl; in Wien hatte man mein Büchlein keines Worts und vermutlich keines Blicks gewürdigt, denn was konnte aus dem Reich Gutes kommen? Die Prager waren doch beſſere Menſchen.

Die intereſſanteſte der Prager Lehranſtalten war für uns das neue Irrenhaus, die Schöpfung des Primararztes Riedel, den man den Reformator des öſterreichiſchen Irrenweſens nennen darf. Er hat auch, 1851, die neue Irrenanſtalt in Wien vollendet, zu deren Bau die Regierung bereits 600 000 fl. bewilligt hatte. — Riedel empfing uns ſehr freundlich und erteilte einem Aſſiſtenten den Auftrag, uns durch die weite Anſtalt zu führen; wir verweilten vier ganze Stunden darin. — Oeſterreich verdankt Riedel die erſte Einführung eines pſychiatriſchen kliniſchen Unterrichts der Mediziner. Die Größe dieſes Verdienſtes weiß der am beſten zu ſchätzen, der mit den großen Vorurteilen zu kämpfen hatte, die ſelbſt bei den Pſychiatern dagegen beſtanden. In Baden

Digitized by Google

hat sich Chr. Roller um die Einführung einer geordneten Irrenpflege unvergängliche Verdienste erworben, die Landesheil- und Pflegeanstalt Illenau erbaut und rühmlichst geleitet, die Einrichtung psychiatrischer Kliniken aber an den Universitäten Heidelberg und Freiburg zeitlebens bekämpft. Erst nach seinem Tode 1877 drangen die Fakultäten mit ihren Anträgen durch.

Einen viel besuchten und gerühmten Kurs über Perkussion und Auskultation erteilte Professor Hamernik auf seiner Abteilung für Brustkranke; ich mußte auf diesen Kurs verzichten, er war teuer, kostete 16 fl., und mein Reisegeld ging zur Neige.

Statt dessen nahm ich mit Bronner einen ganz vorzüglichen Kurs über chirurgische Anatomie bei Professor v. Patruban im Carolinum, dem alten Universitätsgebäude, worin einst Huß gelehrt hat, und das anatomische Institut sich befand.

Endlich gedenke ich noch des ausgezeichneten pathologisch-anatomischen Kurses, den uns im allgemeinen Krankenhause der bereits erwähnte Prosektor Franz Dittrich erteilte. Geboren 1815 in Rixdorf in Böhmen, war er ein Schüler Hyrtls und Rokitanskys, wurde Assistenzarzt bei seinem Freunde Jaksch und dem Geburtshelfer und Frauenarzte Kiwisch von Rotterau; jetzt war er an die Stelle Dlauhys getreten, der als Professor der gerichtlichen Medizin nach Wien versetzt worden war. Sein Kurs wurde von mehr als dreißig Aerzten besucht. Die reichen klinischen Erfahrungen, die Dittrich gesammelt hatte, wußte er vortrefflich zu verwerten und sie machten seinen Kurs doppelt lehrreich, obwohl er seinem Lehrer Rokitansky mit großem Vertrauen auch auf die Irrwege der Krasen- und Blastemlehre folgte. Die glänzendste Entdeckung Dittrichs war die der syphilitischen Natur gewisser Lebergeschwülste, die der Anatom Bochdalek und Oppolzer 1845 fälschlich für in Heilung begriffne Krebse gehalten hatten. Sie fiel in das Jahr 1849. Ein Jahr nachher berief ihn die baierische Regierung an die innere Klinik nach Erlangen, wo er der Fakultät zu raschem Aufschwung verhalf und sich großer Verehrung erfreute. Nach seinem Tode 1859 bin ich sein Nachfolger geworden.

Digitized by Google

Vereitelte Zukunftspläne.

In Wien hatte die pathologische Anatomie mich so angezogen, daß ich daran dachte, mich ihr ganz zu widmen und dem Winke Naegeles folgend, die akademische Laufbahn einzuschlagen. Der fruchtbare Boden, auf dem das Skalpell so reiche Ernte gehalten hatte, versprach noch größere Ausbeute, wenn es mit der Linse des Mikroskops durchforscht würde. Hatte ich doch bei Bischoff und Henle gesehen, was die Entwicklungsgeschichte und die Geweblehre diesem Werkzeug verdankten. Die mikroskopische Bearbeitung der pathologischen Anatomie schien mir eine der dringendsten und lohnendsten Aufgaben der medizinischen Wissenschaft. In Wien war dafür wenig geschehen, noch kaum ein Anfang gemacht. Florian Heller hatte hier 1844 ein Archiv für pathologische Chemie und Mikroskopie gegründet, aber die Zeitschrift ging schon 1847 ein, sie diente dem diagnostischen Bedürfnis der Aerzte mehr als der strengen Wissenschaft, ähnlich wie des Heidelberger Dozenten Hoefle „Chemie und Mikroskopie am Krankenbette." Anders stand es in Berlin, wo Schwann der mikroskopischen Forschung einen leitenden Gedanken gegeben und Johannes Müller in seiner Schrift über den feineren Bau der Geschwülste schon 1838 ein Vorbild auch auf diesem speciellen Gebiete medizinischer Untersuchung geschaffen hatte. Einer meiner alten Heidelberger Bekannten, der Zoologe von Frantzius, war im Herbst von Triest her, wo er mit Siebold und Ecker Seetiere untersucht hatte, nach Wien gekommen und hatte mir dringend geraten, nach Berlin zu gehen, und den ihm befreundeten Prosektor der Charité, Rudolf Virchow, aufzusuchen. Er bearbeite

Digitized by Google

mit Geist und Erfolg die pathologische Anatomie im Sinne Müllers und Schwanns. Es schien mir aber, der äußeren Schwierigkeiten halber, zu unsicher, ob ich nach der Heimkehr es wirklich unternehmen könne, mich als Dozent in Heidelberg niederzulassen; ich mochte deshalb das mit meinem Freunde Bronner gefaßte Vorhaben, zunächst noch Prag zu besuchen, nicht aufgeben; gelang es mir, nach der Heimkunft jene Schwierigkeiten zu überwinden, so hoffte ich unter Henles Aegide dort mein Ziel zu erreichen.

In Prag trat mir der verführerische Gedanke, der mich schon in Wien so lebhaft beschäftigt hatte, wieder nahe. Im Lesezimmer der Aerzte las ich die zwei Dezembernummern der Berliner medizinischen Zeitung 1846, worin Virchow den allgemeinen Teil von Rokitanskys Handbuch der pathologischen Anatomie kritisierte. Die Kritik war wie eine Bombe in das Lager der Wiener Schule niedergefahren. Virchow nannte das Buch gefährlich, einen Ueberfall der Klinik durch die Anatomie, die mit unerwiesenen, willkürlichen chemischen und physiologischen Hypothesen über die ihr gesteckten Grenzen weit hinaus in das Gebiet der Pathologie greife. Rokitansky habe zu den vielen spekulativen, haltlosen Systemen der Pathologie ein neues geliefert, das seinem großen anatomischen Verdienst Eintrag thue. Gleich nachher fiel mir das 1. Heft seines 1847 mit Reinhard herausgegebenen Archivs für pathologische Anatomie und Physiologie in die Hände. Die zündenden Worte seines Programms: „Ueber die Standpunkte der wissenschaftlichen Medizin" ergriffen mich mächtig. Der junge Anatom ging dem faulen Skeptizismus und Nihilismus der Wiener scharf zu Leibe. Er zeichnete mit sicherer Hand die Ziele und Wege, die der Medizin ihr zwiefacher Charakter als Naturwissenschaft und thätige Kunst in der pathologischen Forschung vorschreibt. Die Heilkunde sei keine Wissenschaft, die man einzig um ihrer selbst willen pflegen dürfe, für sie gelte das Wort: scientia est potentia!*) Sie dürfe nicht auf den Wolken thronen, sondern müsse auf festen Beinen unter dem Volke wandeln und sorgen, ihm Leben und Gesundheit zu schirmen. Der Ausbau der pathologischen Anatomie geschehe nicht durch Aussinnen

*) Wissenschaft ist Macht.

Digitized by Google

von luftigen Hypotheſen und Syſtemen, ſondern nur durch geduldige Arbeit am Secier- und Mikroſkopiertiſch, in chemiſchen und phyſiologiſchen Werkſtätten. Tüchtige, herrliche Worte, begleitet von der Morgengabe, die der junge anatomiſche Forſcher der pathologiſchen Wiſſenſchaft brachte, den glänzenden Entdeckungen der Leukaemie und Embolie, die zu den größten der Medizin gehören.

Unwiderſtehlich zog es uns jetzt nach Berlin, aber der Tag unſrer Heimreiſe war bereits auf den 1. März feſtgeſetzt und meine verfügbaren Mittel reichten nur eben noch bequem bis nach Hauſe. Mein Freund war beſſer daran. Großmütig ſchlug er mir vor, ſeinen elenden Mammon mit ihm zu teilen und mich nicht von ihm zu trennen. Sein Beſitz reiche auf etliche Monate für uns beide, wir wollten nicht eher heimkehren, bis wir Virchows Bekanntſchaft gemacht hätten.

Während ich noch ſchwankte, ob ich auf das Anerbieten eingehen ſolle oder nicht, entlud ſich das politiſche Gewitter, das ſchon lange im Weſten gedroht hatte. Am 23. Februar hatte Guizot ſeine Entlaſſung von Louis Philippe verlangt und erhalten. Abends fiel in Paris der verhängnisvolle Schuß aus der Menge, die ſich vor dem Miniſterium des Aeußeren geſtaut hatte, die bedrohte Wache erwiderte ihn mit einer Salve aus 50 Gewehren. Verwundete und Leichen bedeckten das Pflaſter. Dieſes Blutbad koſtete dem König den Thron. Am 24. morgens legte er ſeine Krone nieder und entfloh nach England.

Am 25. oder 26. vormittags gingen wir unſern täglichen Weg in das Krankenhaus. Oppolzers erſter Aſſiſtent kam uns frohlockend entgegen: „Gute Botſchaft, meine Herrn! Louis Philippe iſt geſtürzt, die Republik proklamiert!“ Wir gingen in unſre Wohnung zurück und rüſteten uns zur Abreiſe. Von Berlin war nicht mehr die Rede. Es trieb uns heim an den Rhein. Am letzten Februar reiſten wir ab.

Digitized by

Achtes Buch.

Im badiſchen Heere 1848 und 1849.

Digitized by Google

Mit Morgenrot und Lerchenſchlag
Brach an im Lenz ein Blütentag,
Und als herniederſtieg die Nacht,
Verhagelt war die ganze Pracht.

Die Heimreise von Prag im März 1848.

Der Postwagen brachte uns von Prag nach Aussig an der Elbe, das Dampfschiff von da nach Dresden. Wir verweilten hier zwei Tage und bewunderten die reichen Kunstschätze der sächsischen Königsstadt, sie war so ruhig, als säße Louis Philippe noch immer ganz sicher auf Frankreichs Throne.

Von Dresden fuhren wir mit der Eisenbahn nach Leipzig, wo wir gleich nach der Ankunft vormittags einen unsrer Heidelberger Bekannten aufsuchten und zu Hause trafen, einen Rechtskandidaten Namens Scharf aus dem sächsischen Voigtlande. Seine Freunde hielten große Stücke auf ihn; sein Charakter war fest und zuverlässig, an politischer Reife war er den meisten überlegen, er hatte ein bestimmtes Programm seines künftigen bürgerlichen Verhaltens und stand entschieden auf dem Boden des konstitutionell-monarchischen Systems. Von einem republikanischen Deutschland, wofür manche Brauseköpfe schwärmten, wollte er nichts wissen, und versprach der eben zur Welt gekommenen französischen Republik keine Dauer. An der Wand seines Zimmers hingen zwei Glockenschläger und mehrere Büchsen, er war ein gewandter Fechter und guter Schütze.

Wir fragten unsern Freund nach dem Stande der Politik in Leipzig; halb ernst, halb scherzhaft gab er zur Antwort: „Es kann täglich losgehen, vielleicht heute schon!“ Wir meinten: „Da kommen wir ja gerade recht und können gleich mitmachen!“ „Gut!“ erwiderte er, „ich kann euch mit zwei vorzüglichen Büchsen dienen.“ — Wir sahen etwas verlegen drein, denn wir hatten uns nie auf dem Schieß-

Digitized by Google

ſtand geübt. Er lachte: „Ich merke wohl, wie es um euch ſteht, ihr ſeid von den Freiheitshelden, die nicht ſchießen können. Nun, da nehmt ihr eben, wenn es losgeht, die Glockenſchläger und verteidigt damit die Barrikaden! — Na, Kinder," fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, „ſeid mir nicht böſe! Ich denke, unſer König läßt es nicht zum äußerſten kommen und bewilligt die beſcheidenen Wünſche ſeiner treuen Leipziger. Aber es iſt Zeit zum Frühſchoppen, ohne ihn geht es in dieſen bewegten Zeiten nicht ab. Ich will euch mit unſrem ſächſiſchen Mirabeau bekannt machen, Robert Blum, unſrem Volkstribunen, wir werden hören, was für neuſte Nachrichten von Dresden eingelaufen ſind und was darauf weiter beſchloſſen wird." — Er führte uns in ein Bierhaus, wo in einem Nebenzimmer ein Dutzend junger Bürger und Studenten Robert Blum erwarteten. Bald darauf kam dieſer eilig herein, ſetzte ſich zu uns und teilte die Parole aus. Sie lautete friedlich, die Glockenſchläger durften ruhig hängen bleiben. Das ungewöhnlich häßliche, aber ausdrucksvolle Geſicht des großen Volksmanns und Patrioten iſt mir unvergeßlich geblieben. — Wir verweilten zwei Tage in Leipzig, nahmen Abſchied von Scharf und hörten nie wieder von ihm. Er litt an Gallenſteinen, vielleicht iſt er dieſem Leiden früh erlegen.

Unſer Heimweg führte über Halle weiter nach Weimar, wo wir den Manen unſrer größten Dichter und ihres edlen fürſtlichen Freundes den Tribut frommer Verehrung darbrachten. Von da eilten wir nach Eiſenach und feierten am 8. März ein angenehmes Wiederſehen mit unſrem Freunde Schwanitz, der hier in ſeiner Vaterſtadt als „Stadtgerichts-Acceſſiſt" praktizierte, uns auf die Wartburg begleitete und abends in eine Bürgerverſammlung mitnahm. Sie wurde in dem großen Saale der „Erholung" abgehalten, worin drei Monate ſpäter das von 1500—1800 Muſenſöhnen beſchickte Studenten-Parlament tagte, das ebenſo fruchtlos über eine Verfaſſung der deutſchen Studentenſchaft beriet, wie das Frankfurter in der Paulskirche über die deutſche Reichsverfaſſung. Die Bürgerverſammlung beſchloß einſtimmig, eine von den angeſehenſten Bürgern der Stadt bereits gutgeheißene und von Schwanitz verleſene Adreſſe an den Großherzog von Weimar zu ſchicken, worin ihm die Wünſche des Volkes vorgelegt wurden; es

Digitized by Google

waren dieselben Forderungen, die damals die gebildeten Bürger allenthalben in Deutschland an ihre Regierungen stellten: Preßfreiheit, Schwurgerichte, öffentliches Gerichtsverfahren, deutsche Nationalvertretung und allgemeine Volksbewaffnung. Sie sind heute alle erfüllt, die letzte in Gestalt der allgemeinen Wehrpflicht. Daß es noch immer Leute giebt, die das Jahr 1848 in Bausch und Bogen verdammen, ist unbegreiflich, aber die Menschen, die mit Einsicht Geschichte lesen, sind dünn gesät. — An diese allgemeinen politischen Wünsche wurden noch besondre wirtschaftliche des sachsen-weimarschen Volkes geknüpft. Zuletzt verliefen die bisher ruhigen Verhandlungen durch die Taktlosigkeit eines Teilnehmers stürmisch. Die Nacht war längst eingebrochen, als wir im Eilwagen nach Frankfurt a. M. abfuhren.

Am folgenden Morgen, bei häßlichem, regnerischem Wetter überholten wir eine Kompagnie kurhessischen Fußvolks; die Leute sahen unlustig drein, sie marschierten nach Hanau. Was hatten die freisinnigen Hanauer dem Kurfürsten wieder für Aerger bereitet?

In Frankfurt musterten wir im Saale des Römers sinnend die lange Reihe der deutschen Kaiser von Karl dem Großen bis auf Franz II. Würden wir es erleben, daß eine starke Hand das Szepter des deutschen Reichs aufs neue aufnähme oder sollte Deutschland nach wie vor das Aschenbrödel der Nationen bleiben?

Die Main-Neckarbahn war bereits am 1. August 1846 von Heidelberg bis Sachsenhausen dem Verkehr übergeben worden und wurde 1848 bis Frankfurt geführt. Als wir auf ihr der Bergstraße entlang gen Heidelberg fuhren, lag die geliebte Landschaft noch halb im Winterschlafe. Ohne uns aufzuhalten, fuhren wir weiter nach Wiesloch, ungeduldig, die Unsrigen wiederzusehen.

Digitized by Google

Eintritt in das badische Heer.

Bei der unsichern Weltlage traf das badische Kriegsministerium Vorkehrungen und forderte die Aerzte des Landes zum Eintritt ins Heer auf. Man erwartete allgemein große Kriege und befürchtete namentlich, daß Kaiser Nikolaus ein Deutschland mit freien Einrichtungen an den Grenzen des russischen Reichs nicht dulden werde; die Franzosen fürchtete man weniger und erblickte in ihnen eher künftige Verbündete gegen das drohende Kosakentum. Mein Vater riet mir dringend, mich zum Militärdienste zu melden, denn die erschütterte Ordnung hatte für Handel und Kredit schlimme Folgen; er sah richtig voraus, daß die Privatpraxis in den nächsten Jahren wenig abwerfen werde. Ich mußte den Gedanken, mich in Heidelberg niederzulassen, endgültig aufgeben und folgte dem Beispiel mehrerer meiner Studiengenossen, die sich bei dem Kriegsministerium bereits gemeldet hatten.

Da einige Wochen vergingen, bis ich eingerufen wurde, unterstützte ich so lange meinen Vater in seiner Praxis. Sie gab mir Gelegenheit, einige Fälle von Wurstvergiftung zu beobachten und samt dem Leichenbefund in der Zeitschrift der badischen Aerzte für Staatsarzneikunde zu beschreiben. Bekanntlich hat Justinus Kerner, der Weinsberger Arzt und Dichter, diese in Südwestdeutschland nicht seltne Vergiftung zuerst beschrieben (1817—1821).

Die politische Bewegung war anhaltend im Steigen begriffen. Am 19. März besuchte ich die große Volksversammlung in Offenburg. Aus dem ganzen Großherzogtum, namentlich aus dem Oberlande,

Digitized by Google

ſtrömten Leute herbei, zwei bis dreitauſend, in der Mehrzahl Landleute in ihren maleriſchen Volkstrachten; die Verſammlung glich einem ſchönen Volksfeſte. Alles ſchwelgte in wonniger Erwartung des Mannaſegens, den der plötzlich angebrochene Völkerfrühling über das Vaterland ausſchütten werde. Die Reden atmeten Zuverſicht und beſonnene Mäßigung. Welcker, der bewährte Kämpfer für Volksfreiheit und Bundesreform, mahnte nicht zu vergeſſen, daß die deutſche Verfaſſungsfrage nicht in dem ſüdweſtlichen Winkel am Rhein entſchieden werden könne. Sogar Hecker, der ungeſtüme Führer der Roten, hielt ſeine Freunde von überſtürzten Anträgen zurück. Bedenklich war nur am Schluſſe die Ernennung eines Landesausſchuſſes neben dem geſetzlichen Organe der Volksvertretung, der zweiten Kammer, und die Zuſammenſetzung des Ausſchuſſes aus 16 Mitgliedern der äußerſten Linken unter Führung Heckers, er ſollte die errungnen politiſchen Schätze hüten und mehren. Allenthalben im Lande begannen ſich Volksvereine zu bilden und übten ſich Freiwillige in den Waffen, die Vereine wurden dem Landesausſchuſſe unterſtellt.

Schon acht Tage nach dieſer erſten großen Volksverſammlung, am 26. März, wurde eine zweite in dem Schloßhof zu Heidelberg abgehalten, die vorzugsweiſe von Bewohnern der rechts- und linksrheiniſchen Pfalz beſucht wurde und einen andern, entſchieden revolutionären Charakter trug. Die Partei des Advokaten v. Struve, der zum fanatiſchen Jakobiner geworden war, ſchickte von Mannheim ihre tollſten Brandredner herüber. Zwiſchen den Reden knallte Schuß auf Schuß, um die Aufregung zu ſteigern. In den Pauſen trat ein junger Menſch in ſchwarzem Samtrock und Heckerhut, eine rote, weithin leuchtende Binde um den Hals, auf die Tribüne, die vor dem Bandhaus aufgerichtet war, blickte ernſt und wichtig auf das Volk hernieder, das den weiten Hofraum ganz anfüllte, und erregte die allgemeine Neugier, worauf es abgeſehen war. Es iſt Blind, hieß es, einer der Getreuen des Bürgers Struve!

Wie in allen Städten und Städtchen des Landes, übten ſich auch in Wiesloch viele junge Leute freiwillig in den Waffen; Freund Bronner und ich traten in ihre Reihen, exerzierten abends mit der Muskete und ſuchten die Ordnung zu erhalten; in dem benachbarten Walldorf

hatte man Ausſchreitungen gegen die Juden begangen, in Wiesloch ſie bedroht, aber es gelang uns, ſie hier zu ſchützen. Unſer Drillmeiſter war ein gedienter alter Soldat, der zwar als Handwerker in dem Städtchen ſein kümmerliches Brot verdiente, jedoch noch immer mit ganzer Seele Soldat war. Stolz auf ſein Amt und den Titel Leitmann — ſo lautete verdeutſcht der wälſche Name Lieutenant — hatte er keinerlei politiſches Intereſſe oder Verſtändnis. Im Sommer 1849 zog er überglücklich an der Spitze ſeines Fähnleins ins Feld wider das Reichsheer, das an der Bergſtraße in Baden einrückte, und ging blindlings auf den Feind los; eine heſſiſche Kugel ſtreckte ihn tot zur Erde.

Mit der politiſchen Erregung wuchs auch der perſönliche Haß der Parteien gegen einander, es fehlte nicht an unerquicklichen Vorgängen und ſchlimmen Zuſammenſtößen. Als ich in der zweiten Hälfte des April zum Heerdienſt einberufen wurde, folgte ich gerne der Weiſung, mich ungeſäumt bei dem Oberſten des 1. Infanterie-Regiments in Raſtatt zu melden.

Nach meiner Ankunft ſuchte ich zunächſt einen Bekannten, einen Oberlieutenant der Garniſon auf, um mich über die mir ſo gänzlich fremden Verhältniſſe zu erkundigen, ich hatte ihn bei ſeinem Bruder, einem meiner Univerſitätsfreunde, kennen gelernt. Er empfing mich freundlich, nur beunruhigte ihn ein zarter Flaum, der ſich ſeit kurzem, ziemlich verſpätet, auf meiner Oberlippe hervorgewagt hatte; es waren die erſten Sproſſen eines Schnurrbarts. „Mein lieber Doktor," warnte er mich, „ich ſehe zu meinem Leidweſen auf Ihrer Lippe einen reglementwidrigen Schnurrbart und rate Ihnen wohlmeinend, laſſen Sie das Ding noch heute entfernen. Sie erſparen dem Herrn Oberſt morgen, wenn Sie ſich melden, einen verdrießlichen Anblick und ſich ſelbſt den erſten Verweis. Ich zweifle nicht, Sie teilen meine Meinung. Schnurrbärte eignen ſich ſchlecht für gebildete Civiliſten, am ſchlechteſten aber für Militärperſonen." Was durfte ich dagegen einwenden? Das Reglement befahl und der Flaum verſchwand, doch konnte ich nicht unterlaſſen, dem Herrn Oberlieutenant vorherzuſagen, in wenig Wochen würden die Schnurrbärte wie Pilze beim Regen in der ganzen Armee emporſchießen.

Ich blieb nur kurze Zeit in der Bundesfeſtung und erhielt an-

Digitized by

fangs Mai Befehl, mich zu dem Bataillon Leiblein zu verfügen, das ich am 21. Juni mit dem Bataillon Holtz vertauſchen mußte; beide waren zu einer Brigade abkommandiert, die in den Aemtern Offenburg, Lahr und weiter hinauf die Grenze zu überwachen hatte. Der Heckerputſch ging gerade zu Ende und zuletzt, am 27. April, war die deutſch-franzöſiſche Legion unter Bornſtein und Herwegh bei Doſſenheim im Schwarzwald auseinandergeſprengt worden. Wir zogen kreuz und quer durch das Rheinthal, kamen bis Staufen hinauf und ſtießen nirgends auf Bewaffnete, nur auf volle Schüſſeln und Weinflaſchen; die Wunden, die ich zu heilen fand, hatten einzig Bachus und Venus geſchlagen.

Bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Offenburg begegnete ich in dem damals ſo berühmten Gaſthofe zur Fortuna, wo der Beſitzer, Herr Pfaehler, uns freigebig bewirtete, dem Oberlieutenant, der mich bei meinem Eintritt in das Heer mit den reglementariſchen Gepflogenheiten bekannt gemacht hatte. Mein Schnurrbart war ſeitdem in größerer Schönheit aufgeblüht, auch ihn ſchmückte jetzt eine etwas ſtruppige Pflanzung noch junger, borſtiger Haare.

Digitized by Google

Die Heerfahrt nach Holstein im August 1848.

Im Sommer 1848 wurde der deutschen Armee, die unter General von Wrangel in Schleswig-Holstein stand, eine, aus Abteilungen des VIII. Bundesarmee-Korps zusammengesetzte Division unter dem Befehle des württembergischen Generallieutenants von Miller zugewiesen. Die badische Abteilung bildete eine Brigade unter dem Kommando des Obersten von Roeder in der Stärke von 5 Bataillonen, je eines von den 5 Infanterie-Regimentern zu 950 Mann, und einer Fußbatterie. Das Bataillon Holtz, dem ich als Feldarzt angehörte, war eines der ausgewählten fünfe. Viele junge Leute, darunter auch einige Universitätsfreunde, hatten als Freiwillige in der Brigade Aufnahme gefunden. Aus den geträumten Lorbeeren in den meerumschlungnen Herzogtümern ist nichts geworden, keinen einzigen „danske Landssoldat" bekam die Brigade zu Gesicht.

Der Abmarsch unsres Bataillons erfolgte von Rastatt am 13. August. Bei Tagesanbruch stand es marschbereit und wir hätten wohlgethan, sofort aufzubrechen, denn es war noch kühl und ein heißer Tag in Aussicht, aber man hatte der Rastatter Bürgerschaft zugestanden, die scheidende Truppe mit einem Abschiedstrunk zu bewirten. Als wir endlich ausrückten, brannte die Sonne schon recht warm auf die angeheiterten Köpfe. Gegen Mittag begannen viele zu wanken, schließlich lagen die Leute zu Dutzenden längs der Straße. Ich hatte vollauf Arbeit, schnürende Riemen zu lösen, Ermattete und Ohnmächtige zu beleben, doch ging es ohne Todesfall ab.

Unter den Freiwilligen des Bataillons befand sich ein Theologe,

Digitized by

der die Hochschule absolviert, aber sein Examen noch nicht gemacht hatte; seine Heidelberger Freunde nannten ihn, um seines treuherzigen und etwas ruppigen Wesens willen, den Förster. Er hatte sich im Frühjahr bei seinen Eltern, braven Pfarrersleuten in der Nähe von Freiburg, auf das Examen vorbereitet, als der Aufstand losbrach, Hecker über den Schwarzwald marschierte und die Aufständischen Freiburg verbarrikadierten. Da litt es ihn nicht zu Hause; statt mit Gottes Wort auf der Kanzel zu Frieden und Gehorsam zu mahnen, griff er zum Gewehr und kämpfte auf der Barrikade wider den Feind, der die Stadt erstürmte. Es gelang ihm, unversehrt zu entkommen, und seine Teilnahme an dem Kampfe blieb verborgen. Aber der Pulverdampf, das Zischen der Kugeln, die Aufregungen des Gefechts hatten unsrem „Förster" wohl gefallen, und als die badische Brigade gegen die Dänen geschickt wurde, meldete er sich in Rastatt als Freiwilliger, um für das Vaterland an der Nordmark des Reichs zu streiten. Ich sah ihn mühsam im heißen Sonnenbrand daher marschieren, den schweren Tschako auf dem Haupt, die Last des Tornisters auf dem Rücken, die Muskete auf der Schulter; ich lud ihn ein, auf dem „Pflasterkasten", der Ambulance, aufzusitzen, denn ich besorgte, er werde, der Anstrengung noch ungewohnt, wie so viele andre, zusammensinken. Er wies mich jedoch bestimmt ab und marschierte weiter, bis wir die ersehnten Quartiere in dem Städtchen Mühlburg bei Karlsruhe bezogen. — Kaum hatte ich meine dringendsten Geschäfte erledigt, so eilte ich, ihn aufzusuchen. Ich fand ihn gesund und gut aufgehoben, traute aber meinen Augen nicht: es war eine Stunde vergangen, und doch steckte er noch in voller Rüstung und saß, mit Tschako und Tornister, das Gewehr in der Hand, ernst vor sich hinblickend, auf dem Rande des Bettes, das ihm für die kommende Nacht zugerichtet war. Ich erschrak: „Um Gotteswillen, Förster," rief ich ihm zu, „hat dich ein Sonnenstich um den Verstand gebracht? was fehlt dir?" — „Nichts fehlt mir, aber ich ruhe und raste nicht, bis ich mich an die Montur und Armatur gewöhnt habe!" — Der wackere Förster hat die Fahrt nach Holstein glücklich mitgemacht und sich an Montur und Armatur gewöhnt. Er ist 1849 über das große Wasser gesegelt und hat in der neuen Welt eine neue Heimat gefunden, nicht

Digitized by Google

als Prediger und nicht als Soldat, sondern bei einem friedlich ehrsamen, bürgerlichen Gewerbe.

Wir verweilten in dem Städtchen Mühlburg bis zum 16. August. Am 15. besichtigte Großherzog Leopold die Brigade in Karlsruhe.

Leider war die Völlerei bei den Truppen eingerissen, sie wurden allenthalben zu reichlich mit Wein bewirtet, darunter litt die Manns-zucht. Am 15. abends vergriff sich ein betrunkener Soldat auf dem Wege von Karlsruhe nach Mühlburg an einem Lieutenant thätlich, dieser zog den Degen und durchbohrte ihm die Lunge. Ich leistete dem Verwundeten den ersten Beistand.

Erst am 19. August erreichten wir nach vier kleinen Tagemärschen das große Dorf Seckenheim bei Mannheim. Auf dem Marsch erzählte mir ein Korporal namens Groß, ein schöner Mann und gewesener Schauspieler, er sei weit in Deutschland herumgekommen, auch schon in Holstein gewesen. Man habe dort das beste Fleisch der Welt, aber die üppige holsteiner Küche verlange einen starken Magen. Der seine sei gottlob der Aufgabe gewachsen. — In Seckenheim nahm das Abschiedtrinken kein Ende. Am 20. wurde abends nach Mannheim abmarschiert, um zwei Uhr nachts das Bataillon auf drei Dampfschiffe verladen und den Rhein hinab nach Köln spediert. Einer der Oberfeldwebel gab Befehl, man solle ihn erst bei Ehrenbreitstein aus dem Schlafe wecken, er wünsche die berühmte Festung zu sehen, was auch geschah; am besten gefiel ihm an der Festung, daß man Reben um sie pflanze. Wir landeten bei sinkender Nacht in Köln, fuhren am 21. mit der Bahn durch Rheinland und Westfalen nach Bückeburg, am 22. nach Harburg und am 23. morgens früh zu Schiffe über die Elbe nach Altona, wo der Brigadestab bereits Quartier bezogen hatte.

Nach unsrer Ankunft erhielten wir Befehl, uns nicht anders als in Paradeuniform auf den Straßen von Altona und Hamburg zu zeigen. Generalarzt Griesselich, der das Sanitätswesen der Brigade leitete, erteilte mir persönlich nebst andern Weisungen auch die, recht bald ein großes Feldspital zu besichtigen, das in Altona neu eingerichtet worden war. Nachdem ich die nötigen Geschäfte in meinem Quartier besorgt hatte, vertauschte ich meine Dienstmütze mit dem Paradehut der badischen Militärärzte, suchte das Feldspital auf, mit

Digitized by Google

dessen Einrichtungen mich ein junger, hier angestellter Civilarzt aus Hannover bekannt machte, und lenkte dann meine Schritte nach Hamburg, um hier mein verspätetes Mittagsmahl einzunehmen. Der Kollege begleitete mich bis zur Vorstadt St. Pauli.

Mein ärztlicher Paradehut war ein prächtiger Schiffhut, geziert mit einem mächtigen Busche flatternder Hahnenfedern, mit goldenen Tressen und zwei riesigen, über einander weithin glänzenden Kokarden, der deutschen, schwarzrotgolden, und der badischen, goldrotgolden. Er war das Entzücken der Dorfjungen gewesen, wenn ich in der badischen Heimat genötigt war, mit ihm auf dem Haupte durch die Ortschaften zu reiten, sie liefen mir bewundernd nach und riefen: „ein General, ein General!“ Wie ich jetzt bescheiden zu Fuße gegen das Thor von St. Pauli hinschritt, das von der Hamburger Kommunalgarde bewacht war, hörte ich plötzlich den Posten aus Leibeskräften die Wache herausrufen. Die ganze Mannschaft stürzte zu den Gewehren und nahm Stellung zum Salutieren. Ich blickte hinter mich, um zu sehen, wem das Salutieren gelten solle, aber mein Begleiter belehrte mich: „Es gilt Ihnen, Herr Kollege, oder doch Ihrem Hute! Es sind in letzter Zeit so viele hohe Offiziere und uniformierte Prinzen durch Hamburg gekommen, Ihr Hut wetteifert mit den schönsten, die man bis jetzt gesehen hat. Halten Sie sich zum Gegengruße bereit! Bedenken Sie die große Ehre, die unsrem Stande widerfährt!“ Wir schritten vorüber, die Wache präsentierte, ich grüßte mit Würde. — Wie einst in Ischl mein Pariser Klapphut, verhalf mir an diesem denkwürdigen Tage mein medizinischer Paradehut zu unverdientem hohem Ansehen. Doch schon am nächsten Tage waren die Herrn von der Kommunalgarde über die Bedeutung meiner Uniform besser unterrichtet. Als mich mein Weg diesmal an der Hauptwache der Stadt vorbeiführte, sah der Posten von ferne den leuchtenden Schiffhut, rief die Wache heraus und es stürzte die gesamte Mannschaft zu den Gewehren. Schon harrte ich der Ehren des gestrigen Tags, da musterte mich der Kommandant der Wache flüchtig und wies die Truppe in ihr Lokal zurück, nur der Posten schulterte. Diesmal war ich der Getäuschte.

Nachdem mich mein Kollege in St. Pauli verlassen hatte, begegnete mir ein Soldat meines Bataillons, ein gemütlicher Schwarz-

Digitized by Google

wälder, er hielt mich an und fragte: „Wiſſen Sie ſchon, Herr Feldarzt, was dem Herrn Generalarzt zugeſtoßen iſt?“ — Ich verneinte und erfuhr, er ſei vom Pferde gefallen. Dieſe Nachricht regte mich nicht auf, der Soldat erzählte ſie ſo ruhig und der Unfall verwunderte mich nicht; die Militärärzte waren meiſt ſchlechte Reiter, der lange Friede hatte ihrer Reitkunſt, falls ſie je reiten gekonnt, Eintrag gethan. Auch Grieſſelich hatte es, wie ich ſpäter erfuhr, verlernt, und ſich erſt kurz bevor er nach Holſtein abging, ein Pferd gekauft. Darum erkundigte ich mich gelaſſen, ob der Generalarzt Schaden genommen habe. „Es muß wohl ſo ſein,“ erwiderte er, „denn das Pferd iſt auf dem Dammthorwall mit ihm durchgegangen, weil es vor den Windmühlen geſcheut hat; aus dem Sattel geſchleudert, iſt er mit den Sporen im Steigbügel hängen geblieben und eine Strecke weit hingeſchleift worden.“ — „Um Gotteswillen!“ rief ich entſetzt, „wo iſt er?“ — „Ich habe mitgeholfen, ihn auf die Dammthorwache zu tragen, er war bewußtlos und blutete aus den Ohren.“

Der Soldat führte mich zum Dammthor. Da lag der Unglückliche. Vor wenigen Stunden hatte er noch mit gewohnter Friſche, geſund und heiter, mit mir geſprochen, jetzt lag er blaß und unbeſinnlich auf der Pritſche, ein verlorener Mann, mit zerſchmettertem Schädel, das erſte und einzige Opfer dieſes ruhmloſen Heerzugs! Gleich nach mir traf der Stabschirurgus der freien Stadt Hamburg ein, er hieß, wenn ich mich recht erinnere, Fleiſchmann. Er ſtand mir getreulich bei, wir brachten den Verunglückten in das nächſtgelegene Hoſpital, eine Stiftung der Freimaurer. Bald darauf erſchien der Kommandierende unſrer Brigade mit ſeinem Stab. Ich erhielt Befehl, bei Grieſſelich bis zum nächſten Tage zu wachen. Die Beſinnung kehrte ihm nicht wieder. Er verſchied am 31. Auguſt.

Am 25. Auguſt verließ unſer Bataillon Altona. Wir marſchierten in kleinen Tagesmärſchen durch das weſtliche Holſtein über Pinneberg, Elmshorn und Itzehoe in die Gegend der Pöſchendorfer Heide, wo die Kompagnien, die Quartiere häufig wechſelnd, viele kleine, meiſt ſehr arme Ortſchaften bezogen. Der Stab, dem ich angehörte, war immer gut aufgehoben, zuletzt, vom 3. bis 16. September, in Mehlbeck, wo wir, infolge des Waffenſtillſtands von Malmoe, Befehl zum Rückmarſch erhielten.

Digitized by Google

Der größte Teil des holsteinischen Landes, das ich bei dieser Gelegenheit kennen lernte, ist von der Natur wenig gesegnet. Sitten und Lebensweise der Bewohner wichen von denen Süddeutschlands bedeutend ab.

An einem der Marschtage kam ich abends zu einem wohlhabenden, patriotischen Bauern ins Quartier, sein Gehöfte war sehr ansehnlich, ich erhielt eine große Stube zugewiesen und gleich nach der Ankunft wurde mir ein prächtiges Stück gesalzenes Schweinefleisch vorgesetzt. Es hatte eine zolldicke Lage Speck und auf dem Speck lag fingerdick Zucker und Zimmet. Ich schnitt den Speck mit dem Zucker und Zimmet weg und ließ mir das Fleisch gut schmecken. Als ich zu schlafen wünschte, schob man eine Schiebthüre von einem Verschlag in der Wand zurück, worin ein Bett mit einer riesigen Eiderdunen-Decke lag. Mit Grauen beschaute ich die Gruft, nahm das Bett ohne die Decke heraus auf den Boden und schlief vortrefflich.

In Elmshorn, auf dem Rückmarsch, lud ein patriotischer Hufschmied den Stab zu Tische. Wir bekamen eine dicke Reissuppe, mit Ingwer verschwenderisch gewürzt, einen saftigen, mit Gewürznelken reich gespickten Rinderbraten, schönen Lattich mit Rahm und Zucker ohne Oel und Essig angemacht und mit Scheiben von harten Eiern belegt, dazu guten Rotwein.

Uebel erging es mitunter den Kompagnien auf den armen Dörfern und Gehöften der Heide. Die Naturalverpflegung der Truppen war noch nicht eingeführt und wir waren auf die Quartiergeber angewiesen. Besonders schlecht ging es geraume Zeit der dritten Kompagnie, der unser Korporal Groß angehörte, der schöne, ehemalige Schauspieler. Bei einem ärztlichen Besuche, den ich der Kompagnie abstattete, beklagte er sich bitter bei mir. Der vorher so blühende Mann hatte eingefallene Wangen und einen aufgetriebenen Leib, er lag bei einer alten, armen Witwe auf Stroh im Quartier, sie pflegte ihn nach besten Kräften und setzte ihm dreimal täglich Kartoffeln in der Schale mit Buttermilch vor. Ich beklagte ihn: „Korporal! Sie hatten recht, als Sie mir auf dem Marsche nach Seckenheim prophezeiten, daß die holsteiner Küche einen guten Magen verlange, aber trösten Sie sich, es geht das Gerücht, wir sollen in die fetten Marschen gelegt werden, wo es wieder Rinderbraten giebt und guten Wein!“ Unsere Leute

Digitized by Google

konnten hier nicht einmal Schnaps auftreiben. Vielen Offizieren ging es gleichfalls schlecht. Ein Hauptmann mußte das Schlafgemach mit der Familie des Quartiergebers teilen; Vater, Mutter, eine Tochter und der Hauptmann schliefen in derselben Stube in zwei getrennten Wandverschlägen.

An einem schönen Septembertag war große Inspektion der Division v. Miller durch den Höchstkommandierenden der Armee, General v. Wrangel; die badische Brigade bildete den rechten Flügel der Aufstellung. Der berühmte General „Drauf", wie ihn seine Soldaten nannten, kam im Wagen angefahren, trug aber riesige Reiterstiefel, in denen er fast versank. Als er die Reihen musternd durchschritt, mochten die großen Stiefel die Spottlust einiger leichtsinnigen Pfälzer gereizt haben, sie lächelten, der alte Haudegen aber vertrieb ihnen das Lachen. „Ihr lacht?" donnerte er sie an, „wartet, ihr Bürschchen, ich will euch das Lachen vertreiben. Ihr seid verwöhnt, bei euch zu Hause hattet ihr Fleisch und Wein, hier, in Holstein, bekommt ihr noch Speck und Schnaps, ich werde euch nach Jütland schicken, dort sollt ihr bei Wasser und Brot im Biwak liegen!" — Die Rede verbreitete Schrecken. Konnte das Fasten noch ärger werden, als auf der Holsteiner Heide? — Glücklicherweise blieb es bei der Drohung. Es kam der Befehl, nach Baden heimzumarschieren, nur ein Bataillon, das Oberstlieutenant v. Porbeck kommandierte, mußte in den Herzogtümern zurückbleiben und überwintern. Der Arzt dieses Bataillons, ein Dr. Wallerstein, der in Karlsruhe in Garnison stand, und Frau und Kinder, auch Privatpraxis hatte, klagte mir bei einer zufälligen Begegnung, wie ungern er bleibe. Ich erbot mich, mit ihm zu tauschen, er wandte sich nach Karlsruhe, ehe aber die Genehmigung dazu eintraf, war ich mit meinem Bataillon auf dem Marsche durch das Königreich Hannover, die Cholera war in der heimkehrenden Brigade aufgetreten und ich durfte mein Bataillon nicht verlassen.

Wir hatten die schlimme Seuche in Hamburg aufgelesen, in dessen Vororten die Truppen einquartiert worden waren, ich lag am 19. und 20. September mit einem Teil unsres Bataillons in Horn. Den größten Teil des 19. brachte ich in Hamburg zu und besuchte mit Dr. Cohen das allgemeine Krankenhaus, sah vormittags 40 Cholerakranke und wohnte

Digitized by Google

nachmittags 6 Sektionen bei. Am 21. fuhr das Bataillon nach Harburg, um hier zu übernachten; als ich mich eben gelegt hatte, holte man mich zu zwei plötzlich von der Cholera befallenen Soldaten, bei denen ich die ganze Nacht bis zum Abmarsch des Bataillons am Morgen verweilte. Mein Lehrer Pfeufer und viele Aerzte sahen damals in der Eindickung des Blutes, als Folge der riesigen Wasserverluste durch die Ausleerungen, die Ursache des tödlichen Verlaufs im Choleraanfall; er hatte uns deshalb, um das Blut dünner zu machen, Aderlässe empfohlen. Ich befolgte den Rat, unerleichtert starben die beiden armen Burschen bald nach unserem Abmarsch. Es waren die einzigen Aderlässe, die ich bei der Cholera zeitlebens gemacht habe.

In Lüneburg hatten wir am 24. Ruhetag. Die Bürgerwehr feierte an diesem Tage das Fest ihrer Fahnenweihe und lud uns zu einem Ball ein. Auf dem weiteren Marsche über Uelzen nach Hannover und in Hannover selbst, von wo uns die Bahn am 29. nach Köln brachte, meldeten sich noch zwei Cholerakranke, die wir zurücklassen mußten. Auch Freund Förster schleppte sich, unterstützt von einem andern Freiwilligen, bei der Abfahrt von Hannover krank an den Bahnhof; er litt an Cholerine und bat mich flehentlich, ihn nicht zurückzulassen. Ich legte ihn auf Stroh in den Gepäckwagen und nahm ihn mit, er nahm Opium und genas. In Köln kamen wir nachts 2 Uhr an. Unsre Leute mußten in einer übelriechenden Reitschule auf schlechtem Stroh ohne Abendbrot zwei Stunden zubringen, bis Reveille geschlagen wurde und wir die Dampfschiffe zur Fahrt rheinaufwärts besteigen konnten. Die badische Infanterie trug damals Mäntel aus weißen Schaffellen; als das Bataillon in die Reitschule getrieben wurde, wie eine Schafherde in die Hürde, begannen die Leute zu blöken, worüber unser guter alter Major außer sich geriet, aber was war dagegen zu machen?

Der letzte Mann, der an Brechruhr schwer erkrankte, meldete sich gerade bei der Abfahrt auf dem Dampfschiff, wir mußten ihn mitnehmen und konnten ihn erst in Coblenz ans Land bringen, wo er in das Militärspital getragen wurde. Er genas nach einigen Tagen, aber sein Wärter erkrankte und erlag der Seuche in 20 Stunden. Bis dahin war kein Fall von Cholera in Coblenz vorgekommen.

Digitized by Google

Der Wasserstand war niedrig, die beiden Schiffe, die uns aufwärts trugen, kamen nur bis St. Goar und Goarshausen. Der Stab übernachtete in Oberwesel. Am nächsten Tag marschierten wir nach Bingen, setzten hier über den Rhein nach Rüdesheim und nahmen Quartier in Geisenheim, wo ich in der Familie eines Freundes einen angenehmen Tag verlebte. Dann ging es durch den Rheingau nach Mainz, von da mit der Bahn nach Frankfurt; ich verbrachte hier einige Stunden mit Scheffel; den 2. Oktober fuhren wir nach Heidelberg und den 3. über Karlsruhe und Rastatt, an beiden Orten offiziell begrüßt, nach Ettenheim. Hier blieben wir acht Tage und marschierten dann nach Lörrach und Umgegend. Am 21. September waren Struve und Blind von der Schweiz aus nach Lörrach gekommen, hatten die Republik proklamiert, ihre bewaffneten Haufen aber waren bei Staufen zersprengt und sie selbst auf der Flucht gefangen genommen worden. Die Grenze wurde deshalb gegen erneute Einbrüche in den Rheinwinkel bei Basel von einer badischen Brigade bewacht, zu der das Bataillon Holtz stoßen sollte.

Der heiße Sommer hatte gute Trauben gezeitigt. Schwer beladene Wagen mit jungem Wein begegneten uns in Menge, als wir durch die obere Markgrafschaft nach Lörrach hinaufzogen. Vor jedem neuen Wagen erscholl der Gruß der vergnügten Soldaten: „Achtung, Bataillon! präsentiert das Gewehr!“

Digitized by Google

Der Winter 1848/49 in Lörrach.

Im Oktober 1848 wurde ich vom Feldarzt zum Oberarzt befördert. Als solcher blieb ich den ganzen Winter im Bataillon Holtz, dessen Stab in Lörrach lag, einige Wochen im Dezember ausgenommen, wo das Bataillon in die Ortschaften am Rhein zwischen Grenzach und Wehr verlegt wurde.

In Lörrach war ich gut aufgehoben. Ein dort ansässiger schweizer Fabrikbesitzer, Rudolf Hofer, nahm den Adjutanten des Bataillons, Oberlieutenant Specht, und mich in sein Haus, wir wurden wie Freunde der Familie gehalten und sind zeitlebens befreundet geblieben. Ich stand mit den Offizieren in angenehmem Verkehr und schloß mit einigen von gleichem Alter dauernde Freundschaft. Meine ärztliche Thätigkeit befriedigte mich, sie beschränkte sich nicht mehr auf das trostlose Einerlei des Bataillonsdienstes; der Kommandant der Brigade, Oberst von Rottberg, überwies mir das in Lörrach neu eingerichtete Feldspital zur Besorgung.

Zwar kam bald nachher ein Regimentsarzt zur Brigade, dem die Oberleitung des Feldspitals zustand, er ließ mich jedoch frei schalten und kam nur ab und zu, um nachzusehen. Er war ein guter, alter Herr, der in der langen Friedenszeit allmählich gebrechlich und schwachsichtig geworden war, an einem Auge sah er nicht viel und am andern wenig mehr. Nur so lange ich abwesend war, machte er statt meiner die tägliche Visite. Dabei bereitete ihm sein schwaches Gesicht ein ärgerliches Mißgeschick, wie mir der Feldscher, der den Rundgang mitmachte, nach meiner Rückkehr erzählte, als ich den Spitaldienst

Digitized

wieder übernommen hatte. Die Geschichte wäre heute unmöglich, damals lag kein Grund vor, sie zu bezweifeln. Der Regimentsarzt hatte einen Soldaten entlassen und das Bett, worin dieser gelegen, war dadurch frei geworden. Diese Entlassung war dem alten Herrn entfallen, obwohl er sie selbst verfügt hatte, er trat an das leere Bett und stellte die gewohnte Frage: „Maier, wie geht es Ihm?“ Da keine Antwort erfolgte, wurde er unwillig und rief in das Bett hinein: „Maier, geb' Er Antwort und streck' Er die Zunge heraus!“ Die Soldaten ringsum in den Betten freuten sich königlich. „Herr Regimentsarzt,“ erlaubte sich der Feldscher zu erinnern, „der Mann ist entlassen!“ „Das mußten Sie mir gleich sagen,“ murrte der Regimentsarzt und ging weiter.

Ich machte in jenem Winter nützliche Erfahrungen über vorgeschützte Krankheiten. Infolge der gelockerten Manneszucht nahmen die Ausschreitungen der Soldaten zu; teils um den wohlverdienten Strafen zu entgehen, teils um dem Dienste sich zu entziehen, täuschten sie Krankheiten vor. Einen merkwürdigen Fall von simulierten Krämpfen will ich mitteilen.

Eines Abends holte mich eine Ordonnanz aus einer Gesellschaft von Offizieren auf die Hauptwache und berichtete, man habe einen Soldaten eingebracht, der betrunken, in einem Weinhaus großen Lärm gemacht und Unfug verübt habe, er liege jetzt in furchtbaren Krämpfen auf der Wache und dem Unteroffizier scheine der Zustand bedenklich. Einige der jüngeren Offiziere begleiteten mich, das Schauspiel, das sich uns darbot, war wirklich erstaunlich. Der große, starke Mensch lag anscheinend bewußtlos auf dem Boden in heftigen Krämpfen, mit verzerrtem Gesicht und blinzelnden Augen. Sein Leib flog, mit großer Kraft geschleudert, im Bogen auf und nieder, er schlug mit den Armen um sich, beugte und streckte auch die Beine stoßweise mit ungewöhnlicher Kraft. Daß es sich nicht um Epilepsie handle, ließ sich sofort feststellen, die Pupillen reagierten gegen das Licht, auch glichen die Krämpfe keiner der bekannten Formen. Es stand bei mir fest, der Mann simuliere, nur war mir die Kraft und Geschmeidigkeit seines Leibes in hohem Grade auffallend. Die Zuschauer, mit Einschluß der Offiziere, waren voll Mitleids und fürchteten das Schlimmste.

Digitized

Ich kannte den Soldaten, er war krank im Hospital gelegen und mir zu Danke verpflichtet, hatte sich dort auch gut aufgeführt und schien mir kein böser, nur ein leichtsinniger Mensch. Zunächst beruhigte ich die Umstehenden, verhieß Heilung und befahl, mir eine Gießkanne kalten Wassers vom Brunnen zu holen. Dann, erklärte ich mit lauter Stimme, würde ich das Haupt des Mannes im Strahl begießen, hoffentlich genüge dieses erprobte Verfahren, ihn herzustellen. Man brachte das Wasser, ich nahm die Kanne zur Hand, und wiederholte die Drohung, doch verfing sie nicht und ich hielt mich nicht für berechtigt, sie auszuführen und das eiskalte Wasser über den schweißtriefenden Menschen mit dem starkklopfenden Herzen auszugießen. Sein Rausch war offenbar nicht ganz vergangen, seine Zurechnungsfähigkeit gemindert und meine ärztliche Pflicht verbot mir, seine Gesundheit zu gefährden. Was aber thun? Ich wollte meine Diagnose zweifellos sicher stellen und verfiel im festen Vertrauen, daß der Mann mir dankbar ergeben sei, auf ein Mittel, das mich bös gefährdete, wenn meine Voraussetzung mich betrog. Ich machte mir an seinen Füßen, er lag auf dem Boden, zu schaffen und stellte mich so, daß er mich bei den Bewegungen seiner Beine treffen mußte, er wich aber geschickt ein wenig aus und schonte mich. Jetzt meiner Sache völlig gewiß, befahl ich, ihn in das Arrestlokal zu bringen, auf Stroh zu legen, die Thüre zu schließen und erst morgens zu öffnen, wenn ich wieder käme. Es geschah. Am Morgen hatte der Soldat seinen Rausch ausgeschlafen. Er wollte mir weiß machen, daß er an dem fallenden Weh leide. Ich sagte ihm, er habe mich gestern abend geschont, als ich mich an seine Füße stellte, dafür wolle ich ihn heute beim Rapport schonen und alles auf Konto des Weines schieben; wenn er aber die Krampfkomödie wiederhole, so würde ich mit der ganzen Wahrheit herausrücken.

So weit war die Sache klar gestellt, aber es fehlte noch das Tüpfelchen auf dem i, das mir der Feldscher verschaffte: die ungewöhnliche Muskelkraft und Gelenkigkeit verdankte der Simulant seinem Berufe, er war Seiltänzer.

Digitized by Google

In Schleswig-Holstein 1849.

Ende März wurde das Bataillon nach Kandern und den umliegenden Orten verlegt. Am 14. April abends empfing ich den Befehl, unverzüglich nach Schleswig aufzubrechen, um den Oberarzt des Bataillons v. Porbeck, Dr. Wallerstein, dessen ich oben gedacht, zu ersetzen und mich zunächst auf dem Kriegsministerium in Karlsruhe zu melden. Schon während des Winters hatte ich, auf Anfrage seitens dieser Behörde meine in Holstein gegebene Erklärung, mit Wallerstein tauschen zu wollen, erneut, auch zweimal Befehl erhalten, nach den Herzogtümern abzureisen, aber jedesmal gleich nachher Gegenbefehl; einmal hatte ich schon zur Abfahrt bereit im Wagen gesessen. Merkwürdiger Weise hatte Wallerstein die Erlaubnis erhalten, nach Karlsruhe zurückzukehren, ehe Ersatz für ihn eingetroffen war, obwohl der Krieg nach Ablauf des Waffenstillstandes sicher in Aussicht stand. In der That empfing das Bataillon v. Porbeck schon am 6. April die Blutstaufe bei Ulderup im Sundewitt. Es hatte sich tapfer geschlagen und 30 und etliche Mann an Toten und Verwundeten gehabt.

Der Abschied von dem Bataillon Holtz zeigte mir, daß ich bei den Offizieren und der ganzen Mannschaft wohl gelitten war. Man brachte mir abends ein Ständchen, und mehrere Offiziere, mein alter Major selbst und sein Adjutant, begleiteten mich am andern Morgen an den Bahnhof in Schliengen.

Auf dem Kriegsministerium in Karlsruhe erhielt ich Paß und Geld für die Reise, auch die Erlaubnis, in Wiesloch Abschied von meinem Vater zu nehmen. Ich nahm mit Diener und Pferd denselben Weg

Digitized by Google

nach Holstein, wie im Jahre zuvor. Von Altona brachte mich die Bahn, die nordwärts bis Rendsburg führte, in diese Festung, wo ich erfuhr, daß das Bataillon v. Porbeck in der Umgegend von Eckernförde stehe. Ich stieg zu Pferde und erreichte die kleine, durch das Seegefecht am 5. April plötzlich berühmt gewordene Stadt, am Abend. Ein guter Gasthof nahm mich für die Nacht auf.

In Eckernförde sah ich zum erstenmale das Meer und hörte sein klagendes Rauschen. Auf dem grünen Spiegel der langgestreckten Bucht lag nahe der Stadt am nördlichen Ufer die eroberte Fregatte Gefion, weiter draußen in der Bucht das Wrack des Linienschiffs Christian VIII. Diese Schiffe hatten zu den schönsten der dänischen Flotte gehört; begleitet von einem Dampfer, hatten sie Truppen in Eckernförde landen sollen, aber die Stadt wurde durch zwei Strandbatterien mit holsteinischer Artillerie tapfer verteidigt. Die Schiffe beschossen die Batterien und die Stadt vergebens, sie versuchten zur offnen See zurückzusegeln, aber ein widriger Wind hielt sie fest, nur der Dampfer entkam, die beiden Kriegsschiffe mußten sich übel zugerichtet ergeben. Ehe es gelungen war, ihre Besatzung ganz an das Land zu schaffen, brach auf Christian VIII. Feuer aus und drang in die Pulverkammer. Das riesige Schiff flog in die Luft und 200 Dänen mit ihm; der tapfere Unteroffizier Preußer, von den holsteiner Kanonieren, der die Geschütze der Südbatterie geschickt gerichtet hatte und auf das Schiff gekommen war, um die Dänen retten zu helfen, hatte das gleiche Schicksal; 1200 Gefangene wurden von den beiden Schiffen gemacht.

Mit einem holsteinischen Militärarzte bestieg ich die Gefion. Noch immer klebte Blut an den Wänden und zahlreiche Löcher und zersplittertes Gebälk zeigten die Wege, welche die holsteinischen Kugeln durch den Schiffsleib, die Masten und Raaen genommen hatten. Von den 48 Kanonen der Fregatte sah ich noch ein Dutzend, die andern waren bereits nach Rendsburg gebracht. Wir tranken auf dem Verdecke dänischen Punsch und stießen an auf ferneres Glück der deutschen Waffen.

Am Ufer lagen überall zerstreute Trümmer des Linienschiffs. Ich fand einen angeschwemmten, vom Salzwasser gebleichten, von der Sonne getrockneten Brief eines Matrosen Christian VIII.; mein der dänischen Sprache kundiger Kollege übersetzte mir ihn, der Brief

Digitized by Google

war kurz vor dem Treffen geschrieben. Der arme Bursche berichtete seiner bekümmerten Mutter, daß es ihm gut ergehe. Jetzt schlummerte er vermutlich im Seetang oder die Leiche war bereits herausgefischt und ruhte auf dem Friedhofe. Die Leichen der in die Luft Gesprengten waren alle in den Seetang getrieben worden, an manchen Tagen wurden 6—8 herausgeholt. — Ich hob ein Stück Segelstange am Ufer auf, ließ mir davon in der Stadt einen Briefbeschwerer machen und drei Kartätschenkugeln darauf befestigen, die das Linienschiff in die Stadt geschleudert hatte. Ich besitze das Andenken noch, meine einzige Trophäe aus jenem Kriege.

Der Stab des badischen Bataillons lag auf dem Gute Wolfshagen. Ich meldete mich nachmittags bei dem kommandierenden Oberstlieutenant v. Porbeck, einem Manne in den Vierzigen, von vornehmer Haltung. Schon am folgenden Tage erteilte er mir den willkommenen Auftrag, die Feldspitäler in Rendsburg, Schleswig, Flensburg und auf dem Rückweg in Eckernförde zu besuchen. Ich sollte mich nach unsern badischen kranken und verwundeten Soldaten umsehen und einen Bericht für das Kriegsministerium in Karlsruhe über das Ergebnis meiner Reise erstatten. Ein Lieutenant nahm teil an der Fahrt, er hatte die Aufgabe, das ärarische Eigentum, das die Verstorbenen in den Spitälern hinterlassen hatten, zu sammeln.

Am nächsten Morgen reisten wir ab und legten den ganzen Weg auf requirierten Fuhrwerken zurück. Mein Begleiter war einer von den Lieutenants, die man im vergangenen Jahre auf das Drängen der Radikalen aus Unteroffizieren zu Offizieren befördert hatte. Es waren tüchtige Leute darunter, mein Begleiter aber war in der Lieutenants-Uniform Feldwebel geblieben, ein „Commislieutenant." Seine allgemeinen Kenntnisse gingen über die eines ehrsamen Schuhmachers jener Zeit nicht hinaus, eine Unterhaltung mit ihm war unmöglich, für die Aufgabe aber, nach den Montur- und Armaturstücken zu sehen, war er der rechte Mann. Alles andre ließ ihn gleichgiltig, überall trieb er zur größten Eile, als ob uns der Feind auf den Hacken säße.

Unterhaltender als mein Begleiter war die breite, kriegerisch belebte Heerstraße von Rendsburg nach Schleswig und Flensburg. Gleich unter

den Thoren Rendsburgs sperrte ein langer Artilleriepark den Weg. An Munitions- und Proviantkolonnen mußten wir häufig langsam vorüberfahren. Soldaten fast aller Bundeskontingente und Waffengattungen zogen des Wegs, eine bunte Musterkarte von Uniformen, kein Offizier kannte sich darin aus. Viele der begegnenden Soldaten kamen aus den Hospitälern oder suchten sie auf. Es war ein Hin- und Herfluten von den Standorten der Truppen zu den Lazaretten und von diesen zurück zu jenen. Die meisten kamen aus der Schmierseife oder gingen hinein, der zehnte Teil unsres Bataillons erwies sich gewöhnlich bei den Wochenvisitationen reif für diese Kur. Jenseits von Schleswig stießen wir auf dänische Gefangene unter holsteinischer Bedeckung, sie kamen aus Jütland, wo die junge Armee der Holsteiner mehrfach siegreich war, namentlich bei Kolding am 23. April einen glänzenden Sieg erfocht. Darüber ging ein großer Jubel durchs Land, aber die Kehrseite der Medaille zeigte die vielen bekümmerten Gesichter der Väter, die in den Postwagen aus den Flensburger und jütischen Hospitälern von ihren verwundeten oder den Wunden erlegenen Söhnen heimfuhren.

Auch die Wirtshäuser, Krüge geheißen, die an der Landstraße lagen, boten Neues. Neben schlechten Schnäpsen und noch schlechterem Bier und Wein schenkten sie Meth aus. Ich habe ihn jedoch nicht gekostet, mich gelüstete nicht nach dem Tranke Walhallas.

Für Hospitäler und Pflege der Verwundeten und Kranken war ausgezeichnet gesorgt. Die großen Verdienste von Langenbeck und Stromeyer um den Sanitätsdienst in den Herzogtümern 1848 und 1849 und um die Kriegschirurgie überhaupt, sind unvergessen. — Ich fand in Rendsburg für Kranke und Verwundete sieben Hospitäler mit 700 Betten und für Passanten eines mit 80 eingerichtet, in Schleswig faßten sechs Hospitäler 600 Betten, in Flensburg zehn Hospitäler tausend. Außerdem hatte man in Hadersleben, Apenrade und Christiansfeld welche hergestellt. Die Sachsen und Baiern, die am 13. April bei der Erstürmung der Düppeler Schanzen große Verluste erlitten hatten, behandelten ihre Verwundeten in eigens von ihnen eingerichteten Häusern. Dazu kamen noch zwei kleine Hospitäler in Kiel mit 160 Betten und ein großes Lazarett in Altona mit tausend.

Digitized by Google

Die Verwundeten von Ulderup waren nach Flensburg gebracht worden; vier waren ihren Wunden erlegen, zwei noch in Gefahr, die anderen guter Dinge und voll Sehnsucht nach ihren Kameraden im Bataillon.

Ich ging in Flensburg auf den schön gelegenen Friedhof; man hatte den gefallenen Kriegern ein besonderes Viertel eingeräumt. Da lagen die Feinde versöhnt im Tode beisammen. Auf allen Grabhügeln wehten kleine Fahnen, deutsche, schwarz-rot-gold, holsteinische, blau-weiß-rot, preußische, schwarz-weiß, und Danebrogs mit weißem Kreuz auf rotem Grunde. Die Flensburger, zu zwei Fünfteln Deutsche, zu drei Fünfteln Dänen, waren unermüdlich im Schmücken der Gräber mit Blumen, Schleifen und Kränzen. Ununterbrochen strömten Leidtragende aus und ein, in vielen Augen standen Thränen.

Mit großem Interesse besuchte ich in Eckernförde das „Invalidenlazarett", wo die dänischen Verwundeten der Gefion und Christian VIII. von dänischen Aerzten behandelt wurden. Es lagen noch gegen fünfzig darin. Die Wunden waren meist durch Holzsplitter verursacht und viele waren ganz schauerliche Rißwunden der Weichteile und Splitterbrüche der Knochen. Die dänischen Aerzte schienen mir tüchtige Leute. — Außer diesem Lazarett befanden sich in Eckernförde noch zwei Hospitäler für die deutschen Truppen, sie waren nur schwach belegt und von dem Treffen am 5. April fanden sich nur noch drei Verwundete vor, zwei holsteinische Kanoniere und ein fürstlich reußischer Füselier.

Nachdem ich diese Aufgabe gelöst, hatte ich keine Thätigkeit mehr, die mich befriedigte; ich beneidete meine Kollegen, die in den Hospitälern unter der Leitung ausgezeichneter Chirurgen reiche Erfahrungen sammeln konnten. Das Bataillon zog, ohne Aussicht, mit dem Feinde zusammen zu stoßen, faullenzend auf den fetten Gütern an der Ostküste umher. Die einzige chirurgische Operation, die ich ausführte, war die Amputation des Oberarms eines unsrer Soldaten, der mit seinem Gewehr auf unerlaubter Jagd durch eine Hecke geschlüpft war, einen sog. Knick, wobei die Ladung losging und ihm den Knochen zerschmetterte. Wir waren einer Brigade unter dem Kommando des Herzogs Ernst von Koburg zugeteilt, die, aus thüringischen und süddeutschen Truppen buntscheckig zusammengesetzt,

Digitized by Google

die Aufgabe hatte, die Küste zwischen der Schlei und dem Kieler Hafen zu sichern. Die Dänen aber hüteten sich, nach ihrer furchtbaren Niederlage bei Eckernförde, nochmals hier eine Landung zu versuchen, somit konnten uns keine Lorbeeren blühen. Die Dänen begnügten sich mit der Beobachtung der Küste und der Sperrung von Handel und Verkehr mit ihren wenigen Kriegsschiffen. Ingrimmig sahen wir ihr Linienschiff Skjold, die Fregatte Freia und den Dampfer Hekla vor dem Kieler Hafen und der Mündung der Schlei kreuzen, und knirschten vor Empörung über die schimpfliche Ohnmacht Deutschlands zur See.

Zwar hatten die Holsteiner eine Flotille im Kieler Hafen gebaut und bemannt. Sie besaßen sechs Kanonenboote und einen kleinen Schraubendampfer, den Bonin. Sie faßten den Plan, mit diesen Schiffen die Freia, die gerade vor dem Hafen lag, zu überraschen und wegzunehmen, aber der Befehlshaber des Unternehmens war seiner Aufgabe aus Mangel an Mut oder Geschick nicht gewachsen. Wir waren gerade in Altbülk am Eingang des Kieler Hafens beim Frühstück, als ich deutlich schießen hörte; man lachte mich aus, als ich dies behauptete, aber ich behielt recht. Es folgte immer deutlicher Schuß auf Schuß und die ganze Gesellschaft eilte durch das Gehölz, das den Hof Altbülk vom Meere trennt, ans Ufer. Ich hatte jetzt Gelegenheit, vom Land aus einem Seegefechte anzuwohnen. Das Manövrieren der Kanonenboote nahm sich gar hübsch aus, führte aber zu keinem Ziele. Es wurde viel Pulver von den Holsteinern vergeudet, während die Dänen nur selten schossen, als ob sie den Feind verachteten, aber besser trafen. Sie schickten dem Bonin einen Schuß in die Schraube und zwangen ihn, nach Kiel heimzukehren. Der Dampfer Hekla holte jetzt noch den Skjold herbei. Es war ein schöner Anblick, als das majestätische Linienschiff mit vollen Segeln heranfuhr. Die Kanonenboote fuhren in den Kieler Hafen zurück und betrübt ging ich nach Hause.

Die Quartiere, die wir bezogen, lagen alle im dänischen Wohld: der Edelhof Wolfshagen, Knoop, von wo ich mehrmals Kiel besuchte, Altbülk, Augustenhof, Hohenlied, Windeby und Eckernförde. Der Herzog von Koburg wohnte in Gettorf und lud uns eines Abends zum Maiwein. Nur einmal marschierten wir über den dänischen Wohld

Digitized by Google

hinaus nach Schwansen und Angeln. Vom Kirchturm in Kappeln sah man die dänischen Kriegsschiffe; sie setzten nachts Boote aus und holten sich frische Milch vom Lande und die neuesten Nachrichten. Die anglischen Dörfer an der Küste waren dänisch gesinnt, die im Binnenlande deutsch. Mein Quartiergeber in Kappeln war ein reicher Käsehändler und deutscher Patriot. Er hatte eine große schwarz-rot-goldene Fahne herausgehängt, worauf die Worte standen: „vivat! es lebe die Freiheit!" Er tischte mir eine gute Mahlzeit auf und zum Nachtisch sechserlei Käse in allen Farben. Den Rückweg nach Eckernförde nahmen wir über Missunde, wo eine Brücke über die Schlei führte.

In der Nacht vom 5. auf den 6. Juli gelang den Dänen der Ueberfall bei Fridericia und erlitt die holsteinische Armee jene furchtbare Niederlage, die das ganze Land in tiefe Trauer stürzte. Die Armee war der Stolz der Holsteiner gewesen. Sie hatten die allgemeine Wehrpflicht eingeführt; vor der Erhebung der Herzogtümer hatten dem Heere nur die Aermsten angehört, jetzt umfaßte es die ganze waffenfähige Jugend; früher verachtet, von den Dänen kommandiert und geprügelt, stand es jetzt im Ansehen und hatte bei Kolding und Gudsoe die an Zahl überlegenen Feinde geschlagen. Darum fuhr die schreckliche Kunde von Fridericia in Hütten und Schlösser nieder, wie ein vernichtender Wetterschlag; es gab in Holstein kaum eine Familie, die nicht in einem ihrer Angehörigen schmerzlich getroffen wurde.

Schlimmer noch war die Kunde, die bald nachher durch das Land ging: Preußen hatte am 12. Juli einen schmählichen Waffenstillstand mit Dänemark abgeschlossen und zunächst Schleswig preisgegeben. Ein Jahr später kam Holstein an die Reihe, die Schamröte steigt uns Alten noch heute ins Gesicht, wenn wir der Geschichte jener schmachvollen Jahre gedenken. Die schleswig-holsteinische Frage war der Angelpunkt der deutschen Politik, an ihm setzte Bismarck seinen Hebel mit Meisterschaft an und sprengte den jämmerlichen Bundestag aus den losen Fugen.

Digitized by Google

Widerwärtigkeiten und Heimkehr.

Am 11. Mai, einige Wochen, nachdem ich die Heimat verlassen, nahm die Meuterei des badischen Heeres in Rastatt ihren Anfang, verbreitete sich von da wie eine ansteckende Seuche über alle Standorte im Großherzogtum und verhalf der Umsturzpartei zum Siege. Sie ergriff fast sämtliche Truppenteile, der Großherzog und die meisten Offiziere verließen das Land. Der Triumph der Revolution währte nicht lange, die Niederlage der Aufständischen bei Waghäusel am 21. Juni bereitete ihr ein Ende mit Schrecken.

Wie konnte es kommen, daß die badische Armee, wie auf einen Schlag, Pflicht und Eid vergaß, alle Mannszucht abwarf und mit Sack und Pack ins Umsturzlager überlief, nachdem sie doch noch im Jahr zuvor bei den Aufständen von Hecker und Struve sich völlig zuverlässig erwiesen hatte? Der Ursachen waren es mehrere und es verlohnt sich, sie genau zu kennen.

In Baden bestand die Konscription, die Wohlhabenden konnten sich vom Militärdienste loskaufen, sog. Einsteher traten für sie ein. Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht machte dem Einstandswesen ein Ende; die badische Regierung schaffte es ab, nachdem sie die deutschen Grundrechte anerkannt hatte, die vom Parlament in Frankfurt aufgestellt und von der Reichsregierung verkündet worden waren. Bisher waren es fast nur gediente Soldaten gewesen, die Einstandsverträge abgeschlossen hatten, die meisten Unteroffiziere waren Einsteher, sie konnten, wenn sie aus dem Heere schieden, mit dem erworbenen Kapital bürgerliche Geschäfte gründen. Die Aenderung

Digitized by Google

ſchädigte die Unteroffiziere und erregte große Unzufriedenheit, die Regierung verſprach Entſchädigung durch Löhnungszulagen, ſäumte aber zu lange mit der Erfüllung ihres Verſprechens.

Ein zweiter Grund lag gleichfalls in einer Verfügung der Reichsregierung, der die badiſche nachkam, die Aushebungsziffer wurde von 1% auf 2% erhöht. Dadurch kamen auf einmal zu viele Rekruten ins Heer, Leute, der Manneszucht ungewohnt und der Verführung leicht zugänglich. In vielen Köpfen gärte es von unverdauten Freiheits- und Gleichheitsideen, manche eben eingeſtellte Rekruten hatten ſich ſchon an den Aufſtänden von 1848 beteiligt.

Schlimmer noch, als dieſe Verhältniſſe, mußte das ewige Umherziehen und Wechſeln der Quartiere in dem aufgewühlten Lande den ſoldatiſchen Geiſt der Truppen ſchädigen. Da die allgemeine Wehrpflicht noch nicht ausgleichend gewirkt hatte, war die ſoziale Kluft zwiſchen Befehlenden und Untergebenen ohnehin weit größer als heute, jetzt gewannen die Offiziere die Fühlung mit ihren Leuten noch ſchwieriger. Aufſicht und Unterweiſung der Mannſchaft litten Not. Ueberall winkten in dem Weinlande die Wirtsſchilder, lauerten gefährliche Verführer und predigten ſchlimme Lehren vom bedingten Soldatengehorſam, der freien Wahl der Offiziere, verhießen goldne Berge als Lohn für den Abfall.

Das Schlimmſte endlich verſchuldete die Regierung, als ſie, auf die Grundrechte hin, den Soldaten das Recht bewilligte, Verſammlungen unter ſich abzuhalten und über ihre Angelegenheiten frei zu beraten. Damit brach der Boden der Disziplin ganz zuſammen.

Dies waren die wirklichen Urſachen der badiſchen Soldatenmeuterei, nicht aber, wie die Aufwiegler behaupteten, die harte Behandlung der Untergebenen durch die Vorgeſetzten. Das Offizierkorps war human, Ausnahmen waren ſelten. In den drei Bataillonen, denen ich angehört, ſchien es nur ein einziger Offizier, ein Kompagnieführer, darauf angelegt zu haben, das Ehrgefühl ſeiner Leute zu töten, allen andern Offizieren konnte nicht der leiſeſte Vorwurf gemacht werden.

Man kann ſich denken, daß die Vorgänge in der Heimat große Beſtürzung bei dem Bataillon in Holſtein hervorriefen und viel be-

Digitized by Google

ſprochen wurden. Das Los der Angehörigen und Freunde zu Hauſe gab Grund genug zu Befürchtungen und Sorge. Auch war es klar, daß die unſinnige Erhebung ein ſchlimmes Ende nehmen und die Ausſicht auf die Erfüllung der patriotiſchen Hoffnungen des Frühjahrs 1848 immer trüber werden mußte.

Bald nachdem der Großherzog das badiſche Land verlaſſen hatte, begab ſich eine wunderliche Geſchichte im Bataillon Porbeck, die ſogar in den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sachſen-Koburg (Bd. 1 S. 44) Aufnahme fand. Einer der Hauptleute, namens Schwartz, war durch die Vorgänge daheim aus Rand und Band gekommen, wozu es bei ihm freilich nicht viel brauchte. Er war ein braver Soldat und bei den Kameraden wohlgelitten, galt auch für einen guten Mathematiker und hatte in der Kriegsſchule Unterricht erteilt, aber er war ein närriſcher Kautz, ein konfuſer und, wie mir ſchien, im Kopfe nicht ganz richtiger Menſch. Wie der Herzog erzählt, brachte ihm der Hauptmann die Gage, die ihm eben ausbezahlt worden war, mit der Erklärung, er nehme das Geld nicht an, weil es ihm nicht von der badiſchen proviſoriſchen Regierung ausbezahlt worden ſei. Einen Großherzog habe er nicht mehr, und von Preußen, das mit ſeinem Vaterlande Krieg führe, wolle er nicht einen Groſchen haben, er ſei daher genötigt, ohne Gage zu dienen. — Es iſt merkwürdig, daß der Herzog nicht erkannte, weſſen Geiſtes Kind der Hauptmann war, merkwürdiger noch, daß Oberſtlieutenant v. Porbeck darüber im Dunkeln blieb, er kam eben, bei ſeinem kühlen, vornehmen Weſen, ſeinen Offizieren nicht nahe genug. Ein Demokrat, wie v. Porbeck meinte, war der arme Schwartz nicht. Erſt wenige Tage vorher hatte er mich ins Vertrauen gezogen: er wolle ſeine Entlaſſung nehmen, nach Baden gehen und im Schwarzwald für den Großherzog einen Guerillas-Krieg entzünden!

Von dem Herzog ging Schwartz in Begleitung von zwei befreundeten Hauptleuten, die ſich ihm anſchloſſen, um ihn zu beruhigen, zu dem Oberſtlieutenant und meldete ihm, was er dem Herzog vorgetragen hatte. Es kam zu einer lebhaften Verhandlung, und weil es darüber Mittag wurde, ſpeiſten die drei Herren mit dem Stabe. Außer ihnen nahmen der Adjutant des Bataillons, zwei bis drei

Digitized by Google

andre Offiziere und ich an dem Mahle teil. Ich hatte keine Ahnung von dem Vorgefallenen und war erstaunt über die eigentümliche Tischunterhaltung, die unser Vorgesetzter mit Schwartz führte. Sie bewegte sich ganz auf politischem Gebiet, er nahm ihn, wie man zu sagen pflegt, ins Gebet, verwickelte ihn in lächerliche Widersprüche und brachte den aufgeregten Mann zu den unsinnigsten Behauptungen. Die Szene war peinlich und man mußte den Hauptmann bemitleiden.

Unerwartet richtete der Oberstlieutenant das Wort an mich, ich hatte still unten an der Tafel gesessen, und rief: „Was ist Ihre Meinung, Herr Oberarzt? Sie sind wohl auch ein versteckter Demokrat!" Obgleich mich diese Anrede unangenehm berührte, erwiderte ich ganz ruhig: „Was ich bin, bin ich offen, aber ich rede bei Tische nicht gerne über Politik." Er schwieg und hob gleich nachher die Tafel auf.

Es war mir unbegreiflich, was meinen Vorgesetzten dazu vermocht hatte, mich über meine politische Gesinnung so auffallend und verletzend zu inquirieren. Ich hatte in meinem ganzen Verhalten dazu keinen Grund gegeben, im Kreise der Offiziere zwar meine liberalen und patriotischen Gesinnungen nicht verleugnet, wenn es die Ehre gebot, sie freimütig zu bekennen, aber keinen Anstoß damit erregt und mit den Untergebenen nie politisiert. Mit dem Oberstlieutenant selbst zu politisieren hatte ich bisher weder für schicklich noch für notwendig erachtet; mißtraute er mir, so konnte er mich unter vier Augen vernehmen. Dies that er nicht, wohl aber hielt er mich von diesem Tag an für einen ausgesprochnen Demokraten, dem man nicht über den Weg trauen dürfe, und erging sich, wenn ich, wie es so oft vorkam, mit ihm speiste, gerne in scharfen politischen Bemerkungen, die ihre Spitze mitunter sehr deutlich gegen mich kehrten. Meine Stellung wurde unangenehm, so daß ich beschloß, sobald wir nach Baden heimgekehrt wären, meinen Abschied einzureichen, um meine Freiheit wieder zu gewinnen.

Ich hatte in der Regel bei seinen Aeußerungen geschwiegen, aber einmal, es war in Windeby am Mittagstisch, ging er mir zu weit, ich konnte mein junges Blut nicht bemeistern. Er war an diesem Tage, vielleicht infolge unangenehmer Nachrichten von Hause, unge-

Digitized by Google

mein aufgeregt und verstieg sich zu dem Ausspruch, in seinen Augen sei jedermann, der sich in den Dienst einer Insurrektion begebe, ein Schurke. Ich sah in dem Schurken eine Herausforderung und bemerkte trocken: wenn diese Ansicht richtig wäre, so stände es schlimm um uns alle, da wir für die holsteinische Insurrektion kämpften. Es folgte eine tiefe Stille. Ich erwartete, für meine Bemerkung in Arrest geschickt zu werden, und dies war auch die Meinung des Adjutanten, wie er mir nach Tische sagte, aber der Oberstlieutenant verschob die Sache auf spätere Zeit, bis zur Rückfahrt des Bataillons nach der Heimat. Der Befehl dazu kam, nachdem der badische Aufstand mit der Uebergabe der Festung Rastatt an die Preußen am 23. Juli seinen Abschluß gefunden hatte.

Wir zogen in kleinen Märschen, die von vielen Rasttagen unterbrochen wurden, durch Holstein zur Elbe, und in den ersten Tagen des August durch einen großen Teil von Hannover nach Preußisch Minden. In Holstein konnte ich einen Ausflug nach Plön und seinem schönen, schwermütigen See machen, von Verden aus, Bremen und seinen Ratskeller besuchen. Preußisch Minden war damals noch Festung. Vor ihren Thoren machte das Bataillon halt. Zu unserm Erstaunen kam uns hier ein badischer Hauptmann, v. Davans, entgegen. Er überbrachte dem Oberstlieutenant Befehle des Kriegsministers aus Karlsruhe, einer dieser Befehle betraf den Hauptmann Schwartz und mich. Wir hatten uns unverzüglich nach Hause zu begeben und bei dem Kriegsministerium zu melden.

Es stand gerade ein Bahnzug nach Köln zur Abfahrt bereit, wir brauchten nur einzusteigen. Unterwegs auf der Bahn und auf dem Dampfschiff bei der Rheinfahrt von Köln nach Mannheim war, wie man sich denken kann, der unerwartete Befehl zur schleunigsten Heimreise wiederholt Gegenstand unserer Unterhaltung. Was mochte der Oberstlieutenant über uns nach Hause berichtet haben? Wir waren uns keiner Schuld bewußt und der Hauptmann wurde nicht müde, mich zu versichern: „Sie können uns nichts anhaben und müssen uns für die Heimreise Extradiäten bezahlen!“

Gleich nach der Ankunft in Karlsruhe meldeten wir uns beim Kriegsminister, General von Roggenbach. Der Hauptmann trat zuerst

Digitized by Google

ein, kam bald vergnügt wieder heraus und eilte auf mich zu: „Ich hab' es Ihnen ja gesagt, sie können uns nichts anhaben, ich hole mir jetzt meine Diäten!"

Hauptmann Schwartz ist derselbe, dessen Johannes Proelß in seinem „Dichten und Leben Scheffels" (S. 157—163) gedenkt, weil er dem Dichter unbegreifliche Widerwärtigkeiten bereitete, als dieser in der Stelle eines Rechtspraktikanten in Säckingen verweilte. Es war kurz nach der Revolution und man versteht seine auffallenden Handlungen 1849 in Schleswig und 1850 in Säckingen nur, wenn man weiß, daß der Hauptmann in der Irrenanstalt Illenau endete. Im Herbste 1855 machte ich dort psychiatrische Studien, traf meinen alten Kriegskameraden Schwartz und habe manchen Spaziergang mit ihm ausgeführt. Er war unheilbar krank, doch fand ich ihn kaum konfuser, als im Sommer 1849 in Schleswig-Holstein.

Nach dem Hauptmann trat ich bei dem Minister ein. Er war ein Herr, der in allgemeinem Ansehen stand und dessen würdige Art meine Sympathie gewann. Er empfing mich mit den Worten: „Sie sind mir als ein Erzdemokrat bezeichnet." Ich fragte, ob man mir das leiseste Vergehen zur Last legen könne? Ich wolle meine politische Ueberzeugung nicht verheimlichen und betrachte die Ablehnung der Reichsverfassung von Seiten Preußens für ein Unglück. Er hörte mich ruhig an und meinte, meine Ueberzeugung teilten ganz loyale Leute. Er wolle die Unterredung kurz machen. Er sei entschlossen gewesen, mir den Abschied zu geben, habe aber Erkundigungen eingezogen, die so zu meinen Gunsten lauteten, daß er seinen Entschluß ändere, ich könne somit weiter dienen. Ich dankte und bat um acht Tage Urlaub, den er mir ohne weiteres gewährte.

Die Freude des Wiedersehens mit meiner Familie und meiner Braut war groß. Das Gerücht hatte die auffallend beschleunigte Heimkehr zu der Erzählung aufgebauscht, Schwartz und ich seien wegen Aufruhrs in Schleswig verhaftet und in Ketten nach Rastatt in die Kasematten verbracht worden.

Nach abgelaufenem Urlaub erhielt ich zuerst den Befehl, mich in Kehl, und acht Tage später den, mich in Rastatt zum Dienste zu melden. Hier, in Rastatt, wurde mir unvermutet klar, weshalb Oberstlieutenant

Digitized by

v. Porbeck mir, nach dem Ausbruch der Revolution in Baden, mit einemmale ſo mißtrauiſch und verletzend entgegengetreten war. Den Aufſchluß erteilte mir in überraſchender Weiſe ein kriegsgefangener Kollege, Dr. Welcker, ein Sohn des berühmten Rechtslehrers, Volksmanns und Bundestagsgeſandten von 1848. Wir kannten uns von den Heidelberger Kliniken her, doch waren wir uns nicht näher getreten. Er war in der aufſtändiſchen Armee Generalſtabsarzt geworden und hatte mir eine beſondere Anerkennung zu erweiſen gedacht, indem er mir ein Patent als Regimentsarzt ausfertigen ließ und dieſes an das Kommando des Bataillons in Schleswig amtlich abſchickte. Davon hatte ich keine Ahnung. Er hatte mir die ſchlimme Suppe eingebrockt und wunderte ſich noch, daß ich ihm den Dank dafür ſchuldig blieb.

Digitized by Google

In Rastatt.

Die Bundesfestung Rastatt hatte eine gemischte Besatzung von badischen und österreichischen Truppen; beim Beginn der Meuterei zogen die Oesterreicher ab, und die aufrührerischen Badener blieben Herren der Festung und der drei sie umgebenden Forts, die mit A, B und C bezeichnet waren. Fast sämtliche Offiziere verließen Rastatt und das Land, einige waren von den zuchtlosen Soldaten schändlich mißhandelt worden; an ihre Stelle traten von den Truppen gewählte Unteroffiziere. Zum Gouverneur der Festung bestellte der Pole Mieroslavsky, den die provisorische Regierung zum Heerführer der badischen Armee ernannt hatte, Nikolaus Tiedemann, einen Sohn des Anatomen, einen tapfern Offizier, aber unsteten und wirren Mann, der früher zuerst in badischen und dann in griechischen Diensten gestanden hatte. Nachdem die Aufständischen die Festung am 23. Juli den belagernden Preußen übergeben hatten, wurde Tiedemann vor das Standgericht gestellt und am 10. August erschossen.

Die Aufständischen hatten sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Sie mußten die Waffen ablegen und wurden in die Kasematten abgeführt, gegen 6000 Mann, Linie, Volkswehr und Freischaren, Legionen genannt, Abenteurer, die aus aller Herren Ländern zusammengeströmt waren. Mit ihnen wurden viele bürgerliche, der Teilnahme an dem Aufstand mit Recht oder Unrecht beschuldigte Personen gleichfalls in die Kasematten gebracht. Rastatt kehrte unter die Herrschaft des Großherzogs zurück, blieb jedoch von den Preußen besetzt, zahlreiche Offiziere und Unteroffiziere der in Neugestaltung begriffenen badischen Armee versahen mit den preußischen gemeinsam den Festungsdienst.

Digitized by Google

Ein Augenzeuge, Professor Fickler am Gymnasium in Rastatt, hat die Vorgänge bei der Meuterei und die Ereignisse bis zur Uebergabe der Festung an die Preußen in einer Schrift: „In Rastatt 1849," (Rastatt, Hanemann, 1853) treu und gut geschildert. Ein andrer Zeuge, Albert Foerderer, ein Rastatter von Geburt und damals Schüler des Gymnasiums, später Pfarrer der katholischen Gemeinde in Lahr, hat auch die nach der Uebergabe erfolgten Begebenheiten in einem Hefte: „Erinnerungen aus Rastatt 1849" (Lahr, Schömperlen, 1881) erzählt; Foerderer fiel bekanntlich 1889 unter dem Mordstahl eines Stromers, eines Anarchisten.

Die Verpflegung der vielen Gefangenen machte in der ersten Zeit große Schwierigkeit, sie litten Hunger, Durst und Frost. Der schlimmste Aufenthalt war in den ungesunden Kasematten des Forts C, doch wurde dies geräumt, sobald die Entlassung vieler unschuldig befundnen Gefangenen Raum schaffte, die Zurückbleibenden wurden sämtlich in dem minder ungesunden Fort A verwahrt. Den Bemühungen des preußischen Kommandanten der Festung, Major v. Weltzien, der unter rauher Schale ein menschenfreundliches Herz trug, gelang es, die schwierige Aufgabe zu bewältigen. Auch die Gefangenen erkannten dankbar sein Verdienst an, besonders dann, als nach seinem Weggang ein Kürassier-Oberst seine Stelle einnahm und ohne sich, wie sein Vorgänger, selbst in den Kasematten umzusehen, scharfe und nicht immer zu billigende Verfügungen traf. Freilich muß man zugeben, daß die Gefangenen selbst dazu beitrugen, ihr Los zu verschlimmern. Manche neckten und höhnten ihre verhaßten Wächter, wo sie glaubten, es sicher wagen zu dürfen, diese haßten nicht minder die Freischärler und antworteten, wenn es irgend geschehen konnte, mit wohlgezielten Schüssen.

Gleich nach der Uebergabe begannen die Gerichte ihr trauriges Amt. Die meist gravierten Gefangnen kamen vor das Standgericht. Sämtliche Richter wurden dem preußischen Heere entnommen, je einer aus den sieben Rangstufen vom Gemeinen aufwärts bis zum Major; badische Juristen führten die Untersuchung; Anwälte wurden als Verteidiger zugelassen. Die Sitzungen waren öffentlich und wurden in einem großen Saale des markgräflichen Schlosses, das der Türken-

Digitized by Google

beſieger Ludwig von Baden erbaut hatte, abgehalten. Die Zutrittskarten erhielt man auf der Kommandantur. Das Standgericht erkannte nur auf Tod durch Pulver und Blei oder auf Zuchthaus. Am 6. Auguſt wurden die erſten Todesurteile gefällt, am 20. Oktober das letzte, im ganzen 19; auf Zuchthaus erkannte das Standgericht zuletzt am 26. Oktober; drei Monate war es ſomit in Thätigkeit. — Außer in Raſtatt waren auch in Mannheim und Freiburg Standgerichte eingeſetzt worden, und neben ihnen und noch lange nach ihnen waren allenthalben im Lande die ordentlichen Gerichte vollauf beſchäftigt, das verletzte Geſetz zu ſühnen. Tauſende büßten den Rauſch der Revolution mit dem Verluſte von Freiheit, Hab und Gut, oder wanderten in die Verbannung.

In den erſten Tagen des September trat ich meinen Dienſt in Raſtatt an. Zuerſt erhielt ich den Auftrag, täglich die Gefangenen im Fort C zu beſuchen, drei Tage nachher wurde mir ein großes Notlazarett im Fort A zur Aufnahme kranker Gefangner übergeben. Es ſetzte ſich aus zwei anſehnlichen, einſtöckigen Gebäuden zuſammen, die unter einem rechten Winkel nebeneinander ſtanden; das Haus Nr. 2 lehnte an die Mauer des Forts, die der Stadt zugekehrt war; von dem Abort ſeines oberen Stocks aus konnte man bequem auf dieſe, ſehr breite Mauer gelangen. Vor dem Lazarett ſtand ein Wachthaus für die preußiſche Mannſchaft, die es unter dem Befehle eines Unteroffiziers zu überwachen hatte. Um Entweichungen aus dem Bau Nr. 2 über die Mauer auf das Glacis herab und von da in die Stadt zu verhüten, ſtand ein beſondrer Poſten auf der Mauer ſelbſt.

Wie der Name es ſchon beſagt, war das Notlazarett nur notdürftig eingerichtet. Die beiden Häuſer konnten gegen 200 Perſonen aufnehmen, ein Teil der Aufgenommenen mußte mit Strohſäcken und Wolldecken auf dem Stubenboden vorlieb nehmen. Die Mehrzahl lag in Betten ohne Matratzen auf Strohſäcken und es fehlte an Weißzeug. Die Koſt war ausreichend, wenn auch nicht für Kranke zugerichtet. Ungeachtet dieſer Mißſtände waren die Gefangenen, die aus den unterirdiſchen Räumen in das helle Licht der Lazarettzimmer kamen, glückſelig. Uebrigens waren nur wenige ernſtlich krank, aber alle heruntergekommen durch das unordentliche Leben, das ſie ſchon vor der

Digitized by Google

Gefangenschaft geführt hatten, durch das anfängliche Hungern und Dürsten nach der Uebergabe, das Liegen auf dem bloßen Erdboden der Kasematten, bis er mit Stroh belegt wurde — in den Forts A und C fehlte noch die Holzbekleidung —, endlich durch die nagenden Gewissens- und Insektenbisse. Am häufigsten litten sie an Durchfall und leichter Ruhr.

Mein Dienst war schwer und kaum zu bewältigen. Nach 14 Tagen erhielt ich Aushilfe; der längste Arzt des Großherzogtums, ein Dr. Frei, später Amtsarzt in Engen, wurde mir als zweiter Arzt beigegeben. Ich wohnte und speiste in der Stadt, ging schon früh um 7 Uhr in das Lazarett, kam selten vor 2 Uhr zum Mittagessen, kehrte nach Tisch ins Lazarett zurück und hatte oft bis 8 oder 9 Uhr darin zu thun. Außer dem Hospitaldienst hatte ich häufig krank Gemeldete in den Kasematten zu besuchen. Ging ich endlich spät todmüde zu Bette, so raubten mir die Schwärme springender Insekten, die ich aus dem Fort heimbrachte, die ersehnte Nachtruhe.

Mutter Natur muß auf die Erhaltung der flinken kleinen Springer einen besonderen Wert legen, sonst hätte sie die unbarmherzigen Quäler nicht mit einer fast unglaublichen Fruchtbarkeit bedacht. Nur wer verlassene Kasematten besucht hat, worin Menschen auf Stroh gelegen waren, vermag sich davon eine richtige Vorstellung zu machen. Mein Vater besuchte mich im Oktober; befreundete Offiziere führten ihn auf seinen Wunsch, die Einrichtung einer modernen Festung kennen zu lernen, in das Fort B, worin keine Gefangenen lagen; während der Belagerung aber hatten viele Familien aus der Stadt in den Kasematten dieses Forts Unterkunft gefunden. Nachdem ihm die Herrn die Wälle und Basteien gezeigt, bat er, auch die Kasematten sehen zu dürfen, worauf sie einem Unteroffizier Befehl erteilten, ihn hineinzuführen. Ich begleitete ihn, sie blieben wohlweislich im Hofe und rieten uns, recht rasch wieder herauszukommen. Wir verweilten nur einige Minuten in den noch teilweise mit Stroh belegten Räumen und kehrten dann sorglos zurück. Kaum erblickten uns die Offiziere, so riefen sie uns dringend zu, wir möchten sofort unsre Kleider mit kräftigen Schlägen bearbeiten, zwei dienstfertige Unteroffiziere sprangen herbei und schlugen mit den Händen auf unsre Röcke und Beinkleider,

Digitized by Google

die mit zahlloſen braunen Inſekten beſät waren; wie Wolken ſtäubten ſie davon.

Trotz der ſchärfſten Bewachung und der größten Lebensgefahr wagten die Gefangenen häufig Fluchtverſuche, und obwohl jede Beihilfe mit ſtandrechtlicher Behandlung bedroht war, förderten die Bewohner Raſtatts doch, ſo viel ſie vermochten, die Entweichungen. Zwar hatte die Bürgerſchaft während der Revolution viel durch die Aufſtändiſchen gelitten, aber die lange Dauer des Standrechts hatte Mitleid mit ihrem harten Loſe geweckt. Die aus den Forts in die Stadt Entkommenen wurden in den Häuſern verſteckt, auch wohl mit Kleidern und Paſſierſcheinen verſehen, um bei der erſten günſtigen Gelegenheit unter fremden Namen durch die Thore der Feſtung zu gelangen. Den Unglücklichen aber, die auf der Flucht ergriffen wurden, erging es ſchlimm.

Ich ſelbſt war zugegen, als in eines der Hoſpitäler der Stadt zwei junge Burſchen eingebracht wurden, die am hellen Tage einen verwegenen Fluchtverſuch unternommen hatten. Sie waren über die Wälle geklettert und über das freie Feld hin in der Richtung zum Rheine gelaufen, man hatte ihnen Reiter nachgeſchickt und jetzt brachte man ſie, durch Säbelhiebe ſchrecklich zugerichtet, nach der Stadt zurück. Dem einen war der Schädel geſpalten, er war gerade geſtorben, der andre hatte tiefe Wunden am Kopf und rechten Arme, denen er nach wenigen Stunden erlag. — Nicht ganz ſo ſchlecht erging es einem großen, ſtarken Weſtpreußen, der ehemals in der Armee gedient hatte. Er war in die Stadt entkommen, wo er nichts beſſeres zu thun wußte, als dem langentbehrten Schnaps reichlich zuzuſprechen; trunkenen Mutes verſuchte er ohne Paſſierſchein durch das Thor der Feſtung zu ſchreiten, aber ſeine ſtramme Haltung und ſein Dialekt machten ihn der Wache verdächtig; ſie nahm ihn feſt, er leiſtete Widerſtand, wurde mit ſcharfen Hieben arg bedacht und blutüberſtrömt zu mir geführt; wie ein geduldiges Lamm ließ er ſich jetzt die Wunden nähen und verbinden.

Aus meinem Lazarett entwichen drei Gefangene mit Geſchick und Glück, ein badiſcher Dragoner und zwei Studenten.

Der Dragoner war ſchwer graviert und ſollte am nächſten Morgen vor das Standgericht kommen. Am Abend zuvor ſah ich ihn im

Digitized by Google

Hofe vor dem Lazarett bei dem Untersuchungsrichter, einem Herrn von S., stehen. Dieser hatte ihn zu einer letzten Unterredung rufen lassen und gab ihm freundliche Worte; mich erinnerte die Unterhaltung an das Spiel der Katze mit der gefangnen Maus. Der Dragoner war ein hübscher Bursche von militärischer Haltung, er trug noch seinen Waffenrock, der ihm gut stand. Das Liebesmühen des Herrn Untersuchungsrichters schien ihn wenig zu rühren, er sah lächelnd vor sich nieder und schwieg. In der Nacht entkam er, wie er es machte, erfuhr ich nicht.

Nicht lange nachher gelang es den beiden Studenten zu entfliehen. Der eine war der nachmalige Publizist und Historiker Karl Hillebrand, der 1884 in Florenz starb, der andre ein ihm befreundeter junger Franzose, namens Roignon. Angeblich litten sie noch an einer mäßigen, in Heilung begriffenen Ruhr. Sie lagen in einem großen, stark mit Kranken belegten Saale des oberen Stocks im Hause Nr. 2 auf einem großen Strohsack nahe der Thüre, von wo sie nur wenige Schritte zum Abort zu gehen hatten. Der Unteroffizier, der die Aufsicht in dem Bau 2 führte, ein Badener, sagte mir, daß die beiden Studenten nachts viel auf den Abort liefen und den Schlaf ihrer Zimmergenossen störten. Zur Rede gestellt, entschuldigten sie ihr unruhiges Treiben mit ihrem Leiden und versprachen, sich fernerhin möglichst leise zu verhalten. Der Unteroffizier traute ihnen nicht und behauptete, sie trügen sich mit der Absicht, über die Mauer zu entfliehen.

Nach einer stürmischen Nacht begab ich mich, wie jeden Morgen, zu früher Stunde in das Fort. Unter dem Thore traf ich zwei badische Offiziere, sie hatten nachts Dienst in dem Fort gehabt und verließen es eben. Es waren frühere Feldwebel, die 1848 zu Offizieren befördert worden waren. Sie hielten mich an und teilten mir als neuestes mit, daß in der letzten Nacht zwei meiner Gefangenen — es waren die beiden Studenten — entwichen seien. Sie bezeugten mir ihre Teilnahme und meinten, die wiederholten Entweichungen aus meinem Lazarett müßten wir äußerst unangenehm sein. Diese Bemerkung ärgerte mich und ich war so unvorsichtig, ihnen zu erwidern, sie verwechselten ihre militärische Aufgabe mit meiner ärztlichen. Es sei ihre Sache, die Gefangenen zu bewachen, meine, sie zu kurieren. Es würde mich nicht betrüben, wenn meine Patienten samt und sonders in einer

Digitized by Google

Nacht davonliefen, ich gäbe den Herrn die Versicherung, von Stund' an wären die armen Teufel alle kuriert. — Die beiden gewesenen Feldwebel machten verblüffte Gesichter und empfahlen sich.

Im Lazarett bestätigte mir der Unteroffizier die Flucht der Studenten. Er meinte, sie hätten in ihrem großen Strohsack ein Seil verborgen gehabt und sich damit über die Mauer herabgelassen. Die dunkle, stürmische Nacht habe ihr Entkommen begünstigt. Vermutlich habe die Schildwache auf der Mauer Schutz vor dem Wetter gesucht und sich in eine sichere Ecke zurückgezogen. Diesen Umstand hätten sie geschickt benützt, es sei ja gewiß schon längst alles nötige für die Entweichung vorbereitet gewesen.

Ohne daß ich es ahnte, beschäftigte sich noch einer der im Lazarett aufgenommenen Gefangenen mit Fluchtversuchen, die mir teuer zu stehen gekommen wären, wenn man mich nicht rechtzeitig gewarnt hätte. Wären sie entdeckt worden oder geglückt, so wäre ich vermutlich selbst standrechtlich behandelt worden, denn man würde angenommen haben, daß ich sie begünstigt hätte. Der Gefangene war ein verkommener Student, den ich bei meinem Besuche in Freiburg 1842 auf der Rheinländerkneipe hatte kennen lernen. Er stammte aus guter Familie, war der Schwager eines angesehenen Herrn von altem Adel, die Rheinländer hatten ihn in das Korps aufgenommen, er stand aber wenig in Achtung und verkam. Die größte Schuld daran trug ein großes Familienstipendium, das ihm die Mittel zu einem flotten Leben gewährte. Dieses Stipendium hat nach der Bestimmung des Stifters einen doppelten Zweck: es soll dessen Nachkommen das Studieren erleichtern und wenn es an berechtigten Bewerbern fehlte, für die naturwissenschaftlichen Sammlungen der Freiburger Universität verwendet werden. Unser Student, ich nenne ihn M., nahm es mit dem Studium gründlich, er belegte zuerst einige Jahre lang sämtliche Collegien der Jurisprudenz, dann der Medizin, zuletzt der Philosophie, hätte sich auch noch als Theologe inskribiert, wenn dies angegangen wäre. Zu einem Examen brachte er es nicht. Die Revolution kam ihm gerade recht, er wurde Zivilkommissär, erhob Kontributionen, geriet nach Rastatt und wurde in die Kasematten gebracht.

Eines Tags meldete M. sich krank und ließ sich zu mir in das

Digitized by Google

Lazarett führen. Er war nicht krank, nur herabgekommen und erholte sich bald. Fast gleichzeitig mit ihm kam ein andrer verunglückter Student, den ich von Heidelberg her kannte; dieser war politisch nicht graviert und mit der Volkswehr nach Rastatt gekommen. Beide baten mich, sie im Lazarett zu behalten, und da ich Fouriere brauchte, ließ ich Betten für sie in meinem Ordinationszimmer im Bau 1 aufschlagen, so daß sie getrennt von dem großen Haufen schlafen konnten, erwies ihnen auch andre Dienste. M. sagte mir, daß er jedenfalls zu Zuchthausstrafe verurteilt werde, aber er verlasse sich auf seinen Schwager, durch dessen Verwendung hoffe er, zur Auswanderung nach Amerika begnadigt zu werden. Da er sicher darauf rechne, so warte er die Zukunft ruhig ab, sonst könnte er jeden Tag, wann es ihm beliebe, entkommen. Er belog mich, denn er hatte bereits einen mißlungenen Versuch dazu gemacht, wollte ihn auch nächstens erneuern. Sein Plan war klug erdacht und fußte darauf, wie ich meine Visite eingerichtet hatte. Ich ging immer zuerst in das Ordinationszimmer und legte hier meine Dienstmütze, den Degen und einen langen Offiziersmantel ab. Dann besorgte ich die Kranken im Bau 1 und danach die im Bau 2. Während ich nun in diesem Bau beschäftigt war, hatte er meine Dienstmütze aufgesetzt, den Degen angelegt, den Mantel umgethan und war in dieser Verkleidung unaufgehalten an der Hospitalwache vorüber gegangen. Er hätte auch die Thorwache des Forts unbeanstandet passiert, aber er sah zwei badische Offiziere, die ihn kannten, in das Fort eintreten und gegen ihn herankommen; da er fürchtete, von ihnen erkannt zu werden, kehrte er um und ging in das Lazarett zurück.

Diese Dinge hatte mir ein Gefangener verraten, Bürgermeister Sallinger von Rastatt, den man wegen Beteiligung am Aufstand in die Kasematten gesteckt hatte; das Oberhofgericht sprach ihn später als schuldlos frei; er ist als Bürgermeister seiner Vaterstadt in den achtziger Jahren gestorben. Er war leidend ins Lazarett gekommen und ich hatte ihm und einigen andern anständigen Leuten ein besondres Zimmer eingeräumt, auch sonstige Erleichterungen verschafft. Sallinger beriet sich mit seinen Zimmergenossen, ob sie mir das Geheimnis ihres Mitgefangenen, hinter das sie gekommen waren, verraten dürften;

Digitized by Google

sie beschlossen, es mir unter der Bedingung mitzuteilen, daß ich gegen M. davon schwiege. Sie waren einstimmig der Ansicht, daß sie mir mehr Rücksicht schuldeten, als ihrem Schicksalsgefährten, dessen übeln Leumund sie überdies kannten. Von diesem Tag an ließ ich den Mantel in der Stadt, und setzte, wenn ich in die zweite Abteilung ging, die Dienstmütze auf, schnallte auch den Degen um.

M. wurde wirklich, wie er vorausgesehen hatte, zu Zuchthausstrafe verurteilt und bald nachher, wie man damals sagte, „nach Amerika begnadigt." Es vergingen dreizehn Jahre; ich war Professor in Erlangen geworden, als ich von Freiburg i. Br. einen Brief von ihm erhielt folgenden Inhalts: „Lieber Freund, ich bin aus Amerika zurückgekehrt, aber die badische Regierung will nichts für mich thun. Ich muß mich deshalb an meine Freunde wenden. Schicke mir umgehend hundert Gulden!" Auf Antwort wartete er selbstverständlich vergebens.

Von Erlangen 1863 nach Freiburg berufen, wurde ich zwei Jahre später Prorektor der Universität. Eines Nachmittags, nach der Sprechstunde, trat M. bei mir ein. Ich erkannte ihn sofort, fragte aber kühl nach Namen und Begehr. Er trug mir nunmehr ein Gesuch vor und bat um meine Vermittlung als Prorektor. Er habe, wie ich wisse, Anspruch auf das B.sche Familienstipendium und wolle aufs neue studieren, die Stiftungskommission aber verweigere es ihm. Er begreife dies um so weniger, als er der Universität ein wertvolles Geschenk für die zoologische Sammlung gemacht habe. Ich versagte ihm meine Hilfe. Er hat sie vermutlich auch nicht erwartet, es war ihm um etwas Andres zu thun. Er holte ein Bändchen „Erinnerungen aus der Revolution 1849" aus der Tasche und bat mich, es ihm abzunehmen. Ich zahlte ihm den verlangten Gulden, worauf er ging. Abends blätterte ich in dem traurigen Machwerk. Er rühmte darin sein edles Herz. Es wäre ihm in Rastatt leicht gewesen, aus der Festung zu entweichen, aber er habe es nicht gethan, um einen ungenannten Wohlthäter nicht in Schaden zu bringen. Am nächsten Tag begegnete ich dem Kustos der zoologischen Sammlung, Professor Fischer, und erkundigte mich, was für ein wertvolles Geschenk M. ihr gemacht habe. Er lachte, es bestand in dem Balg eines ganz gemeinen Storchs.

Digitized by Google

Weitere Erlebniſſe in Raſtatt.

Menſchen der verſchiedenſten Art, von feinſter Bildung und gröbſter Roheit, Idealiſten und gemeine Lumpen, Biedermänner und Halunken hatte das Jahr 1849 in den Kaſematten Raſtatts zuſammengeführt. Die meiſten beklagten und verwünſchten ihr Schickſal, einige nahmen es mit Leichtſinn oder ſtumpfer Ergebung hin. Einen merkwürdigen Gegenſatz boten zwei Bauernknechte.

Der eine war ein ſtarkgebauter Menſch aus der Rheinpfalz, den ſeine aufſtändiſchen Landsleute gezwungen hatten, mit ins Feld zu ziehen, er war nach Raſtatt geraten und wußte nicht wie. Als ich eines Tags in die Kaſematten des Forts A gerufen wurde, fand ich den Unglücklichen auf Stroh an der Wand liegend, in voller Verzweiflung; er fluchte der Revolution und den Freiſchärlern, die ihn zeitlebens ins Elend gebracht hätten. Der arme Kerl war auf dem feuchten Boden der Kaſematten lahm an den Beinen geworden; ſeine Mitgefangnen mieden ihn ſcheu. — Der andre Burſche, aus der Gegend von Buchen im badiſchen Bauland, ein ſchwächlicher, blaſſer Menſch, ſah aus wie ein Knabe, obwohl er mindeſtens 18 Jahre zählte; er war mit der Volkswehr nach Raſtatt gekommen. Seit einigen Tagen befand er ſich wegen Unwohlſeins im Lazarett, doch war er bereits wieder hergeſtellt, als eines Morgens die Ordonnanz aus der Stadt mit der Liſte der Leute kam, die aus der Gefangenſchaft entlaſſen wurden und frei heimkehren durften. Darunter befand auch er ſich. Ich ließ ihn zu mir ins Ordinationszimmer holen und verkündete ihm ſein Glück, aber, ſtatt in Jubel auszubrechen, wie die meiſten Entlaſſenen, ſah

er ſtumm und traurig drein. Als ich ihn nunmehr aufforderte, der Ordonnanz ſich anzuſchließen, um das Fort zu verlaſſen, bat er mich ſchüchtern, ihn lieber in die Kaſematten zurück zu ſchicken. Ich traute meinen Ohren nicht, und die Umſtehenden waren außer ſich über den einfältigen Menſchen. Er dauerte mich und ich fragte ihn, warum er nicht vorziehe, zu den Seinigen heimzukehren? Da ſtellte es ſich heraus, daß er keine beſaß, weder Eltern noch Geſchwiſter, noch irgend welche Verwandte. Er war ſeit frühſter Kindheit Waiſe, mittellos unter dem Vieh der Bauern aufgewachſen, hatte nie ein liebreiches Wort und nie ſatt zu eſſen bekommen. In den Kaſematten waren ihm die Mitgefangenen freundlich begegnet, der arme Burſche war endlich ſatt geworden, darum wäre er lieber geblieben. Er beſaß keinen Heller Reiſegeld, ich gab ihm etwas Münze mit auf den Weg, betrübt ſchritt er hinter dem Unteroffizier aus der Thüre.

Einen allezeit guten Humor bewahrte „ein luſtiger Muſikante“ vom Main, Philipp Reuter von Wertheim, obwohl das Damoklesſchwert des Standrechts über ihm hing. Weniger der Freiſinn, als der Leichtſinn hatte ihn zu den Aufſtändiſchen geführt. Er war Kameralpraktikant in Donaueſchingen geweſen. Wie Fickler erzählt, war er als ausgezeichneter Muſiker am Hofe des Fürſten von Fürſtenberg, einem großen Muſikfreunde, geſchätzt und als ein ſtets aufgeräumter Geſellſchafter in den Kreiſen der kleinen Reſidenzſtadt gerne geſehen geweſen. Mit dem Ausbruch der Revolution kam er als Kriegskommiſſär zum Heer und zuletzt als Proviantmeiſter nach Raſtatt. Kurz vor der Uebergabe der Feſtung hatte er ſich eine grobe Ungebühr zu Schulden kommen laſſen, die ihn das Leben koſten konnte. In dem Militärſpital hatte es an Weißzeug gefehlt, ſtark angeheitert requirierte er es in dem Hauſe des geflüchteten Bankiers Meyer und bedrohte Frau Meyer mit gewaltſamem Vorgehen. Wegen einer leichten Ruhr befand er ſich jetzt, nahezu hergeſtellt, im Lazarett. Als ich ihn zum erſtenmal bei der Morgenviſite ſah, war er gerade beſchäftigt, in nachläſſiger Toilette mit einem großen Fliegenwedel die läſtigen Stubengäſte an den Wänden zu verfolgen, und rief, zum Ergötzen ſeiner Stubenkameraden, grimmig: „Tod den Tyrannen! Tyrannenblut muß fließen!“

Digitized by Google

Ein hochgewachsener Mensch in den Dreißigen, trug Reuter langes, dunkles Haupthaar, die Züge seines länglich geschnittenen Gesichtes atmeten sorglose Jovialität. Er war wirklich noch nicht ganz wiedergenesen und rückte, nachdem ich ihn einige Tage behandelt, vor den Zimmergenossen mit der Bitte gegen mich heraus, ich möchte ihm nächstens, wenn der Untersuchungsrichter sich bei mir nach seiner Gesundheit erkundige, bezeugen, daß er noch nicht kräftig genug sei, vor dem Standgerichte zu erscheinen. Er wisse, seine Akten für das Standgericht seien nahezu abgeschlossen, er wünsche aber, daß der Termin zu seiner Aburteilung noch etwa 14 Tage hinausgeschoben werde, je länger desto besser. Die Richter müßten doch endlich des Erschießens müde werden, er hoffe dann eher mit dem Leben davon zu kommen. Das Zuchthaus sei zwar kein „Pläsier", aber besser, als der Tod im Wallgraben. In der That gelang es, den Untersuchungsrichter zu überzeugen, daß Reuter für das Standgericht noch nicht hinreichend hergestellt sei.

Am 15. Oktober teilte mir mein Patient mit, daß er am nächsten Vormittag vor die Richter geführt werde. Er dankte mir für alle erwiesene Güte und war voll Zuversicht, es lasse sich auch in Bruchsal leben und er hoffe auf baldige Begnadigung nach Amerika.

Bisher hatte ich weder Zeit noch Lust gehabt, den Sitzungen des Standgerichts anzuwohnen, diesmal aber trieb es mich, hinzugehen. Ich wollte den lustigen Musikanten die Rolle eines Tragikers spielen sehen. In der That war es ein merkwürdiges Schauspiel, dem ich anwohnte, Philipp Reuter verdiente Bewunderung. Bescheiden, ein bleicher, leidender, mitleidswerter Mann saß er, leicht vorn übergebeugt, auf der Anklagebank. Er konnte seine Angst nicht ganz verbergen, obwohl er sich alle Mühe gab, die Miene des Gerechten und Tugendhaften, den das Unglück verfolgt, zu bewahren; er lauschte aufmerksam auf die Worte des Anklägers, der Zeugen und des Verteidigers, keines entging ihm. Die Aussagen der Zeugen warfen mitunter Streiflichter auf die Amtsführung des Herrn Proviantmeisters, die eine allgemeine Heiterkeit entfesselten, aber er blieb ruhig und gelassen. Erst als zuletzt der kritische Zeitpunkt gekommen war, wo Bankier Meyer an Stelle seiner Frau aussagte, trat seine innere Erregung und ängstliche Spannung unverkennbar zu Tage, aber bald

Digitized by Google

atmete er erleichtert auf, der Zeuge wollte ihn offenbar nicht verderben, ſeine Mitteilungen lauteten weniger belaſtend, als er hatte fürchten müſſen.

Zuletzt ergriff Reuter ſelbſt das Wort zu ſeiner Verteidigung. Er ſtotterte, wie der große Demoſthenes, und der Sprachfehler geriet ihm zum Vorteil, er machte ihn mitleidswerter. Aber das Stottern verlor ſich, als der Redner ins Feuer geriet, die gebeugte Geſtalt ſtreckte ſich mehr und mehr in die Höhe. Faſt achtunggebietend ſtand er vor den Richtern, ein pflichtgetreuer, edler Proviantmeiſter, der für ſeine kranken, nackten Soldaten Leib- und Bettwäſche ſuchte, und ſich im Uebereifer zwar zu hitzigen Schritten hinreißen ließ, aber ein Räuber und Erpreſſer war er nicht. Erſchöpft ſank er auf ſeinen Stuhl nieder. Man war verſucht, ihm Beifall zu klatſchen. — Die Richter diktierten ihm 10 Jahre Zuchthaus. Er verbüßte nur einen Teil dieſer Strafe wirklich, man verwendete ſich für ihn, und jenſeits des Meeres erfreute ſein ſchönes Spiel nicht lange nachher die Bewohner des neuen Weltteils.

Ein andrer Standrechtskandidat in den Räumen des Notlazaretts war ein Sachſe, Namens Peters. Er lag, von mäßiger Ruhr befallen, Tag und Nacht zu Bette, ſah elend aus und tief gedrückt. Was er begangen hatte, erfuhr ich erſt ſpäter. Er war Litterat und hatte ſich bei dem Ausfall nach Niederbühl und dem Anzünden dieſes vor den Thoren Raſtatts gelegenen Dörfchens ſo hervorgethan, daß ihm das Todesurteil gewiß war. Eines Tags fand ich bei der Morgenviſite ſein Bett leer. Zwei Soldaten waren gekommen und hatten ihn, ohne zuvor bei mir anzufragen, herausgeholt und in die Stadt vor den Unterſuchungsrichter geführt. Dieſes Vorgehen empörte mich, ich machte augenblicklich eine Eingabe, beſchwerte mich und erhielt von da an zugeſtanden, daß man meine Kranken nicht mehr, ohne vorher mein Gutachten einverlangt zu haben, in die Stadt holte. Man richtete jetzt im Lazarett ſelbſt ein Verhörzimmer ein.

Am folgenden Morgen wünſchte Peters mich unter vier Augen zu ſprechen. Ich ſchlug ihm die Bitte mit dem Bemerken ab, ich gewähre keine geheimen Unterredungen, werde aber, meinen ärztlichen Pflichten getreu, für ihn thun, was ich könne.

Nachdem die Sache dieſes ſchwer Gravierten ſchließlich ſpruch-

Digitized by Google

reif geworden war, ließ mich eines abends der Unterſuchungsrichter, Herr von S., in das Verhörzimmer bitten. Er ſaß an einem langen, mit Akten belegten Tiſche, mir zugekehrt, neben ihm ein Schreiber, hinter ihm ſtand in der Ecke des Zimmers Peters. Der Richter ſtellte mir die Frage, ob „Herr Peters“ nunmehr ſo weit hergeſtellt ſei, daß er vor dem Gericht erſcheinen könne. Der arme Menſch in der Ecke warf mir flehende Blicke zu und rang die Hände. Ich verſtand ihn und erklärte, Herr Peters befinde ſich weſentlich beſſer, ſeine Kräfte aber ließen noch viel zu wünſchen übrig. Ich fürchte, daß ſeine Schwäche vor dem Gerichte zu Ohnmachten führe, auch ſei es nicht ausgeſchloſſen, daß ſein kaum beſeitigtes Leiden unangenehme Szenen veranlaſſe. Meine Worte waren für den Standrechtskandidaten wie Oſtergeläute, er begleitete ſie mit eifrigem Zunicken und Winken. Der Richter lächelte und ſchloß die Sitzung. Ich bin überzeugt, mein Gutachten kam auch ihm erwünſcht. Wir waren ſchon tief im Oktober, das Standgericht hatte der „blutigen Exempel“ gerade genug ſtatuiert und wurde bald nachher aufgelöſt. — Peters entging ſo dem Tode. Er kam nicht mehr vor das Standgericht und verbüßte ſeine Strafe im Zuchthauſe.

Lange Jahre nachher, ich war in Straßburg Profeſſor, las ich in der Zeitung den Tod des Schriftſtellers Peters in Leipzig. Er habe, wurde dazu bemerkt, 1849 politiſch ſchwer belaſtet, in den Raſtatter Kaſematten gelegen und ſei nur durch einen menſchenfreundlichen badiſchen Militärarzt dem Tode durch Pulver und Blei entgangen. Es war die Wahrheit, aber ich vermute, daß der Herr Unterſuchungsrichter auch einigen Anteil an dieſem Verdienſte hatte.

Ein preußiſcher Lieutenant, v. Bernigau aus Köln, flößte mir von den Kranken im Lazarette die größte Teilnahme ein. Er hatte zuletzt zu Mühlhauſen in Thüringen in Garniſon geſtanden. Einer ſeiner geweſenen Kameraden war zu dem Raſtatter Kriegsgericht kommandiert. ich ſuchte ihn im Intereſſe meines Kranken auf und hörte, daß er bis zu ſeinem Abgang vom Regiment geachtet und beliebt geweſen ſei. Er hatte, von der politiſchen Bewegung hingeriſſen, ſeinen Abſchied genommen und ſich der proviſoriſchen Regierung in Baden zur Verfügung geſtellt. Sie hatte ihm die Führung eines Bataillons

Digitized by Google

übertragen, an dessen Spitze er gegen die Bundestruppen an der Bergstraße focht. Die Zuchtlosigkeit seiner Soldaten veranlaßte ihn, den Befehl niederzulegen. Er fühlte sich krank, blieb unbegreiflicherweise in Heidelberg, obwohl die Preußen einrückten; von der Größe seines Vergehens gegen die Militärgesetze scheint der Unglückliche keinen Begriff gehabt zu haben. Man brachte ihn nach Rastatt in die Kasematten, von wo er in das Lazarett kam. Das Standgericht hatte ihn bereits am 25. August zum Tode verurteilt, seinen Spruch jedoch nach Berlin zur Bestätigung geschickt, obwohl das Gesetz bestimmte, daß die standrechtlichen Urteile innerhalb der ersten 24 Stunden vollstreckt werden müßten. Erst acht Wochen nachher wurde das Urteil vollzogen. Ich hatte dem liebens- und bedauernswerten Manne das einzige mit nur einem Bette versehene Zimmer, worüber das Lazarett verfügte, eingeräumt. Alle die Seelenqualen, die Victor Hugo in: „Les derniers jours d'un condamné" mit Meisterschaft geschildert hat, sah ich den Unglücklichen erdulden. Als ich am 20. Oktober morgens in das Ordinationszimmer trat, überbrachte man mir den letzten Gruß des Verurteilten, am Abend spät war die Bestätigung des Richterspruchs von Berlin eingetroffen; vor Tagesgrauen hatte man ihm das Urteil verlesen, festen Schrittes war er zum Tode gegangen.

Man wird es begreiflich finden, daß ich des Rastatter Aufenthalts und des Militärdienstes überhaupt von Woche zu Woche müder wurde. Auch wurde infolge der wachsenden Strenge des Festungs-Kommandanten der Lazarettdienst immer unangenehmer und zuletzt lebensgefährlich.

Manche Erleichterungen, die Major v. Weltzien gewissen Gefangenen zugestanden hatte, entzog ihnen sein Nachfolger. Dem Bürgermeister Sallinger z. B, der am Magen litt, wurde die Erlaubnis genommen, seine Kost von Hause zu beziehen.

Als ich eines Morgens zur Visite kam, klagten mir die Kranken, sie hätten die ganze Nacht ohne Wasser zubringen und Durst leiden müssen, die preußische Wache hätte am Abend niemand mehr aus dem Hause gelassen, um Wasser zu holen. Ich suchte den wachhabenden Unteroffizier auf, um Auskunft zu verlangen. Er saß in der Stube auf der Bank, rauchte, blieb sitzen und starrte mich unverschämt an.

Digitized by Google

Für diesen Menschen war jeder Badner, ob er Epauletten trug oder nicht, ein Freischärler. Zuerst forderte ich ihn auf, sich augenblicklich vor mir zu erheben, widrigenfalls ich meinen Epauletten Achtung verschaffen würde. Jetzt erhob er sich und erteilte mir in geziemender Haltung den verlangten Bescheid. Um jede Entweichung zu verhüten, war strenger Befehl ergangen, daß mit einbrechender Dunkelheit niemand mehr aus dem Lazarett herausdürfe. Der Kommandant hatte es nicht für nötig erachtet, den Aerzten Anzeige davon machen zu lassen. Man behalf sich von jetzt an damit, daß man vor Sonnenuntergang hinreichende Mengen Wassers ins Lazarett schaffte.

Ein unglaublicher Befehl erschien an dem Tage, wo ich meinen Dienst in Rastatt andern Händen übergab. Ich war Mitte Oktober um Entlassung aus der Armee eingekommen und erhielt zu Ende des Monats zunächst einen Urlaub. Oberarzt Neck war mein Nachfolger in dem Notlazarett. Wir gingen abends, nachdem ich ihn darin umhergeführt, zusammen in ein Speisehaus, wo wir mit zwei badischen Offizieren zusammentrafen. Sie erzählten uns von einem eben erschienenen Befehle des Kommandanten, wonach sich von nun an in dem Lazarette niemand mehr an den Fenstern zeigen dürfe, widrigenfalls die Wache scharf hinein schießen werde. Es seien Verhöhnungen der Wachtmannschaft vorgekommen, dem müsse ein Ende gemacht werden. Uns Aerzten war keine Mitteilung des Ukas zugegangen, der Kommandant hielt derlei Rücksichten für unnötig. Die Offiziere fragten, was wir darauf thun würden? Ich hatte mit der Sache nichts mehr zu schaffen und die Erlaubnis, schon am andern Morgen Rastatt zu verlassen. Neck, offenbar sehr überrascht und nicht gleich zu ruhiger Ueberlegung fähig, erklärte mit elegischem Heroismus: „Sterb' ich, so sterb' ich im Dienste!" Wir zuckten die Achseln und meinten, es wäre klüger, gegen den Befehl sofort Vorstellungen einzulegen. Neck schien am andern Morgen diese Unterhaltung vergessen zu haben. Er mußte die Mandeln eines Kranken untersuchen, setzte ihn des besseren Lichts halber ans Fenster und schickte sich eben an, ihm die Zunge mit dem Spatel niederzudrücken, als ihm eine Kugel am Ohr vorbeipfiff und in die Zimmerdecke einschlug. Jetzt eilte er zum Kommandanten und erwirkte Rücknahme des Befehls.

Digitized by Google

Als ich mich in Karlsruhe bei dem Generalstabsarzte Meier abmeldete, erzählte mir der alte Herr sehr erregt, er habe am letzten Sonntag in Rastatt bei der Parade einen unangenehmen Auftritt mit dem Herrn Festungskommandanten gehabt. Dieser habe die badischen Militärärzte beschuldigt, sie unterstützten das Entweichen der Gefangenen. Was ich darüber wisse? Meine Antwort lautete: mir sei davon nichts bekannt, er möge aber den Herrn Kommandanten bitten, die badischen Militärärzte nicht geradezu für vogelfrei zu erklären.

Am 27. Dezember erhielt ich den erbetenen Abschied, nachdem ich vorher, am 16. Dezember, die Großherzoglich badische Felddienstmedaille für treuen Dienst im Krieg erhalten hatte.

Digitized by Google

Neuntes Buch.

In Kandern.

Wollt Ihr werben beim Glück um Gunſt,
Lernet die edle Schmiedekunſt,
Schwinget den Hammer mit großem Fleiß,
Formet das Eiſen, ſo lang es heiß,
Und verbrennt Ihr die Finger dabei,
Machet nicht gleich ein groß Geſchrei!

itized by Google

Kandern.

Bald nachdem ich die Armee verlassen hatte, speiste ich eines Tags an der Tafel des Badischen Hofs in Baden-Baden und kam einem biederen Ehepaar gegenüber zu sitzen, das aus Holland den Rhein heraufgefahren war, um sich ein wenig in der Welt umzusehen. Einige Schüsseln, die der Kellner auftrug, waren den guten Leuten fremd und der Gatte that sein Möglichstes, die teuere Ehehälfte über die Natur der unbekannten Gerichte zu belehren. „Was sind das für Fische?" fragte er, als ihm Forellen gereicht wurden. „Forellen, mein Herr!" Er fand sie gut und erklärte der Gattin: „Die Forelle ist ein Fisch, den wir in Holland nicht kennen, aber es ist doch ein guter Fisch!" — Es kamen Artischocken. „Was ist das für ein Gemüse?" — „Es sind Artischocken." — Mit Messer und Gabel machte er sich daran, die äußeren stacheligen Blättchen zu zerteilen, brachte wirklich ein Stück davon in den Mund und zerstach sich die Zunge. Darauf legte er die Gabel nieder und belehrte die Gattin, die abwartend zugeschaut hatte: „Artischocken sind ein italienisches Gemüse, nicht angenehm, aber interessant zu essen."

Die Szene gemahnte mich an meine militärischen Erfahrungen. Ich hatte Stacheln im Heerdienst gefunden, doch Interessantes erlebt. Ohne mich zu grämen, hatte ich den Degen abgelegt, meinen Schiffhut verwahrte ich als kostbare Reliquie einer glänzenden Vergangenheit in sicherem Schrein, und bewegte mich wieder in bürgerlichem Gewand, das mich weniger schön, aber bequemer kleidete.

An der Schlei und der Eider hatte ich oft sehnsüchtig der herr-

Digitized by Google

lichen Landschaft in der badischen Heimat oben bei Basel gedacht, wo der Rheinstrom nach dem Norden sich wendet und Wiese und Kander, die munteren Töchter des Schwarzwalds, sich mit ihm vermählen. Der gesegnete Winkel umschließt die Aemter Lörrach, Schopfheim und Müllheim, den südlichsten Teil der altbadischen oberen Markgrafschaft, das Heimatland Hebels, verklärt von dem Schimmer der Poesie. Ein Volk alemannischen Stammes, regen und betriebsamen Geistes, bewohnt die schönen Gauen.

Ein Jahr war gerade verflossen, seit ich mich in dem Städtchen Kandern von dem Bataillon Holtz, mit dem ich innig verbunden gewesen, verabschiedet hatte, um nach den nordischen Marken aufzubrechen. Inzwischen war einer der beiden Aerzte, die in Kandern praktiziert hatten, weggezogen, man gedachte meiner und forderte mich auf, die Stelle des Abgegangenen einzunehmen. In den ersten Tagen des März folgte ich dem willkommenen Rufe. Es gelang mir rasch, Vertrauen und Praxis zu erwerben. Mit rührender Geduld hatte meine Braut des Bräutigams, des fahrenden Doktors, geharrt, jetzt war der feste Boden gefunden, worauf ich den eigenen Herd errichten konnte. Im August wollte ich mein geliebtes Weib heimführen, da starb plötzlich mein Vater, wir mußten die Hochzeit verschieben, bis der Herbst ins Land zog.

Auf das brausende Epos der Revolution mit dem tragischen Abschluß hinter den Mauern Rastatts folgte ein friedliches Idyll häuslichen Glücks. Meine ärztliche Thätigkeit gewährte mir volle Befriedigung und ein mehr als ausreichendes Einkommen. Ein erstgebornes Töchterchen, natürlich ein Wunderkind, lachte den glückseligen Eltern im zweiten Jahre des Kanderer Aufenthalts, aus der Wiege entgegen. Kein Wunder ist größer, kein Schauspiel entzückender, als die Entwicklung einer Menschenseele.

Eine Sache war freilich schlimm bestellt in Kandern. Die gesellschaftlichen Verhältnisse waren greulich zerrüttet, die Bürgerschaft tief gespalten, selbst in dem Schoße der Familien hauste die Zwietracht. In den kleinen Gemeinden des Großherzogtums hatte die Revolution den bürgerlichen und häuslichen Frieden noch tiefer untergraben, als in den großen. In den Landstädten wohnten die Leute zu nahe bei-

Digitized by Google

ſammen, die ſteten Berührungen wurden zur dauernden Reibung, die politiſche Gegnerſchaft zur Todfeindſchaft. Die nächſten Verwandten haßten ſich oft am grimmigſten. Seit der Aufſtand niedergeſchlagen war, hatte ſich die Stellung der Parteien von Grund aus verändert. Die oben geweſen, lagen jetzt unten, beſiegt, ſchwer getroffen, unzählige Hochverratsprozeſſe gingen den unbarmherzigen Gang des Geſetzes.

Ein furchtbarer Abend iſt mir unvergeßlich. Einer der angeſehenſten Männer, das Haupt der unterlegenen Partei, der Bürgermeiſter der Stadt, war, des Hochverrats angeklagt, in die Schweiz entflohen. Die mit den Kindern zurückgebliebene Gattin, eine treffliche Frau, hatte mich zum Arzte genommen. Der Entflohene, ſchwer leidend, kehrte zurück. Nach einigen Tagen kamen die Gendarmen, das Hofgericht hatte ſein Urteil geſprochen, er ſollte aus den Armen von Frau und Kindern in das Zuchthaus abgeholt werden. Ich wurde hinzugerufen und mußte die bittere Verzweiflung der Familie mit durchmachen, der Mann, der das höchſte Ehrenamt der Gemeinde begleitet hatte, wurde jetzt ſchimpflich in das Zuchthaus abgeführt!

Die erſten Jahre nach der Revolution waren im ganzen Lande ſchrecklich. Allmählich glätteten ſich die Wogen. Unter dem milden Szepter des Fürſten, dem heute ganz Deutſchland Liebe und Verehrung zollt, kamen wieder beſſere Tage, es wurde vergeben und vergeſſen. Auch dem Hochverräter von 1849 iſt noch ein ſchöner Lebensabend geworden, ſeinen Mitbürgern ward es vergönnt, ihn nochmals an die Spitze ihres Gemeinweſens zu ſtellen.

Ungefähr zu derſelben Zeit, wie ich, war ein junger Geiſtlicher, Hermann Strübe aus Schopfheim, als Vikar nach Kandern gekommen, ein kluger, klarer Kopf, ein warmes, heitres Herz, ohne die Voreingenommenheit vieler ſeiner Amtsbrüder; ein ausgezeichneter Kanzelredner und trefflicher Prediger chriſtlicher Liebe und Verſöhnung. Seiner Jugend ungeachtet ſchenkten ihm bald beide Parteien Vertrauen. Die düſtere Stimmung im Städtchen hellte ſich auf, das geſellſchaftliche Leben geſtaltete ſich freundlicher. Mir wurde der gleichaltrige Mann ein treuer Freund und iſt einer der wenigen aus der Jugend, die mir der Schnitter, der uns alle mäht, übrig gelaſſen hat.

Land und Leute.

Hinter Kandern erhebt sich in üppigem Waldschmuck einer der schönsten Schwarzwaldberge, der Hochblauen. Aus dem quellenreichen Urgestein seiner südlichen Abhänge entspringt der Kanderbach und eilt in starkem Gefälle von Marzell und Vogelbach herab nach Kandern. Er tritt hier in das Hügelland, das dem Schwarzwalde vorgelagert an den Rhein sich erstreckt, und mündet bei Eimeldingen in dessen Flut. Unweit davon, eine Meile nordwärts, steigt an dem Rheinstrom steil empor der Isteiner Klotz, ein Korallenstock aus der Zeit der Jurabildung. Zu den Burgtrümmern seiner Höhe führt ein romantischer Fußpfad, teilweise eingehauen in die Felswand, oben reicht der Blick weithin über das Rheinthal zu den Vogesen des Oberelsaß und der Jurakette der Schweiz.

Milder, als auf den Schwarzwaldbergen, wehen die Lüfte auf den Vorlandhügeln. Prächtige Nußbäume zieren die Wege zwischen den sauberen Dörfern, Weizen und Wein trägt der fruchtbare Boden.

Meine Praxis umfaßte das Gebiet vom Hochblauen bis zum Isteiner Klotz. Zu Fuß, zu Pferd und im leichten Wagen besuchte ich die zahlreichen Ortschaften. Liebliche Landschaftsbilder entzückten mich in den Thälern, großartige Panoramen auf den Höhen. Zwei der schönsten Aussichtspunkte winken ganz in der Nähe des Städtchens: das vielgepriesene Bürgeln, weit vorspringend am Blauen mit der alten Propstei der gefürsteten Abtei St. Blasien, und der Turm der Ruine Sausenburg, der einsam hervorragt aus der dichtbewaldeten grünen Bergwand.

Digitized by Google

In besonderer Erinnerung blieb mir ein Ritt, den ich in meinem Berufe nach Endenburg ausführte, einem hochgelegenen Dörfchen im Amte Schopfheim. Ein Gewitter war niedergegangen, in köstlicher Luft nahm ich meinen Weg durch den Wald zur Scheideck hinauf, wo General von Gagern am 20. April 1848 den Tod gefunden hatte. Dort biegt die Straße nach Endenburg ab. Wo sie aus dem Walde tritt, öffnet sich eine weite Aussicht südwärts gegen die Schweiz. Plötzlich, wie durch Zaubermacht, lag in kristallener Klarheit die ganze Kette der Schweizer Hochalpen vor mir; sie erschienen so nahe, als könnte man Steine auf die Schneefelder werfen. Ueberrascht hielt ich mein Pferd an und blickte bewundernd nach der nahe gerückten Ferne. Am Wegrain saß ein alter, in schwerer Arbeit ergrauter Bauer und betrachtete, in Andacht versunken, das herrliche Bild. Unerwartet wandte er sich an mich; das Herz war ihm aufgegangen, er mußte seine Gefühle aussprechen. „O! wie groß und schön," redete er mich an, „sind die Werke der Schöpfung!" „Ja!" wiederholte ich seine Worte, „sie sind groß und schön!" grüßte und ritt nachdenkend weiter. — Es wird behauptet, der Sinn für landschaftliche Schönheit sei das Erzeugnis unserer modernen, hochfeinen Bildung, die Worte des armen Bäuerleins beweisen, daß die neuzeitliche Kultur ihn nicht erzeugt, sondern nur geschärft haben kann.

Die Bewohner des Hochblauen hießen in Kandern die „Wälder" (Schwarzwälder) zum Unterschiede von denen des Hügellandes zwischen Kandern und dem Rheine. Obwohl sie eines Stammes und eines Bekenntnisses, des evangelischen, sind, und die Weiber die gleichen Flügelhauben und „Fürtücher" (Brusttücher) tragen, waren sie doch damals ungleich in Gesittung, der Wälder stand tief unter dem Markgräfler der Vorhügel. Wie dies seither geworden ist, vermag ich nicht zu sagen. Die auffallende Verschiedenheit mochte ihren Grund teils in der größeren Abgeschlossenheit der Gebirgsorte, teils und mehr noch in deren rauherem Klima haben. Der Wald und die Viehzucht brachten dem Wälder die Mittel zum Unterhalt des Lebens, die sonnigen Hänge der Vorhügel spendeten den Bewohnern des Tieflandes Weizen und Wein. Lebensweise und Lebensgenuß gestalteten sich für jene anders, als für diese.

Digitized by Google

Schon die verschiedene Art, wie die Leute dort und hier wohnten und ihre Wohnräume beleuchteten, mußte bei der langen Dauer der Winternächte und des Winters überhaupt einen verschiedenen Einfluß auf die Gesittung üben. Die Dörfer des Hügellandes hatten nur ziegelgedeckte Häuser aus Stein oder Fachwerk mit lichten, getünchten Stuben, worin das Talglicht und die Oellampe Eingang gefunden hatten; das Petroleum diente damals noch nicht zur Beleuchtung. Das ruhige Licht gestattete den Familien an den Winterabenden höhere geistige Unterhaltung durch Lesen von Druckschriften. Anders in den Bergen. Hier herrschte noch das flackernde Licht der billigen, stark rußenden Lichtspäne, die der Wälder selbst aus dem Holze seiner Fichten und Tannen an der Schnitzbank schnitzte. Vom Ruße geschwärzt, glänzten die Wände der Stuben in den geschindelten, strohbedeckten Hütten. Das unruhige Licht taugte nicht zum Lesen. Brach der frühe Abend herein, so sammelte sich die Familie in der dunkeln Stube und bald flammte der entzündete Holzspan. Der Bauer streckte sich gähnend auf die warme Bank am riesigen Kachelofen, Frau und Tochter, beim Hofbauern auch die Magd, spannen den selbstgezogenen Hanf und Flachs, die Söhne unterhielten die Flamme der Späne, gingen ab und zu, besorgten den Stall und zogen aus zum Licht- oder Kiltgang.

Den Landmann treibt auch im Winter die Sorge um das Vieh frühe vom Lager, es heischt sein Futter lange bevor die Sonne sich erhebt. Für den Doktor, den sein Beruf erst spät abends das Bett hatte aufsuchen lassen, kam namentlich der Wälder allzu frühe von den Bergen herab, um ein Rezept, vielleicht den Doktor selbst zu holen. Schon um 4 Uhr läutete er nicht selten an der Hausglocke. Mit diätetischem Rat und milder Arznei war ihm nicht gedient, er verlangte starke Tränke in großen „Gutteren" (Flaschen), oder Latwergen und Pulver, die tüchtig „obsi" und „nidsi" wirkten, d. h. nach oben und unten „trieben", auch Aderlässe, Schröpfköpfe, Blutegel, die das dicke, schwarze Blut aus den Adern nähmen. Guter „Brenz" (Branntwein) zur Stärkung der „Lebensgeister" war ihm stets besonders willkommen.

Bei dem Wälder stand die „heilsame Dreckapotheke" des gelehrten Paullini von 1696, oder richtiger der Unrat, den er empfahl, noch in großem Ansehen. Ein Dorfschmied im Gebirge verordnete einem

Digitized by Google

Kranken mit Darmverſchlingung und Miſerere nach dem Grundſatze Hahnemanns: „similia similibus“ (Aehnliches durch Aehnliches), eine Abkochung von Roßäpfeln (stercus equinum), aber nicht in homöopathiſcher, ſondern in allopathiſcher Gabe, gläſerweiſe zu nehmen! Und der ſchauderhafte Trank wurde getrunken.

Derlei Roheiten kamen im Tieflande nicht mehr vor. Das Volk beſaß gutes Urteil und war verſtändiger Belehrung und diätetiſchen Verordnungen zugänglich. Aus dem ärztlichen Berater wurde leicht ein geſchätzter Hausfreund. Man mußte ſich aber in der gaſtfreien, rebengeſegneten Markgrafſchaft hüten, bei jedem Beſuche das vorgeſetzte Krüglein zu leeren. Kaum war man ins Haus getreten, ſo wurden in der Regel Kanderer Bretzeln, ein gefüllter Weinkrug und Gläſer aufgetiſcht. Die Bretzelchen, kleine, knuſprige Laugenbretzelchen, ſind heute in ganz Deutſchland als Freiburger bekannt und beliebt; das Gebäck iſt eine Kanderer Erfindung und war damals kaum über das Gebiet der oberen Markgrafſchaft hinaus bekannt. Später kamen ſie, durch einen ſpekulativen Freiburger Bäcker, allgemach bis nach Norddeutſchland, ſie werden jedoch weit ſtärker geſalzen, als früher, und dienen in den Bierwirtſchaften hauptſächlich dazu, den Gaumen der Gäſte durſtig zu ſtimmen und zum Trinken zu reizen. — Beim erſten Beſuche eines Kranken durfte ich den Willkommtrunk nicht abſchlagen, es wäre mir, namentlich bei minder wohlhabenden Leuten, die nur über ſaueren Wein geboten, als Beleidigung angeſehen worden; hatte ich aber Beſcheid gethan, ſo bat ich, mir bei den folgenden Beſuchen nur dann Wein vorzuſetzen, wenn ich ſeiner zu meiner Erfriſchung bedürfe. So vermied ich eine in der Markgrafſchaft und den Weinländern überhaupt gefährliche Klippe für Aerzte.

Von den Rebſorten, die dort gepflanzt werden, ſind es hauptſächlich die verſchiedenen Arten der „Gutedel“, deren Trauben den Wein liefern, der als „Markgräfler“ geſchätzt iſt. Seine Blume iſt mild und ſchwach, ſein Gehalt an Alkohol gering, er erhitzt wenig, iſt mäßig genoſſen ein angenehm erheiterndes, ungefährliches Getränke, auch ſehr haltbar. Bei den reichen Bauern lagerte noch „Kometenwein“ von 1811, als Merkwürdigkeit wurde ſogar da und dort noch hundertjähriger Wein in Flaſchen bewahrt. Die alten Markgräfler-

weine bekommen jedoch einen Firnißgeschmack, der ihren Wohlgeschmack beeinträchtigt.

Als ich in der Markgrafschaft praktizierte, mag dort in den Reborten mehr Wein als Wasser getrunken worden sein. Der Wein war der eigentliche Haustrunk. In vielen Bauernhäusern erhielten schon die jüngsten Kinder bei Tische Wein, sobald sie das Alter erreicht hatten, um mitzuspeisen. Je nach ihrem Alter erhielten sie die gefüllten Weingläser in abgestufter Größe vorgesetzt. Der Wein galt für ein Stärkungsmittel, sogar die Hebammen huldigten diesem irrigen und gefährlichen Glauben. Sie ließen die Frauen, um die Geburt zu erleichtern, ein Glas um das andere trinken, ich sah nur Nachteil davon, es erschwerte und verzögerte den natürlichen Hergang. — Es gab einzelne Leute, die täglich 4, 5 und mehr Flaschen Wein tranken. In fast allgemeinem Gebrauche war das „Nünitrinken" (Neunuhrtrinken) beim zweiten Frühstück, wobei man aber nicht außer acht lassen darf, daß die Leute meist schon von 5 Uhr an gearbeitet und das erste Frühstück, die „Morgensuppe", gleich nach dem Aufstehen genommen hatten; zu ihrem Wein speisten sie Brot, Käse, Speck, Fleisch. Unglaublich dürfte die Schoppenzahl klingen, die den Schnittern während der Ernte zugestanden wurde, 12, 16 und mehr für den Tag, aber der Erntewein war ein Getränke, weniger erregend als durstlöschend, sein Gehalt an Alkohol gering, an Säure groß, der Wasserverlust bei der heißen Arbeit vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne riesig. Da galt in Wahrheit der Spruch des Rodensteiners:

„Man spricht vom vielen Trinken stets,
Doch nicht vom großen Durste."

Ungeachtet dieses reichlichen Weingenusses waren wirkliche Trunkenbolde und Säufer doch nicht häufig. Ein Räuschchen ab und zu galt für erlaubt. Gleich am ersten Tag nach meiner Ankunft in Kandern sah ich aus den Fenstern des Gasthofs zur Krone, wo ich abgestiegen war, ein altes Bäuerlein in rosigster Laune zickzackförmig seinen Weg aus dem Städtchen nehmen. Als ich über den seltsamen Gang des Alten den Kopf schüttelte, bedeutete mich der ernste und sehr solide Kronen-

Digitized by Google

wirt, der auch schon in vorgerückten Jahren stand, ich solle dem Bäuerlein sein „Rüschli“ zu gute halten, wir seien eben im Markgräflerlande, wo ein solches Vorkommnis der Achtbarkeit auch des ältesten Mitmenschen keinen Eintrag thue.

Schweren Formen von Alkoholismus bin ich in der Markgrafschaft bei Personen, die nur Landwein und keine gebrannten Wässer tranken, nicht begegnet, öfter leichteren Formen des Delirium alkoholicum, wenn sie von fieberhaften und rasch die Kräfte herabsetzenden akuten Krankheiten befallen wurden, Pneumonie z. B. und Ruhr. Opium leistete in solchen Fällen mitunter nichts, das Delirium schwand am ersten, wenn der ausgesetzte oder bedeutend eingeschränkte Weingenuß wieder gestattet wurde. Die stärkeren Weine aus den guten Jahren kamen nur bei den Reichen und auch bei diesen nur bei besonderen Gelegenheiten auf den Tisch. Sie galten für gefährlich und wurden deshalb nicht als gewöhnlicher Haustrank zugelassen. Der Bauer, der sich im Wirtshaus einen Schoppen Wein (4 Deziliter) zu 8 bis 10 Kreuzern bestellte, galt für einen Verschwender, sein leibliches und wirtschaftliches Verderben wurde sicher prophezeit, auch der reiche Bauer sollte den Schoppen zu 6 Kreuzern trinken und der kleine Mann sich mit Batzenwein, d. h. dem Schoppen zu 4 Kreuzern, begnügen.

Eine nachahmenswerte Einrichtung für alle Weinlande war in der Markgrafschaft die des „Schimmelireitens“. Unter dem Schimmeli verstand man kein Rößlein aus dem Stall, sondern einen weißen, bauchigen Thonkrug, der auf dem Anrichtetische allezeit bereit stand, um in den Keller „geritten“ zu werden. Kamen Gäste, so ging der Hausherr oder der Sohn hinab, um ihn am Fasse zu füllen und den Trank frisch für den Gast herauf zu holen. Dieses Schimmeli war ein Heiligtum der Familie und ihr Stolz, es wurde sorglich gehütet und stammte oft schon von den Großeltern oder Urgroßeltern, meist von Vater und Mutter. Man sah den Namen der Stifter und ihren Hochzeitstag darauf eingetragen, umkränzt von einem Rosenzweig oder von Vergißmeinnicht. Ich sah noch Krüge aus dem vergangenen Jahrhundert. Sie waren gefüllt tausendmal aus dem Keller heraufgetragen und geleert worden und stets unversehrt geblieben, oder hatten

Digitized by Google

doch nur am Schnabel etwas Schaden erlitten. Das Schimmeli ſollte in ehrbarer Beſonnenheit ſeinen Weg auf und nieder nehmen, dem Gaſte Erfriſchung und Erheiterung ſpenden, aber nicht der Trunkſucht dienen, darin lag ſeine Bedeutung.

So begreift es ſich denn auch, daß es in der Markgrafſchaft nicht an alten Leuten fehlte, deren weinfrohe Philoſophie an die des weiſen Hafis erinnerte, Zecher im Silberhaare, deren goldene Sprüche als geflügelte Worte von Mund zu Munde gingen. Wenn ich durch die fröhliche Markgrafſchaft ritt, ließ es mir keine Ruhe, ich mußte die Sprüche in Verſe kleiden. So entſtanden die drei nachfolgenden Lieder, die freilich für das Kommersbuch waſſerfroher Abſtinenzler nicht gedichtet ſind.

Alte Zecher.

1. Im Verſtecke.

Im Keller, in traulicher Ecke,
Umlagert von Fäſſern dicht,
Da fand ich ein kühles Verſtecke,
Da ſieht man den Alten wohl nicht;
Es ſind nun hinüber geſchieden
All meine Gefährten im Frieden,
Ach, wenn mich nur keiner verrät,
Daß ich mich noch auf Erden verſpät',
Ich glaub', daß der Herr mich vergeſſen thät.

Der liebſte Geſpiele des Lebens,
Er ſtarb mir erſt geſtern dahin,
Ich warnte den Guten vergebens
Vor Waſſer und vor Medizin;
Kaum hat er vom Weine gelaſſen,
So mußt' er beim Waſſer erblaſſen,
Ach, wenn mich nur der nicht verrät,
Daß ich mich noch auf Erden verſpät',
Ich glaub', daß der Herr mich vergeſſen thät.

Seit ſiebenundachtzig Jahren
Bin ich dem Rheinwein hold,

Digitized by Google

Ich konnte nichts ſich'res erfahren
Vom himmliſchen Rebengold,
Drum fürcht' ich, es möchte mein Magen
Dort oben den Wein nicht vertragen,
Ach, wenn mich nur keiner verrät,
Daß ich mich noch auf Erden verſpät',
Ich glaub', daß der Herr mich vergeſſen thät.

Mich däucht, meine weingrüne Seele
Taugt nicht in den Himmel hinein,
Dort müſſen wir ganz ohne Fehle,
Weißleuchtend wie Lammwolle ſein,
Dort läutert man uns erſt im Feuer,
Ja wär's nur Muskat und Tokayer!
Ach, wenn mich nur keiner verrät,
Daß ich mich noch auf Erden verſpät',
Ich glaub', daß der Herr mich vergeſſen thät.

Und ſind' ich die Freunde auch alle
Im himmliſchen Freudenſaal,
Mir graut vor der vornehmen Halle,
Dem güldnen Gemach und Pokal;
Ich lobe, ein ſchlichter Geſelle,
Beim Glas mir im Keller die Quelle;
Ach, wenn mich nur keiner verrät,
Daß ich mich noch auf Erden verſpät',
Ich glaub', daß der Herr mich vergeſſen thät.

---

2. Die Gefahr.

Mein Arzt begann zu Frau und Kindern
Und warnte meiner Freunde Schar:
Ihr müßt ein großes Unglück hindern,
Des Alten Augen droht Gefahr;
Den Keller müßt ihr ihm verſchließen! —
Nein, nein, das laß ich nicht geſchehn,
Es ſoll nicht um der Fenſter willen
Das ganze Haus in Trümmer gehn.

Ich miſſe gern die trüben Lichter
Und die gemeine Erdenwelt,

Wenn nur der Wein dem alten Dichter
Die ſieben Himmel froh erhellt.
Den Keller wollt ihr mir verſchließen?
Nein, nein, das laß ich nicht geſchehn,
Es ſoll nicht um der Fenſter willen
Das ganze Haus in Trümmer gehn.

Wollt ihr den Fiſch der Flut berauben,
Den Salamander ſeiner Glut?
Mir iſt der goldne Saft der Trauben
Mein Augenlicht, mein Lebensblut.
Den Keller wollt ihr mir verſchließen?
Nein, nein, das laß ich nicht geſchehn,
Es ſoll nicht um der Fenſter willen
Das ganze Haus in Trümmer gehn.

Wenn einſt mein letztes Lied geſungen,
Das letzte Stückfaß ausgeleert,
Des letzten Bechers Klang verklungen,
Auf meinem Grab von Freunden wert,
Dann mögt ihr mir den Keller ſchließen,
Dann ſoll es unverwehrt geſchehn,
Doch jetzt ſoll um der Fenſter willen
Das Haus noch nicht in Trümmer gehn.

---

3. Der Chorgeſang.

Ein alter Zecher ſaß und ſang
Im Rebgeländ am Tiſch,
Bei Zitherſpiel und Gläſerklang,
Die Herbſtluft wehte friſch;
Von Söhnen und von Enkeln ſcholl
Der Chorgeſang gar ſchön und voll:
Chor: O lieber Vater, ſing uns doch
Das neue Lied vom Kellerloch.

Ich bin ein durſtig Kellerloch,
Gewölbt aus Ziegelſtein,
Darein drang niemals Waſſer noch,
Doch manch ein Eimer Wein;

Dringt Waſſer in den Keller ein,
Wird's um das Haus geſchehen ſein.
Chor: O laß es draus, du altes Haus,
Der Menſch iſt keine Waſſermaus.

Ich bin am Bach der Weidenſtumpf
Noch grün und wurzelnaß,
Ein munter Haupt auf morſchem Rumpf
Erhalt ich mir am Faß,
Und ſitz ich einſt nicht mehr am Faß,
So reiſ' ich mit dem letzten Paß.
Chor: O lieber Vater, bleib am Faß
Noch lange grün und wurzelnaß.

Ich bin ein alter Kaktusdorn,
Gar kahl und runzelkraus,
Doch blüht mir an der Naſe vorn
Ein roter Blumenſtrauß;
Erblaßt mir einſt mein roter Strauß,
Dann iſt es mit dem Kaktus aus.
Chor: O Vater, Vater, blühe du
Mit deinem Strauße immerzu!

So ſaß und ſang der gute Greis,
Sein Glas bald leer, bald voll,
Indes der Kinder Auge heiß
Von Rührung überquoll;
Sie tranken tief bis in die Nacht,
Dann ward der Greis ins Bett gebracht.
Chor: O ſchlafe ſüß, du guter Greis,
Der uns ſo ſchön zu ſingen weiß.

Landpraxis und Landärzte.

Die Landpraxis stellt größere Anforderungen an die Kraft und Kunst der Aerzte, als die Stadtpraxis. Sie verlangt namentlich in den Bergen starke, abgehärtete Menschen, die großen Strapazen bei Tag und Nacht und jedem Wechsel der Witterung gewachsen sind. In allen Fächern der Medizin soll der Landarzt gut gesattelt sein, mit gleicher Geschicklichkeit die innere, wie die äußere Medizin und die Geburtshilfe ausüben. In dringenden Fällen, auch der verwickeltsten Art, deckt ihn niemand mit schützendem Schild, auf eigene Verantwortung muß er entschlossen handeln, wie der Soldat auf einsamem Posten in Feindesland. Es hat mir als Kliniker Nutzen gebracht, durch diese Schule gegangen zu sein, sie lehrte das Wesentliche und Notwendige von dem Unwesentlichen und Unnötigen unterscheiden, mit einfachen Dingen auszukommen und praktisch Erprobtes nicht für theoretisch Empfohlenes, Ungewisses hinzugeben.

Drei Seuchen, die Ruhr, der Darmtyphus und der Keuchhusten, suchten in den Jahren 1850—1853 Kandern und die Umgegend heim. Meine Erfahrungen über die Verbreitungsweise der beiden ersten Seuchen von einem Ort zum andern habe ich damals in den „Mitteilungen des badischen ärztlichen Vereins", herausgegeben von Robert Volz, veröffentlicht. Sehr bösartig verlief der Keuchhusten in den Schwarzwälder Hütten zur Winterszeit, weit schlimmer, als in den Häusern der tiefer gelegenen Dörfer; Schuld daran trug wohl die größere Schwierigkeit, jene zu ventilieren.

Wo ich mich durch Sektionen belehren konnte, führte ich sie unbe-

Digitized by Google

dingt aus. Bei der aufgeklärten Bevölkerung des Hügellandes ſtieß ich nie auf Widerſtand, nicht ſelten wurden ſie ausdrücklich von den Hinterbliebenen verlangt. Für mich dienten ſie zur Kontrolle meiner Diagnoſe und Therapie, der Pfuſcher in ſeiner ſelbſtzufriedenen Unwiſſenheit bedarf ihrer nicht; den Angehörigen brachten ſie häufig tröſtliche Beruhigung, wohl auch die Mahnung, rechtzeitig geeignete Vorkehrungen gegen die Wiederkehr gleichen Leidens in der Familie zu treffen.

Da man wußte, welchen Wert ich auf Sektionen legte, forderte mich eines Tages der Gemeindediener eines kleinen, nahe am Rhein gelegenen Dorfes auf, ich möchte ſeine Tochter, die an einer chroniſchen tuberkulöſen Bauchfellentzündung litt und bei abgezehrtem Leibe einen rieſig geſchwollenen Bauch hatte, ſezieren, ſobald ſie, wie ja vorauszuſehen ſei, ihren Leiden erlegen ſein würde. Die ganze Gemeinde ſei neugierig, zu erfahren, was in dem großen Bauche des Mädchens ſtecke. Obwohl auch ich die Kranke für verloren hielt, verwies ich ihm ſeine Rede: man dürfe nie von der Sektion ſprechen, ehe der Kranke geſtorben ſei! Sie war ein Mädchen von 16 Jahren und genas, obwohl ſie in einer elenden Hütte lag, ſchlecht verpflegt wurde und außer Leberthran kaum ein Arzneimittel nahm. Dieſer Fall von ſpontaner Heilung der, meiſt tödlich verlaufenden Krankheit war der erſte, den ich ſah; ich habe ſpäter ähnliche „Naturheilungen" beobachtet: die Krankheit heilte ohne jede Behandlung mit Medikamenten, Hydrotherapie oder chirurgiſchen Eingriffen; als unumgänglich notwendig erwies ſich nur ruhiges Liegen und paſſende Ernährung. Wie wohl angebracht meine Vorſicht gegenüber dem Gemeindediener war, hat der unerwartet günſtige Verlauf der Krankheit gelehrt. Welche Fülle von Spott hätte ſich über den ſektionsluſtigen jungen Doktor ergoſſen, wenn er begierig zugeſagt hätte, den Wunſch der Gemeinde zu erfüllen!

Im 4. Hefte des Archivs für phyſiologiſche Heilkunde von 1852 habe ich zwei intereſſante, in Kandern gemachte Beobachtungen jener akuten vielfachen Knochenentzündung veröffentlicht, die erſt zwei Jahre ſpäter durch die Epoche machende Abhandlung von Chaſſaignac als akute Oſteomyelitis allgemein bekannt wurde: einen Fall mit Ausgang in Geneſung, den andern mit tödlichem Verlaufe und Sektionsbefund.

Digitized by Google

In den Dörfern des Hochblauen iſt es mir nur einmal gelungen, die Erlaubnis zur Vornahme einer Leichenöffnung zu erhalten. Sie geſchah unter Umſtänden, die ich ſchildern will, da ſie für Ort und Leute charakteriſtiſch ſind. Der Dorfſchreiner von Vogelbach zeigte mir perſönlich an, daß ſeine Frau geſtorben ſei. Ich hatte ſie nur einmal beſucht, eine hitzige Krankheit hatte ſie in wenigen Tagen weggerafft; es lag mir viel daran, die Richtigkeit meiner Diagnoſe: Darmtyphus, an der Leiche zu kontrollieren. Der Schreiner war in jungen Jahren in der Fremde geweſen und deshalb etwas weniger in Vorurteilen befangen, als die andern Vogelbacher, aber alles Zureden nützte nichts. Vergeblich ſetzte ich ihm guten Wein vor, rühmte ſeine Weltkenntnis und große Einſicht, er blieb meinen Vorſtellungen unzugänglich, bis ich endlich ſeine ſchwache Seite entdeckte. Ich verſprach, ihm das Honorar für meinen ärztlichen Beſuch zu erlaſſen, worauf er einwilligte. Am folgenden Morgen ritt ich nach ſeinem Dorfe hinauf. Als ich ſeinem Hauſe nahe kam, erhoben zwei erwachſene Töchter, die auf mich gelauert hatten, ein großes Geſchrei, unklugerweiſe hatte er ihnen unſere Verabredung mitgeteilt. Er ſelbſt war ſchwankend geworden, doch hielt er ſchließlich ſeine Zuſage und führte mich ins Haus. In der Wohnſtube ſaß ein alter Schwarzwälder, ein hauſierender Zunderhändler, bei einem Gläschen Schnaps. Die Töchter hatten ihm erzählt, was mich herführe, und unwillig rief er dem Schreiner zu: „He, Schriner, Ihr werdet doch bigott Euri Frau nit ufſchnide lo (aufſchneiden laſſen)? Das dürfet Ihr der Seligen nit z'leid thun?“ Der Schreiner aber blieb feſt. Wir gingen ins Nebenzimmer, wo ſich meine Diagnoſe richtig erfand. Als ich aber mit dem Schreiner wieder herauskam und das Haus verließ, rief uns der alte Zunderhändler giftig nach: „Schriner, Euer Doktor iſt e junge (ein junger), er will an Eurer Frau lehre (lernen), die alte Döktere bruche d'Lüt nit uf-z'ſchnide (brauchen die Leute nicht aufzuſchneiden)!“ Mit dieſem Pfeil im Buſen ritt ich nach Hauſe.

In den drei Aemtern Lörrach, Schopfheim und Müllheim praktizierte genau ein Dutzend Aerzte. Der angeſehenſte und einer der beſten des Landes war Phyſikus Dr. Zeller in Lörrach. Ich hatte

seine Bekanntschaft schon als Militärarzt im Winter 1848/49 gemacht, er war mir gewogen und ich mußte ihm, nachdem ich mich in Kandern niedergelassen hatte, noch einige Monate vor seinem, am 18. Dezember 1851 erfolgten Tode, die Brust untersuchen, über den Zustand seiner Lungen genau berichten, auch versprechen, wenn die Zeit dazu gekommen, als treuer Kollege seinen Leib sorglich zu obduzieren, was ich redlich ausführte. Er litt schon seit langen Jahren an Tuberkulose der Lungen, kompliziert mit Erweiterung der Bronchien. Sein Nachfolger wurde Dr. Sauerbeck, vorher langjähriger Badearzt in Rippoldsau, ein angenehmer, strebsamer und ehrenwerter Kollege.

Zeller starb, kaum älter als 50jährig, unverehelicht; seine große Gewissenhaftigkeit hatte ihn abgehalten, an sein unsicheres Los das eines Weibes zu binden. In seinem letzten Willen vermachte er fast sein ganzes, in seinem Berufe erworbenes Vermögen zu wohlthätigen Zwecken und hat sich dadurch im badischen Lande ein gesegnetes Andenken geschaffen. Ein Drittel, über 17,000 fl., diente zur Stiftung einer Unterstützungskasse für bedürftige Witwen und Waisen badischer Aerzte, ein zweites vermachte er der Anstalt zur Rettung sittlich verwahrloster Kinder, das letzte dem Spital in Lörrach, seinem Geburtsort Heidelsheim und der Landesirrenanstalt Illenau.

Ein ausgezeichneter Arzt, ein Mann von Geist und Herz und angenehmen Formen, erfreute sich Zeller allgemeiner Beliebtheit. Von den witzigen Aeußerungen Zellers verdient eine, die in Lörrach großes Vergnügen bereitete, aufbewahrt zu werden. Ein kleiner Postbeamter litt an einer unheilbaren Krankheit, die sich seiner Behörde zu sehr in die Länge zog. Ungeduldig verlangte sie von ihm, als Physikus, eine bestimmte Angabe über den endlichen Verlauf der Krankheit. Zeller bedauerte im höflichsten Kurialstil, daß die Medizin keine so präzisen Abfahrtsstunden habe, wie die großherzoglich-badische Post.

Neben Zeller und dem geistreichen Dr. Kaiser praktizierte in Lörrach als dritter Kollege noch ein großes Original, Dr. Brodhag. Da die heutige, nivellierende Zeit so seltsame, scharf ausgeprägte Persönlichkeiten nicht mehr hervorbringt, will ich seiner kurz gedenken. Er glich einem alten Husarenmajor, trug einen martialischen Schnurrbart und war ein strammer Reiter. Das Publikum holte ihn vornehmlich in

Digitized

ganz verzweifelten Fällen. Wenn keiner seiner Kollegen mehr wagte, mit Brechmitteln und Aderlässen einzugreifen, wagte es sicher noch der Doktor Brodhag. Ging dann der Tod an dem Kranken vorüber, wie dies vorkam, so war sein Ruf auf lange hin wieder gesichert. In der Medizin, wie in der Politik hielt er nichts von halben Mitteln. Bei einer Volksversammlung in den Revolutionsjahren schwang er auf der Rednerbühne eine Sense, die nach seiner Angabe zur Kriegswaffe umgeschmiedet worden war, und schwur, so wahr er Brodhag heiße, dem Menschen, dem sie durch den Leib fahre, helfe kein Doktor mehr. „Gott straf' mich," schrie er, „wollt ihr die Freiheit erringen, so greift zur Sense!" Nach dem Aufstand zur Rechenschaft gezogen, wurde er zu längerer Haft verurteilt. Wieder frei geworden, kehrte Brodhag zu seiner Gattin heim, mit der er in kinderloser Ehe lebte. Während seiner Gefangenschaft war Meister Schmalhans im Hause eingezogen und das Publikum, das früher so häufig seinen Rat geholt, hatte sich verlaufen. Wochenlang kam niemand, finster brütete er vor sich hin. Endlich erscheint ein Bauer vom Lande, die Frau empfängt ihn, heißt ihn warten und bringt ihrem Manne die frohe Botschaft. Dieser aber befiehlt kurz angebunden, der Bauer solle warten. Die Frau, an blinden Gehorsam gewöhnt, hält den Mann mit allerlei Ausflüchten im Wartezimmer hin. Zuletzt wird der Bauer ungeduldig, sie faßt sich ein Herz und meldet es dem strengen Gebieter mit flehenden Worten: „Lieber Brodhag, der Bauer drängt und der Metzger hat eben die Rechnung geschickt und verlangt Bezahlung!" — „Laß das Pferd satteln!" herrscht er sie an. Beruhigt verkündet sie dem Bauern: „Der Doktor läßt eben satteln, somit wird er gleich zur Hand sein." — Das Pferd ist bald gesattelt, der Doktor geht die Treppe in den Hof hinab und steigt auf. Der Bauer eilt ihm nach und verlangt Bescheid. „Verfluchte Kanaillen!" ruft er ihm zu, „habt ihr Bauern den Brodhag so lange auf euch warten lassen, so sollt ihr jetzt auch auf den Brodhag warten." Damit reitet er davon. — Es währte nicht lange und der tolle Doktor erfreute sich wieder seiner alten Kundschaft.

Wunderbare Kuren wurden von einem alten, klugen Arzte in Schliengen erzählt, der von beiden Ufern des Oberrheins, aus dem Elsaß und Baden, einen außerordentlichen Zulauf hatte. Er sollte einem

Digitized by Google

Bauern in Haltingen einen kranken Magen herausgeschnitten und durch einen Kalbsmagen ersetzt haben. Seitdem verschmähe der Geheilte die „Schüfeli“ (Vorderschinken), sein früheres Leibessen, und halte sich nur an grünes Gemüse.

Diese merkwürdige Geschichte, die mancher ehrliche Wälder glauben mochte, war vermutlich von dem Kanderer Bretzelibeck ersonnen worden, der um scherzhafte Einfälle nie verlegen war. Einem Bauern aus dem nahen Hammerstein an der Straße nach Basel, einem albernen Menschen und großen Pfuscher in der Tierarzneikunde, spielte er eines abends übel mit. Der Quacksalber saß im Weinhaus und prahlte vor den Gästen mit seinen glänzenden Kuren. Der Bäcker erhielt davon Kunde, eilte in die Weinstube und fragte den Quacksalber: „Wißt Ihr schon, was dem Apotheker für eine unselige Verwechslung mit Euern Rezepten passiert ist? Ihr habt heute zwei Rezepte verschrieben, eins für einen Kanarienvogel und eins für eine Kuh. Man hat die Arzneien verwechselt, dem Kanarienvogel hat es, Gott sei Dank, nicht geschadet, aber die Kuh ist krepiert.“

Man sieht, der launige Geist Hebels lebte noch fort in der Markgrafschaft.

Digitized by Google

Auf dem Pegasus.

Die Jahre vergingen in Kandern rasch, ich fühlte mich glücklich in meinem Berufe, meiner Häuslichkeit und meiner Freiheit. Wenn mir die Praxis Zeit ließ, fehlte es mir weder an guten Büchern noch an klugen und heiteren Menschen zur Unterhaltung, und die Gegend selbst bot nicht blos landschaftlich, sondern auch für den Naturforscher viel des Schönen und Interessanten. In Kandern, Lörrach und Basel wohnten Freunde und Bekannte in großer Zahl, mit denen ich manche angenehme Stunde in ernstem und heiterem Verkehr zubrachte; von Zeit zu Zeit erfreuten mich auch alte Universitätsfreunde mit ihrem Besuche.

Unter diesen alten Bekannten befand sich Ludwig Eichrodt, dessen ich bereits wiederholt gedachte (S. 166 und 172), damals Rechtspraktikant in Achern und bald darauf in Durlach. Er hatte sich schon 1848 durch ein Gedicht in den Münchener fliegenden Blättern, die Wanderlust: „Nach Italien, nach Italien," als Humorist und Meister in lustigem Reimen und Dichten bekannt gemacht und war geradezu unerschöpflich im Verseschmieden. Er schickte und brachte mir seine poetischen Erzeugnisse und nahm andre dagegen von mir in Empfang, die ich schon seit den Heidelberger Studienjahren auf Lager oder auch erst in Kandern geschmiedet hatte. Diese Bierzeitungs-Poesie hat er später, ohne mich erst zu fragen, teils im Lahrer Kommersbuch, teils bei seinen eigenen Gedichten untergebracht. Einer dieser Scherze ist die Geschichte von dem verlorenen Sohn in Mesopotamien, ein Widerhall der Wanderlust Eichrodts im Gewand einer Romanze; er mag sie aus diesem Grunde als sein eigenes Kind angesehen haben, obwohl

Digitized by Google

er nur wenige, und nicht gerade glückliche, Aenderungen daran vorgenommen hat.

Bei dieſen mutwilligen Sprüngen ließ es mein Pegaſus nicht bewenden. Es lüſtete ihn nach reinerer Luft und höheren Regionen. Unter den blühenden Obſtbäumen, in den duftenden Repsfeldern des Hügellandes, in den Tannenforſten des Blauen umgaukelten mich phantaſtiſche Geſtalten und bunte Bilder, ich konnte dem Drange nicht widerſtehen, ſie in Verſen feſtzuhalten. Ich verfaßte eine Anzahl Gedichte, die ich ſpäter vergaß und verlegte, bis ſie mir der Zufall vor einigen Jahren wieder in die Hand ſpielte. Neue kamen keine mehr hinzu, nachdem ich die Wälder und Matten Kanderns mit den Laboratorien und Hoſpitälern der Univerſitäten vertauſcht hatte. Als ich ſie wieder ſah, freute ich mich herzlich der wiedergefundenen Kinder. Ich putzte ſie ein wenig heraus, ließ ſie für meine Freunde als „poetiſche Jugendſünden“ des Dr. Oribaſius drucken und widmete ſie dem Genoſſen meiner Kandrer Tage, der mir damals als Stadtvikar die Abſolution dafür erteilt hatte, Herrn Hermann Strübe, heute Kreisſchulrat in Heidelberg. Als gewiſſenhafter Autobiograph werde ich einige davon bekennen.

Aus den poetiſchen Jugendſünden des Dr. Oribaſius.

1. Der Naturforſcher.

Es glüht und ſprüht der goldne Reps
Durchs Land den würz'gen Duft,
Ein Apfelblütenregen
Fällt nieder an den Wegen,
Von Liedern ſchallt die Luft.

Im Wonnemond mit Brillenglas
Durchſtreift voll Sammlergier
Ein Forſcher Flur und Felder,
Die Wieſen und die Wälder
Nach Kräutern und Getier.

Er ſteigt hinan ins Rebgebirg,
Da ruht ein Eidechslein
Auf weichem Moos am Steine
Im warmen Sonnenſcheine
Und blinzet faul darein.

Ein braun Geſicht, ein ſchlanker Leib,
Ihr Kleid iſt goldengrün,
Das niedliche Perſönlein
Trägt auf dem Haupt ein Krönlein
Und blickt ihn an ſo kühn.

Er ruft: „Ei! welch ein ſeltner Fund!
O nie beſchrieb'ne Art!
Wie leuchten und wie blitzen
Am Haupt die goldnen Spitzen
Der Krone wunderzart!“

„Ach! wärſt du mein! Wie fang' ich's an?“ —
Er naht mit leichtem Fuß,
Er faßt ſie an der Kehle
Und wirft mit roher Seele
Sie in den Spiritus.

O weh, du grundgelehrtes Haus,
Was haſt du da gemacht?
Wie wirſt du es beklagen,
Wenn dir die Kinder ſagen,
Wen du da umgebracht!

Wie haſt du doch dein Glück verſcherzt,
Wie warſt du doch ſo blind,
Ein Kuß auf Mund und Wangen,
Dich hätt' in Lieb' umfangen
Das ſchönſte Königskind.

---

2. Die gute Haut.

Ich hatt' einen Freund, eine gute Haut,
Der hatt' einen Knecht, einen Freund, eine Braut.

Auf dieſe drei hat die gute Haut
Wie auf drei Felſen getroſt gebaut.

Einſt kam der Teufel um Mitternacht
Und hat ihm einen Kriſtall gebracht.

Das war ein Kriſtall, der glänzte klar
Und zwang die Leute, zu reden wahr.

Da rief er den Knecht: Biſt du ehrlich und treu? —
Ach, Meiſter, ich ſtehle dir Hafer und Heu.

Und bat den Freund: O beichte mir laut! —
Du Gimpel, mich küſſet und herzt deine Braut.

Er flehte zur Braut: Mein Gott, iſt es wahr? —
Ei freilich, mein Lieber, ſchon faſt ein Jahr.

Da ſchrie gar zornig die gute Haut
Und prügelte Knecht und Freund und Braut.

Dann nahm er zur Hand den argen Stein
Und ſchleudert' ihn weit ins Meer hinein.

Ein Jahr verſtrich. Die gute Haut
Hatte wieder den Knecht, den Freund, die Braut.

3. Die Eule.

Einſam, tief im dunkeln Forſt,
Zwiſchen Stacheleich' und Ginſter,
Saß, zum Sterben ſtill bereit,
Eine Eule, alt und finſter.

Kam ein brauner Edelfalk
Angeflogen bei der Kranken,
Ihr zu ſpenden guten Troſt
Mit Unſterblichkeitsgedanken:

Freue dich, aus dunkler Nacht
Zu der Sonne aufzufahren,
Wo die Falken hell im Licht
Kreiſen mit den Königsaaren.

Auch ein frommes Täubchen kam,
Um der Feindin zu vergeben:
Wenn du erſt geſtorben biſt,
Dann beginnt ein beſſ'res Leben.

In der Unſchuld Lichtgewand
Darfſt du mit den Turteltauben
Zärtlich gurren, ſchnäbeln auch,
Im Gezweig der Roſelauben.

Selbſt ein Eſel ſtand bereit,
Sie mit ſeinem Troſt zu quälen,
Denn bei unſerm Herzeleid
Dürfen nie die Eſel fehlen.

Sprach: Geduld! es wird der Hirt
Für der Erde Laſt und Qualen
Deinen Lohn dir dort mit Heu
Und mit Diſteln ausbezahlen.

Sterbend rief die Eule aus:
Ach, ich will's euch redlich ſagen,
In ſtockfinſtrem Paradies
Möcht' ich fette Mäuſe jagen.

---

4. Der Mann im Mond.

Der bleiche Mann im bleichen Mond,
Das iſt ein Gott, der einſam wohnt,
Von jeder lieben Seele fern,
Auf einem wüſten, toten Stern.

Da thront der Gott im Dämmerlicht
Und freut ſich nicht und härmt ſich nicht,
Und iſt nicht jung und wird nicht alt,
Bleibt ewig ſtumm und ewig kalt.

Doch einmal kam's ihm in den Sinn:
Er möchte nach der Erde hin,
Zu ſehen, ob die Erde ſei
Auch eine Welt voll Wüſtenei.

Das Wandern fiel ihm gar nicht leicht,
Und als er unſern Stern erreicht,
Sah man den Mond jetzt ohne Mann,
Doch focht das niemand weiter an.

Die Erde prangte grad im Mai
Und war voll Duft und Melodei,
Doch wie es blühte, wie es ſang,
Er merkte Blüte nicht und Klang.

Und wo er ging, auf Berg und Thal,
Ward Laub und Gras von Froſte fahl,
Der Fluß gefror vor ſeinem Blick, --
Dann ſtieg er in den Mond zurück.

Und wieder thront er ſtumm und bleich
In ſeinem öden, kalten Reich
Und weiß nun, daß die Erde ſei
Auch eine Welt voll Wüſtenei.

5. Die Bäume.

Die Linde.

Ein grüner Dom, ſo rag' ich in die Luft,
An Laub und Blüten reich und voll von Duft,
Die Bienen ſummen drin und ſingen fromm das Lob
Des Meiſters, deſſen Hand die Blütenzweige wob;
Still ruht der Honigſeim in zarter Kelche Schacht,
Der tauſend Seelen ſatt und fröhlich ſingen macht,
Und fröhlich ſing' ich ſelbſt dies Lied von meinem Leben,
Das andre zu erfreu'n mir gnädig ward gegeben.

Die Tanne.

Ich trag' mein Haupt in ſcharfer Nadeln Schutz,
Mir däucht vergänglich Laub nur eitler Putz;

Ich mach' ein ſtreng Geſicht, wenn längſt der Lenz erwacht,
Doch grün' ich friſch und ſtark, wenn Schnee und Eis erkracht.
Dann rüttl' ich mein Gezweig in luſt'gem Uebermut
Und ſchüttle meinen Schnee dem Jäger auf den Hut;
Er nimmt mich mit nach Haus zum frohen Weihnachtsfeſte
Und ſeinen Kindern bring' ich willig jetzt das Beſte.

Die Eiche

So lang ich lebe, ſcheint mein Wirken klein,
Die herbe Frucht lädt nicht zum Koſten ein,
Erſt wenn die Axt mich fällt, wird klar, was ich gethan,
Wozu ich Jahr um Jahr legt' Ring an Ringe an.
Dann iſt mein feſtes Holz ein ſtarker Schirm und Wall!
Ich fliege mit dem Sturm, trotz Flut und Wogenprall,
Und bring' in ſichern Port die Güter ferner Zonen,
Den kühnen Wagemut mit Golde reich zu lohnen.

Die Pappel.

Ich weiß nicht, was ich bin und was ich ſoll,
Doch halt' ich mich recht ſtolz und würdevoll;
Zum Himmel ſchoß ich auf und ſteh' wie ein Soldat
In Reih' und Glied am Weg, kerzengerad!
Was kümmert mich das Volk, das Schatten begehrt,
Dazu iſt doch der Pappelbaum zu edel und zu wert,
Der Amtmann lobt mich ſehr: „was kann man Schön'res ſehen,
Als ſolche ſchnurgerade Pappelalleen?“

Der verdorrte Baum.

Ich hatte guten Grund und Sonnenlicht
Und trug nur fahles Laub und blühte nicht;
Ich hatte Regenguß und trieb doch keine Frucht,
Drum hat in ſeinem Zorn der Herr mich verflucht,
Mir dorrt das Mark im Stamm, mir dorren Zweig und Aſt,
In meinem Wipfel ſingt kein liederfroher Gaſt,
Mich ſcheut und flieht der Menſch, nur einer iſt gekommen,
Der hat mit frevler Hand das Leben ſich genommen.

6. Moſes.

Zu Nebos Gipfel ſtieg er hinan,
Moſes, der Alte, auf müden Füßen,
Das Land der Verheißung, Kanaan,
Bevor er ſtürbe, fromm zu begrüßen.

Schon ſinket die Sonne, ihr ſcheidendes Gold
Verkläret das Antlitz des Propheten,
Wie die Woge, die ſachte zum Strand anrollt,
Beginnt er mit ruhiger Stimme zu beten:

Ich danke dir, Herr, meiner Väter Land
Ließeſt du gnädig mein Auge ſchauen,
Bevor mir decket des Engels Hand
Mit Schatten des Todes die ſchweren Brauen.

Vermodert iſt lange das alte Geſchlecht,
Das zu des Pharao Füßen geſeſſen,
Es konnten die feigen, die ſtörrigen Knecht'
Die Töpfe Aegyptenlands nicht vergeſſen.

Drum zog ich ein neues Volk heran
Von ſtreitbaren Männern mit Schwertern und Spießen,
Sie ſchlugen die Fürſten von Midian
Und Og von Baſan, den ſtarken Rieſen.

Du biſt unſer Gott, dem Ruhm gebührt,
Du ließeſt zu Großem dein Volk mich bereiten,
Ich hab' es bis an den Jordan geführt,
Joſua muß es nun weiter leiten.

Ich zog's in der Wüſte zum Kampfe heran
Und hab' mit dem erſten Blut es gerötet,
Der Joſua aber iſt der Mann,
Der Kanaans dreißig Könige tötet.

7. Barſillai.

„Barſillai, mein Lieber," ſprach David beim Scheiden,
„Du ließeſt in Scharlach und Seide mich kleiden,
Du haſt mich geſpeiſt und gebettet weich,
Als ich flüchtig durchirrte mein abtrünnig Reich.

„Die Fürſten und Edeln in meinen Staaten,
Sie haben an Abſalon mich verraten,
Vergalten mit Aufruhr mir Ehren und Gold,
Du dankteſt mir nichts und bliebſt mir hold.

„Du haſt mir in Trübſal zur Seite geſeſſen,
Das ſoll meine Seele dir nimmer vergeſſen!
Wie kann ich dir lohnen? wie führ' ich es aus?
Komm mit mir nach Zion und teile mein Haus!"

Drauf jener: „Mein König, es ſoll dich nicht kränken,
Du möchteſt mit Gnade mich fürſtlich bedenken,
Doch ſiehe, wie Silber erglänzet mein Haar,
Im Nacken laſtet das achtzigſte Jahr.

„Drum willſt du die Treue nach Wunſche mir lohnen,
So laſſe mich ferner auch ruhig wohnen
Und ſterben da, wo mir Weib und Kind
Und Vater und Mutter begraben ſind.

„Was ſoll zu Zion im Königshauſe
Mein ſtumpfer Gaumen bei deinem Schmauſe?
Ein anderes Bett, ein anderes Brot,
Mein Herr und König, das wäre mein Tod.

„Meine müde Seele in ſtillem Sinnen,
O, laſſe die goldenen Fäden ſie ſpinnen
Vom grauen Flachs der Vergangenheit
Hier, wo ich verbracht die Jugendzeit.

„Ja, laß unter meinen alten Bäumen
Von meinen Jugendgeſpielen mich träumen,
Sie ſind ſchon lange hinweg gerafft,
Die Bäume prangen in voller Kraft.

Digitized by Google

„Ich möchte zu Hauſe in Frieden ſterben,
Doch ſieh hier den Chimeham, meinen Erben,
Den jungen Geſellen, er ſehnt ſich hinaus,
Nimm dieſen ſtatt meiner hinauf in dein Haus.

„Es dürſtet den Knaben nach Thaten und Ehre,
Bei deinen Helden, in deinem Heere,
Vor deinen Augen, in deiner Hut,
Da wird er trefflich, da wird er gut!

„Er zieht jetzt mit freudigem Herzen von hinnen,
Doch werden die Jahre der Jugend verrinnen,
Der Abend wird kommen, dann nimmt er den Stab
Und wandert zu Barſillais Grab.“

Digitized by Google

Gelähmt.

Nachdem ich mich drei Jahre, bis zum Februar 1853, in Kandern stets wohl befunden, hielt ich mich allen Anstrengungen der Praxis für gewachsen, doch ich wurde jetzt eines andern belehrt. Der Winter war bis dahin auffallend milde verlaufen, die Rosenstöcke in den Gärten trieben noch im Dezember und Januar Blüten, erst im Februar kam Schneefall und Eis. Den ganzen Winter hindurch war der Krankenstand groß gewesen, jetzt wuchs er zu einer solchen Höhe, daß ich die Praxis kaum bewältigen konnte. Es verfloß kaum eine Nacht, wo ich nicht durch die Hausglocke aus dem Bette getrieben wurde, um zu ordinieren oder Kranke, bald in der Stadt, bald auf den Dörfern zu besuchen, ich konnte nur selten mehr zur rechten Zeit speisen, aß auch nicht genug, endlich kleidete ich mich, um nicht in meinen Bewegungen, namentlich beim Reiten in den Bergen, behindert zu sein, viel zu leicht. Wenn ich den Wagen benützte, mußte ich mir selbst den Kutscher machen. Mein Pferd, Reit- und Wagenpferd zugleich, reichte mir zuletzt nicht mehr aus, ich mußte noch ein zweites haben.

Albert Bizius, der Berner Pfarrer, der unter dem Namen Jeremias Gotthelf die besten Bauernromane schrieb, die ich kenne, hat in der meisterhaft aus der Wirklichkeit gegriffenen Geschichte: „Wie Anna Jowaeger haushaltet und wie es ihr mit dem Doktern erging", die Strapazen der Gebirgspraxis getreu geschildert. Ich darf dies behaupten, denn ich habe sie aus eigener Erfahrung zur Genüge kennen gelernt. Auch ein Körper von Stahl läuft da Gefahr zu erliegen und von Stahl war der meinige nicht. Zwei meiner späteren Freiburger Assistenzärzte, tüchtige,

Digitized by Google

pflichttreue junge Männer, ſind nach kurzer Praxis in den Bergen, der eine da, wo ich gewirkt, Opfer ihres Berufs geworden.

Um einen Begriff von den Anforderungen einer ſolchen Praxis zu geben, erzähle ich die Geſchichte der ſchweren Erkrankung, die mich Ende Februar befiel.

Auf den dringenden Brief eines Kollegen, des Phyſikus Schweikhard von Schopfheim, den ich beſonders ſchätzte, begab ich mich zu einer Konſultation nach dem hochgelegenen, von Kandern nur auf ſchlechten und häufig ſteilen Wegen erreichbaren Dorfe Tegernau im Amte Schopfheim. Ich ritt vor Sonnenaufgang von Hauſe weg und kam erſt ſpät abends in der Dunkelheit wieder. An vielen Stellen war Glatteis, ich mußte vom Pferd abſteigen und es am Zügel vorſichtig führen, der Schnee drang mir durch die Stiefel. Auf dem Heimweg hatte ich die Empfindung an den Fußſohlen, als ob ich auf rauhem Filz ginge, es war ein Gefühl von Vertaubung der Haut, deſſen ernſte Bedeutung ich verkannte.

Kaum hatte ich mich müde zu Bette gelegt, ſo kam ein Bauer aus Egringen, einem Dorfe, dem Rheine zu gelegen, um mich zu ſeiner Frau zu holen, die an einem eingeklemmten Schenkelbruche litt. Er hatte mich ſchon in der Nacht zuvor aus dem Bette geläutet, um mich mitzunehmen, aber ich konnte die Konſultation mit Dr. Schweikhard nicht rückgängig machen und hatte ihn deshalb an andere Aerzte verwieſen. Dieſen war die Einrichtung nicht gelungen, er kam jetzt wieder, es blieb mir nichts übrig, als mit ihm zu fahren und zu verſuchen, was meine Kunſt vermöchte. In der That, es gelang mir, die Arme von ihren Qualen zu befreien, aber erſt, nachdem ich ſie in ein warmes Bad hatte bringen laſſen. Darüber war die Nacht vergangen; es hatte Zeit gekoſtet, bis eine Badewanne im Dorfe aufgetrieben und das Waſſer im Waſchkeſſel heiß gemacht worden war. Der helle Morgen war angebrochen, als ich heimkam. An Ruhe war nicht zu denken, ich hatte den ganzen Tag zu thun und hoffte, den verſäumten Schlaf in der nächſten Nacht nachzuholen; leider ſah ich mich getäuſcht.

Eben hatte ich mich unter die Decke geſtreckt, als die unbarmherzige Nachtglocke wieder läutete. Ein Bote rief mich zu dem Kinde eines befreundeten Pfarrers in dem Dorfe Hertingen, es ſollte an

Digitized by Google

Croup leiden, doch handelte es sich, wie ich bald feststellte, nur um einen einfachen, heftigen Katarrh der oberen Luftwege. Ich hatte für alle Fälle ein Brechmittel aus der Apotheke mitgenommen und blieb bei dem Kinde, bis es gewirkt hatte.

So war es wieder Tag geworden, als ich nach Hause kam, und neue Arbeit wartete auf mich. Es schneite stark, und ich mußte gleich nach Tische zu Schlitten nach dem abgelegenen Hofe Maugenhardt fahren. Der Weg war stellenweise verschneit und nicht genau einzuhalten, auf dem Heimweg fiel der Schlitten um, ich versank mit dem halben Leib in tiefen Schnee. Bis auf die Haut eisig durchnäßt kam ich nach Hause, konnte aber nicht sogleich das Bett aufsuchen. Endlich legte ich mich, wurde jedoch nicht warm und war erst gegen Mitternacht ein wenig eingeschlafen, als mich plötzlich Stiche in der Brust links unten und hinten weckten. Ich fürchtete eine Brustfellentzündung, atmete aber ohne Schwierigkeit. Schlaflos und fiebernd verbrachte ich die Nacht und wollte am Morgen gerade wieder einschlummern, als der Bader des Städtchens erschien, mich zu erinnern, daß ich versprochen hatte, an diesem Morgen ein Mädchen, das bei ihm Wohnung genommen, an einer Hasenscharte zu operieren. Sie war schon als Kind einmal operiert worden, ohne Erfolg, und erwartete ihn von mir, weil ich einem Knaben ihres Dorfs den entstellenden Fehler beseitigt hatte. So stand ich denn auf, wie elend ich mich auch fühlte, und ging ans Werk. Die Operation gelang, das Mädchen erlangte ein hübsches Gesicht, fand bald einen Mann und wanderte mit ihm nach Nordamerika.

In meine Wohnung zurückgekehrt, mußte ich noch einige „Wälder" abfertigen, ehe ich endlich die ersehnte Bettruhe fand. Meine Krankheit war jetzt leicht zu diagnostizieren. Ich fühlte eine große Schwäche in beiden Beinen, konnte kaum mehr stehen, sie waren gelähmt, die Füße taub, es stellten sich Wadenkrämpfe ein und gänzliche Lähmung der Blase; offenbar litt ich an einer Entzündung des Rückenmarks oder seiner Häute im untersten Teile des Wirbelkanals. Eine schreckliche Aussicht eröffnete sich mir. Entweder stieg die Entzündung vom Lendenmark zum Halsmark aufwärts, lähmte mir die Arme und zuletzt die Atmungsorgane, so daß ich ersticken mußte, oder sie machte tiefer unten

Digitized by Google

halt, hinterließ eine Lähmung der unteren Körperhälfte und machte mich wahrscheinlich zur Ausübung meines Berufs dauernd unfähig.

Meine Lage war sehr schlimm. Vor allen Dingen bedurfte ich chirurgischer Hilfe. Leider hatte der Kollege, der neben mir im Orte praktizierte, wie ich aus seinem eigenen Munde wußte, noch niemals den Katheter eingeführt und diese so häufige und wichtige, nicht selten auch schwierige Operation dem Bader überlassen, dessen Geschicklichkeit ich nicht recht traute. Da fiel mir zu meinem Glücke ein, daß einer meiner Basler Freunde, Dr. Theodor Schneider, der bis vor kurzem Assistent der chirurgischen Klinik gewesen war, seine Stelle aufgegeben hatte, um in wenigen Wochen nach Amerika zu reisen. Er verweilte gerade zu Besuch bei seinem Oheim, dem Pfarrer Schneider in Feldberg bei Müllheim. Ich schickte ihm einen Boten, konnte aber die Ankunft meines Freundes nicht abwarten, meine Qual wurde unerträglich, gegen Mittag mußte ich mich doch dem Bader anvertrauen. Obwohl er zum Ziele kam, folgte dem Eingriff eine Entzündung. Abends kam mein Freund. Mit aufopfernder Hingebung verweilte er einige Wochen bei mir und besorgte mich und meine Kranken; niemand hat mich in meinem ganzen Leben so zu Danke verpflichtet, wie er. Mein Freund und Samariter lebt heute, von der ärztlichen Thätigkeit zurückgezogen, in Dornach bei Basel.

Unsere anatomische Kenntnis der Rückenmarkskrankheiten stand damals noch auf schwachen Füßen. Ich stellte mir vor, daß es sich um eine Meningitis lumbaris rheumatischen Ursprungs handle, um einen wässrigen trüben Erguß in und zwischen die Häute des untersten Abschnitts des Rückenmarks und seiner Nervenstränge, von ähnlicher Beschaffenheit, wie die Flüssigkeit, die in den Gelenken beim akuten Rheumatismus gefunden wird. Meine Krankheit für rheumatisch anzusehen, berechtigten mich die vorausgegangenen Umstände und die Abwesenheit von andern bekannten Ursachen, namentlich von Infektionen. Daraus schöpfte ich einigen Trost, da ich schon einmal eine schwere rheumatische Krankheit glücklich überstanden hatte; noch mehr Hoffnung faßte ich, als die Entzündung in den nächsten Tagen nicht höher stieg.

Gleich am ersten Tage nahm ich ein Wiener Tränkchen, um den Abfluß des venösen Blutes aus dem Wirbelkanal in die Bauchhöhle

Digitized by Google

zu erleichtern, und versuchte dann, an den folgenden Tagen, durch warme Bäder die gestörte Hautthätigkeit wieder herzustellen. Mein Zustand blieb unverändert, ich litt viel an Schmerzen und Krämpfen in den Beinen, mit Unterstützung konnte ich mühsam stehen, jedoch nicht gehen.

Gegen Ende der ersten Woche verleiteten mich Sorge und Ungeduld zu einer eingreifenden Kur, die ich bei einem andern Kranken nicht gewagt hätte; sie fußte hauptsächlich auf meinem Vertrauen zu den so oft an mir erprobten Heilwirkungen des Brechweinsteins. Dieses Mittel wirkte bei mir schon in der kleinen Gabe eines Gran (0,06 gm) sicher, rief ungemein reichliche Ausscheidungen hervor, riesige Ergüsse, die, wie ich hoffte, zur Aufsaugung der ausgeschwitzten Flüssigkeit im Wirbelkanale führen würden. So nahm ich denn dreimal in einer Woche, je über den andern Tag, die Dosis von einem Gran nüchtern und lebte an diesen Tagen nur von Wassersuppen. Die Wirkung auf die Ausscheidungen war stets die gleiche mächtige, und von der Stunde an, wo die dritte Dosis gewirkt hatte, war die Anwendung des Katheters nicht mehr nötig und schwanden die Krämpfe und Schmerzen, während die Lähmung der Beine sich weit langsamer verlor. Ich konnte erst Mitte April das Bett verlassen und zu Anfang Mai mich aus dem Hause wagen. Viele Jahre hat es gedauert, bis ich mich von der Lähmung ganz erholte.

Während ich im April noch das Bett hütete, Freund Schneider war abgereist, trug sich ein Zwischenfall zu, der mir unvergeßlich bleibt. Ein Bauer, der nicht wußte, daß ich erkrankt war, wollte mich zu seinem Kinde holen. Er stand in den Vierzigen und bot ein prächtiges Bild männlicher Kraft. Ich wies ihn an meinen Kanderer Kollegen. Als er auf starken Beinen das Zimmer verließ, seufzte ich: „O, daß ich meinen lahmen Leichnam gegen den kerngesunden Leib dieses Bauern umtauschen dürfte!“ — Acht Tage nachher besuchte mich mein Kollege, und ich erkundigte mich nach dem Kinde. „Das Kind,“ erwiderte er, „ist rasch genesen, aber der Bauer tot.“ Entsetzt rief ich: „Unmöglich!“ Dennoch war es so, der scheinbar kerngesunde Mann war plötzlich gestorben. Seit diesem Erlebnis habe ich keinen Menschen mehr um seine blühende Gesundheit beneidet.

Digitized by Google

Weiland Gottlieb Biedermaier.

Während meiner Wiedergeneſung ergriff mich im Monat Mai eine unwiderſtehliche Sehnſucht, Altheidelberg zu ſehen. Obwohl ich mich noch ſchwach auf den Beinen fühlte, unternahm ich die Fahrt. Unterwegs ſtieg ich in Karlsruhe aus, um Heinrich Goll, der im Jahre zuvor mein Gaſt in Kandern geweſen, einen Gegenbeſuch zu machen; er wohnte bei ſeinen Eltern, die mich freundlich aufnahmen. Die Reiſe aber bis Karlsruhe hatte mich ſo angegriffen, daß ich nach kurzem, eintägigem Aufenthalt, aus Furcht vor einem Rückfall, nach Kandern zurückkehrte, ohne Heidelberg geſehen zu haben.

Golls Vater, Vorſtand des Hauptſteueramts, beſaß in ſeiner kleinen Bibliothek ein Buch, das er hoch hielt: die Gedichte eines Dorfſchulmeiſters Samuel Friedrich Sauter aus Flehingen im Kraichgau, nahe der württembergiſchen Grenze. Sauter hatte in ſeinem 75. Lebensjahre, 1845, ſeine geſammelten Gedichte bei Creuzbauer und Haſper in Karlsruhe „in Kommiſſion gegeben“ und fünf Jahre nachher das Zeitliche geſegnet. Ich fand das Buch zufällig, es ſtand in der „guten Stube“. Vater Goll war ſo gütig, mir es nach Kandern mitzugeben, wo ich es acht Tage behielt und mit unbeſchreiblichem Vergnügen durchlas.

In den Gedichten entdeckte ich einen bisher ungehobenen Schatz einer eigenartigen Poeſie von ungewöhnlich komiſcher Kraft. Die Gedichte waren meiſt ganz ernſt gemeint und nicht auf Erregung der Lachmuskeln berechnet; aber gerade weil ſie dieſe unbeabſichtigte Wirkung hatten, wirkten ſie doppelt luſtig, und darin lag der Humor.

Der Dichter war ein altväteriſcher Dorfſchulmeiſter geweſen und

zeitlebens frei geblieben von sentimentalen, weltschmerzlichen und politischen Anwandlungen. Dadurch unterschied er sich wesentlich von andern Poeten, die, der wechselnden Zeitströmung huldigend, gleichfalls unbeabsichtigte komische Wirkungen erzielten. Er war ganz und gar naturwüchsig und harmlos. Seine poetische Ader glich den friedlichen Bächlein seiner stillen Kraichgauer Heimat, über die er kaum je hinauskam. Seine Muse kannte nur die Freuden und Leiden seines Dorfes, hier hatte er mit den andern Jungen die Zwetschgen geschüttelt und die Wallnüsse von den Bäumen gebengelt, hier als Schulmeister die Jugend in der Furcht Gottes und des Herrn Amtmanns erzogen, hier hatten ihm die Gevattersleute seine Appollonia „gekuppelt", die Gute, die 33 Jahre getreu mit ihm gehaust und ihm sieben Kinder beschert hatte. Ihr Tod hatte ihn zum betrübten Witwer gemacht. „Traurig ist es einsam leben!" sang der Verlassene, „einsam schlafen, nichts daneben!" Eignes und fremdes Leid bewegten sein Herz, und das „Zeitungsblättle" hielt ihn mit den großen Weltereignissen auf dem Laufenden. „Leipzigs achtzehnten Oktober schrieb er in das Zeitbuch mit Zinnober." Teilnehmend besang er den großen Brand in Kürnbach, „diesem Marktfleck zweier Staaten, abgeteilt bei Hessen und bei Baden." Rührend flehte er zum Himmel: „Es steht ein Wetter grad über der Erd, wenn's nur ins Württembergische fährt!" Und innigen Dank spendete sein warmes Gemüt dem Pfarrverweser Fesenbeck, der sich die Liebe der Flehinger verdient hatte:

„Fesenbeck, bei deinem Scheiden
Werden unsre Augen naß, —
Alle wollen dich begleiten,
Sieh die große Menschenmass'!
Nie noch war die Liebe größer
Gegen einen Pfarrverweser."

Zu meinem Erstaunen fand ich mitten unter diesen drolligen Gedichten drei mir bekannte, die zu Volksliedern geworden waren, auch in Gedichtsammlungen Aufnahme gefunden hatten und für Erzeugnisse des Wandsbecker Boten Claudius galten, an dessen Dichtungsweise sie erinnerten. Zwei davon hatte ich als Student singen hören, das „Kartoffellied" und das „Lied vom Dorfschulmeisterlein". In jenem verkündet er das Lob eines Wohlthäters der Menschheit:

Digitized by Google

„Herbei, herbei zu meinem Sang,
Hans, Joergel, Michel, Stoffel,
Und ſingt mit mir das Ehrenlied
Dem Bringer der Kartoffel."

Faſt möchte man glauben, es habe dieſes Lied den Bildhauer Friederich in Straßburg angeregt, den engliſchen Seehelden Drake in Stein auszuhauen und der Nachbarſtadt Offenburg zu ſchenken, wo er in Admiralstracht vor dem Rathauſe ſteht und von den Bauern, die zu Markte fahren, der Kartoffelmann genannt wird, weil ein Kranz von Kartoffelknollen zu den Füßen des Admirals angebracht iſt. — In dem Liede vom armen Dorfſchulmeiſterlein: „Willſt wiſſen du, mein lieber Chriſt, wer das geplagtſte Männlein iſt?" wird der Poet vom unbewußten Humoriſten zum bewußten Schelm, bleibt aber immer der gleiche, gutmütige biedere Alte, dem die Natur Gift und Stachel verſagt hat. — Das dritte Gedicht nahm ſich unter den andern aus wie eine reizende Kornblume im Rübenfeld, es war der „Wachtelruf": „Horch, wie ſchallt's draußen ſo lieblich hervor!" Ob das prächtige Lied ganz auf Sauters Boden gewachſen iſt, ſcheint mir nicht ſicher, denn im erſten Bande von des Knaben Wunderhorn (Heidelberg und Frankfurt 1806, S. 159) findet ſich bereits ein Gedicht „Wachtelwacht", das einem fliegenden Blatt entlehnt iſt und mit dem Rufe anhebt: „Hört, wie die Wachtel im Grünen ſchön ſchlägt: lobet Gott! lobet Gott!" Immerhin iſt das Lied Sauters entſchieden ſchöner und ſingbarer, die Idee dazu aber ſcheint er dem fliegenden Blatt entlehnt zu haben.

Mein unerwarteter Fund gab Anlaß zur Einführung des Dichters Biedermaier in den deutſchen humoriſtiſchen Muſenhain. Nach Kandern zurückgekehrt, ſchnitt ich ſofort deſſen drollige Figur aus der Sauterſchen Sammlung heraus, ſtellte eine Anzahl der Gedichte unverändert, andere abgeändert, ſowie einige, neu von mir in Sauters Geiſte verfaßte, zuſammen und überſchickte „das große Werk weniger Tage", wie ich mich ausdrückte, nebſt einer Vorrede, welche die Biedermaierpoeſie ſcharf charakteriſierte, meinem Freunde Eichrodt, der damals in Durlach wohnte. Ich forderte ihn zur Mitarbeit auf mit der Bemerkung: „Obſchon du den Sauter nicht übertreffen kannſt, ſo dürfte dir's doch gelingen, ihn zu erreichen." Ich legte Sauters Gedichte bei

Digitized by Google

und bat, sie dem alten Goll zurückzugeben. Daran reihte sich ein Briefwechsel. Eichrodt schickte mir zahlreiche Gedichte, die bis auf wenige nicht in die Kategorie der echten Biedermaierpoesie gehörten. Wir kamen deshalb überein, sie einem fingierten, von der Politik bereits angekränkelten und mit Schiller und Goethe befreundeten Buchbinder Treuherz unterzuschieben. Eine dritte Kategorie solcher komischer Gedichte, die durch witzige, mit Glück nachgeahmte Naivetät absichtlich Heiterkeit zu erzielen trachteten, unterschieden wir als Schartenmeiersche; unter dem Namen Schartenmeier hat bekanntlich der Aesthetiker Fr. Th. Vischer als Student das köstliche Bänkelsängerlied vom Helfer Brehm seinen Freunden vorgetragen.

Wer sich für die Geschichte der Biedermaier-Schöpfung interessiert, findet sie ausführlich erzählt in der Biographie Eichrodts von Kennel*), der sie aktenmäßig nach meinen, aus Eichrodts Nachlaß mitgeteilten Briefen dargestellt hat. Das Buch Biedermaier im 2. Bande von Eichrodts gesammelten Dichtungen stammt bis auf wenige Gedichte, die Eichrodt zurecht gemacht oder verfaßt hat, aus Sauters Sammlung oder von mir, die Vorrede ist wörtlich dieselbe, die ich ihm von Kandern schickte. Auch die Vorrede zu den Gedichten des Buchbinders Treuherz habe ich geschrieben, die Gedichte aber hat alle, bis auf die politischen Triolette, die von mir herrühren, Eichrodt verfaßt.

In der Vorrede zu den Biedermaier-Gedichten hatte ich bemerkt, daß sich auch bei den größten Dichtern Biedermaiersche Gemeinplätze fänden. Die Herausgeber der Fliegenden Blätter, denen Eichrodt unsere Scherze überschickte, machten sich auf diesen Wink hin den Spaß, dem Sauter-Biedermaier ein echtes Sprüchlein von Goethe aus der Abteilung „Paraboliſch": „Eins wie's andre," unterzuschieben, ohne daß es beanstandet wurde.

Ausdrücklich sei noch bemerkt, daß ich in einer Note zu dem Vorwort auf Sauter als den echten und eigentlichen Biedermaier hinwies, um keines Plagiats geziehen zu werden. Seit ich jedoch Gedichte nach seinem Vorgang und Vorbild verübte, hat mich die Muse gemieden.

*) Kennel, Ludwig Eichrodt, ein Dichterleben, Lahr, Schauenburg, 1895. S. 75—83.

Digitized by Google

Schluß.

Sobald ich hoffen durfte, meine Gesundheit wieder zu erlangen, entschloß ich mich, die Landpraxis aufzugeben, weil ich ihr nicht mehr gewachsen war, und kam auf den alten Gedanken zurück, die akademische Laufbahn einzuschlagen. Ich hatte ihn aufgegeben, weil mir die Mittel dazu fehlten, jetzt hatte ich sie mir in der Praxis erworben, sie konnten für 2—3 Jahre hinreichen. Mein Plan war, mich im Sommer durch Seebäder völlig herzustellen und im Herbste nach Würzburg zu gehen, um hier nochmals zu studieren und zu promovieren. Dann erst wollte ich mich in Heidelberg niederlassen und habilitieren.

Zur Badekur wählte ich die Küste der Normandie. Auf dem Wege dahin besuchte ich in Paris Karl Schaible, der dort in Verbannung lebte, aber gerade im Begriffe war, Frankreich mit England zu vertauschen. Er entschloß sich, mit mir an die See zu gehen, wir verweilten mehrere Wochen zusammen in dem kleinen Dorfe Sanvic bei Havre, machten auch Ausflüge nach Trouville, das gerade bei der vornehmen Welt in Aufnahme kam, nach Etretat und Honfleur. Die Bäder kräftigten mich, ohne mich gänzlich herzustellen.

Nach Würzburg zog mich Virchow. Seit dem Herbste 1849 lebte er nicht mehr in Berlin. Die preußische Regierung hatte ihm seiner demokratischen Gesinnung wegen im Frühjahr 1849 die Prosektur weggenommen und das Dozieren nur aus besonderer Gnade bis auf weiteres gestattet. Dies hatte ihn bestimmt, einem Rufe der baierischen Regierung nach Würzburg zu folgen, wo er die medizinische Jugend mächtig anzog und mit erstaunlicher Fruchtbarkeit fortfuhr, die Heil-

Digitized by Google

wissenschaft durch wichtige Entdeckungen und Ideen zu fördern. Preußen und Baiern hatten die Rollen vertauscht; einst hatte Preußen den Baiern Schoenlein, unbekümmert um die Anklage auf Hochverrat, die ihm in Würzburg gedroht, nach Berlin geholt, jetzt berief Baiern ebenso unbekümmert den erklärten Demokraten Virchow von Berlin nach Würzburg.

Ich blieb zwei Semester in Würzburg, hörte, nochmals immatrikuliert, Vorlesungen und Kurse bei Virchow, Koelliker und Scherer, arbeitete im Winter täglich mehrere Stunden im Präpariersaal und im Sommer im chemischen Laboratorium. Mit Heinrich Müller, dem frühe verstorbenen, um die Erforschung des mikroskopischen Baus der Sehhaut so verdienten Anatomen, erneuerte ich die schon in Heidelberg gemachte Bekanntschaft, und mit Nikolaus Friedreich, dem nachmaligen Heidelberger Kliniker, der gerade Dozent geworden war, schloß ich Freundschaft. Der Zufall machte mich gleich am ersten Tage zu seinem Tischnachbarn im Gasthofe zum Schwanen. Er war noch unverheiratet, und ich hatte meine Frau bei ihren Eltern zurückgelassen, erst an Ostern kam sie nach. Friedreich und ich richteten einen Mittagstisch um 5 Uhr für uns ein, um den Tag besser verwerten zu können; George Harley, später Professor und Physician am London University Hospital, der Verfasser einer geschätzten Monographie der Leberkrankheiten, und mehrere ältere Studenten der Medizin schlossen sich uns an. Gegen Ende des Sommersemesters promovierte ich, wobei mir Friedreich opponierte.

Um eine in der Praxis schmerzlich empfundene Lücke meines ärztlichen Wissens auszufüllen, ging ich von Würzburg nach der badischen Landes-Irrenheilanstalt Illenau, wo ich den größten Teil des Herbstes mit psychiatrischen Studien verbrachte. Neben dem Direktor Roller und den Aerzten Hergt und Fischer waren hier als Hilfsärzte Gudden, traurigen Andenkens, und Kast angestellt. Gudden beschäftigte sich eifrig mit mikroskopischen Untersuchungen, zeigte mir seine lehrreichen Präparate, namentlich über Hautparasiten, und setzte mir seinen Plan auseinander, die physiologischen Verrichtungen der Gehirnteile durch ihre operative Ausschaltung bei neugeborenen, am Leben zu erhaltenden Tieren, aufzuklären. Auch Kast war ein gescheiter Kopf

Digitized by Google

von selbständigem Urteil. Aus dem steten Verkehr mit diesen jungen Aerzten und aus den Krankenvisiten mit den erfahrenen älteren zog ich großen Gewinn.

Erst zu Beginn des Winters siedelte ich mit Frau und Kindern nach Heidelberg über; zu dem ersten Töchterchen war noch in Kandern, kurz nachdem ich das Krankenlager verlassen hatte, ein zweites gekommen. Im folgenden Jahre habilitierte ich mich. Von meinen alten Lehrern fand ich nur noch Chelius und Delffs; an Henles Stelle lehrte Fr. Arnold Anatomie und Physiologie, statt Pfeufer leitete Hasse die innere Klinik, Geburtshelfer war Lange.

Ich vermochte erst später ganz zu ermessen, welch ein Wagnis ich unternommen hatte, als ich mitten aus der Landpraxis heraus mich entschloß, mit noch siechem Körper und beschränkten äußeren Mitteln die akademische Laufbahn einzuschlagen. Der Versuch ist über Erwarten gelungen, und die Krankheit hat mir statt Verderben Glück gebracht; wäre ich auch länger gesund und Landarzt geblieben, so wäre ich doch zweifelsohne frühe den Strapazen erlegen, aber die Ausführung meines Wagnisses ist mir nicht leicht geworden. Kaum war ich in Heidelberg eingezogen, so sah ich mich beinahe gezwungen, zur Praxis zurückzukehren. Aus unklugem Mitleid hatte ich in Kandern beim Weggehen meinem Hauswirte, einem gutmütigen, aber schwachen Menschen mit großer Familie, der in Gant geraten war, den Einzug meiner Ausstände, gegen einen Anteil an der Einnahme, übergeben; er hatte den Einzug zwar besorgt, aber das Geld für sich und seine Familie verbraucht. Schlimmer noch war es, daß meine Gesundheit Jahre lang schwach und schwankend blieb; das Gespenst einer rückfälligen Lähmung erschreckte mich von Zeit zu Zeit, vermutlich wäre ich den Sorgen und Mühen unterlegen, hätte mir nicht die treue Gefährtin, deren Tapferkeit ich einst richtig erkannt, stets unverzagten und heiteren Sinnes ermunternd zur Seite gestanden.

Seit der überstandenen Lähmung war meine Haut, wie nie zuvor, gegen Temperatureinflüsse empfindlich geworden; sie war es auch nach den Seebädern geblieben, obwohl ich in den nächsten Jahren methodisch in der kalten Jahreszeit laue Wannenbäder und in der warmen, kalte Flußbäder gebrauchte; einige Versuche mit der kalten

Digitized by Google

Brauſe bekamen mir ſchlecht. Auch bei warmem Wetter durfte ich es nicht wagen, aus Furcht mich zu erkälten, ohne Ueberzieher im Freien zu ſitzen, auf kaltem Boden bekam ich raſch kalte, ſchwer zu erwärmende Füße. Es befielen mich Schmerzen und ein Gefühl von Schwäche in Lende und Beinen, wie beim Beginn meiner Lähmung, ich mußte mich Stunden lang niederlegen und fürchtete, nie wieder ganz geſund zu werden; alle die Opfer an Geld und Mühe glaubte ich vergeblich gebracht zu haben.

Ein läſtige Erſcheinung war auch im heißen Sommer eine übermäßige Tranſpiration nachts im Bette; ſie raubte mir den erquickenden Schlaf. Ich führte ſie auf eine Lähmung der ſchweißabſondernden Hautnerven infolge der Entzündung des Rückenmarks zurück, erſt nach zwei Jahren erkannte ich ihren wirklichen Grund. Vor dieſer Krankheit hatte ich nie Unterjacken angelegt, ſeither trug ich Flanelljacken mit kurzen Aermeln, die ich auch über Nacht am Leibe hatte. Die Wolle überreizte mir in der Bettwärme die Haut, von der Nacht an, wo ich die Flanelljacke wegließ und ſie nur noch bei Tage trug, hörte der Nachtſchweiß auf und erquickte mich wieder ein ruhiger Schlaf. Ich trug jetzt in der Nacht wie früher ein baumwollenes Hemd und aus Vorſicht darüber noch eine baumwollene Jacke, was ich vorher nicht gethan. Später vertauſchte ich die Flanelljacken mit Netzjacken; in der kalten Jahreszeit griff ich zu wollenen, in den wärmeren Monaten zu baumwollenen, je nach der Temperatur bald mit dickeren Fäden und engen Maſchen, bald mit dünneren Fäden und weiten Maſchen; auch ſeidene Netzjacken benutze ich im Sommer; über leinene Jacken habe ich kein Urteil aus eigener Erfahrung. Bekanntlich ſtehen die „normal-wollenen“ Herren von der hygieniſchen Induſtrie in heftiger Fehde mit den „normal-baumwollenen“ und den „normal-leinenen“; es dürfte hier wie in den meiſten Dingen der alte Spruch des weiſen Plinius zutreffen: Non omnibus eadem conveniunt, zu deutſch: Kein Ding taugt für jedermann.

Weit länger hat es gedauert, bis ich lernte, meine Füße vor Erkältung zu ſchützen, überhaupt meinen Körper gegen Temperatureinflüſſe widerſtandsfähig zu machen, mit einem Worte, mich abzuhärten.

Die gebräuchlichen Mittel zum Warmhalten der Füße: Pelz-

Digitized by

futter des Schuhwerks, eingelegte Fußsohlen, Ueberschuhe u. dergl. sind Palliativmittel und härten die Haut nicht ab, tragen nach Umständen dazu bei, sie noch weicher zu machen. Pelzfutter wird durch das Wasser, das aus der Haut stets abdunstet, bald feucht, leitet dann die Wärme zu gut und ist nur schwierig trocken zu halten. Ueberschuhe taugen nur dann, wenn sie den Fuß nicht luftdicht umschließen. Am wärmsten hielten mich ganz kurze, nur an die Knöchel reichende Uebersocken, die ich über den langen Untersocken trug und mindestens einmal am Tag mit neuen wechselte. Unangenehm aber ist dabei, daß man das Schuhwerk entsprechend weiter einrichten muß. Wirkliche Abhärtung erzielte ich allmählich durch Jahre lang fortgesetztes tägliches Eintauchen der Füße in kaltes Wasser und Abwaschen der Beine mit dem Schwamm bis zu den Knieen herauf, mit rasch nachfolgendem Wiedererwärmen im Bette, morgens kurz vor dem Aufstehen.

Dieses einfache Verfahren läßt sich zu jeder Jahreszeit leicht ausführen, und es verlangt keine großen Vorkehrungen. Jedes zur Aufnahme beider Füße hinreichend große, tiefe und starke Wasserbecken eignet sich dazu. Am besten wird das Becken schon am Abend zuvor mit Wasser so hoch gefüllt, daß die Füße darin bis über die Knöchel eintauchen, und an das Bett gestellt; daneben sind Trockentücher gerichtet. Befolgt man gewisse Vorsichtsmaßregeln, so lernt die verzärtelste Haut das kalte Wasser ertragen. Man darf nur nicht gleich mit zu niedrigen Temperaturen beginnen; man fängt, je nachdem die Individuen reagieren, mit 20, ja 22 und 24° R an und geht ganz sachte im Laufe von Wochen auf 16° R, nur ausnahmsweise tiefer, herab. Unter allen Umständen muß man dem kurzen, nur wenige Sekunden währenden Fußbade ein rasches Erwärmen der Beine folgen lassen. Dies geschieht in der Regel in wenigen Minuten, wenn man sie nach flüchtigem Abtrocknen in das warme Bett zurückbringt; ein Abreiben ist unnötig; je rascher sie in das Bett zurückgebracht werden, desto besser wird das Fußbad ertragen; nur bei zu niedriger Temperatur kann es länger als 10 Minuten dauern, bis sie gut warm werden. Bei sehr geschwächten und alten Personen meide man zu niedere Temperaturen und bleibe bei 16 bis 20° R.

Statt solche einfache, zu jeder Jahreszeit und fast allenthalben

Digitized by Google

leicht zu beſchaffende Fußbäder zu gebrauchen, huldigen romantiſche Schwärmer für „Naturheilmittel“ dem Waſſerſport des Barfußlaufens auf „taufriſchen“ Wieſen und „blinkenden Schneefeldern“. Das Beiſpiel der Proletarier, die im Sommer barfuß laufen, lehrt, daß die Fußſohlen dadurch hart, ſchwielig, und gegen den kalten Fußboden unempfindlich gemacht werden, aber der alte Spruch des Plinius behält recht. Was in Wind und Wetter aufgewachſenen Burſchen und Dirnen keinen Schaden bringt und ſie hart zu machen mithalf, kann den Zärtlingen, die ſich vom Arbeitstiſch an ſolche Kuren wagen, Iſchias, Eiweißharnen und Siechtum bringen, wie ich es in der Praxis erlebte; einmal büßte ſogar ein unkluger Menſch eine ſolche ungeſchickte Schneepromenade mit Brand der Zehen.

Zur Abhärtung der Haut des ganzen Körpers genügt ſelbſtverſtändlich die tägliche Einwirkung des kalten Waſſers nur auf die Füße nicht, der ganze Körper muß ihr täglich unterzogen werden. So lange ich aber anfangs es verſuchte, morgens mit der gewöhnlichen Methode der allgemeinen Abwaſchung in der Wanne ſtehend mein Ziel zu erreichen, bekam ich von Zeit zu Zeit rheumatiſche Schmerzen danach, bald da, bald dort, auch wenn ich gleich nachher noch das warme Bett aufſuchte; erſt nachdem ich die Abwaſchung mit dem Fußbad nicht auf einmal vornahm, ſondern abgeſetzt in zwei aufeinander folgenden Abteilungen, blieb ich für immer von Rheumatismen verſchont und erreichte meinen Zweck der Abhärtung völlig. Ich darf ſo empfindlichen Perſonen, wie ich es geweſen, folgendes Verfahren empfehlen. Man nimmt zuerſt das Abwaſchen des Körpers bis herab zu den Knieen vor, am beſten ſtehend oder knieend über das Waſſerbecken gebeugt, und läßt das Waſſer aus dem Schwamm namentlich über Nacken und Hals kräftig ſtrömen; dann trocknet man raſch ſich ab, hüllt den Leib ein, ſetzt ſich auf den Bettrand und taucht jetzt die Füße in das Becken, das am Bette ſteht, wäſcht die Beine bis zu den Knieen herauf, trocknet ſie flüchtig und zieht ſie zuletzt unter die warme Bettdecke zurück. Waſchung und Fußbad beanſpruchen wenige Minuten, in 10 bis 15 weiteren Minuten längſtens wird der ganze Körper im Bette warm. Man ſteht dann ſofort auf.

Wohl denen, die ſolcher vorſichtiger Methoden der Abhärtung nicht

bedürfen und ſchon in der Kindheit daran gewöhnt wurden, morgens gleich beim Aufſtehen ein flüchtiges kaltes Wannenbad, eine kalte Brauſe oder eine Abwaſchung des ganzen Körpers im kalten Sitzbad zu gebrauchen!

Hiemit bin ich zum Schluſſe meiner Erinnerungen gekommen. Den wiederholten Aufforderungen alter und junger Freunde, meine Lebensgeſchichte zu ſchreiben, habe ich damit nur teilweiſe entſprochen, aber ich glaube ſie nicht weiter, als bis zur Aufnahme meiner akademiſchen Thätigkeit führen zu ſollen. Die ſpätere Periode meines Lebens iſt den Fachgenoſſen hinreichend bekannt und würde andern Leſern kaum Intereſſe bieten, wohl aber mag die Geſchichte meiner Jugend Aerzten und Nichtärzten Leſenswertes bringen. Der Weg, den ich vom Landarzt zum kliniſchen Lehrer zurücklegte, hat vielfach Neugierde erregt, weil er nur ſelten, wenn je, begangen worden iſt. Meine Erinnerungen geben darüber Aufſchluß; auch liefern ſie Beiträge zur Geſchichte des mediziniſchen Unterrichts und der Medizin ſelbſt in der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, die den jüngeren Aerzten wenig bekannt iſt, ſowie zur Geſchichte unſres deutſchen Univerſitätsweſens, unſrer Kultur und politiſchen Entwiklung. Möchten die Bilder aus meinen Jugendjahren dem Leſer ebenſoviel Vergnügen bereiten, als mir ihre Aufzeichnung gewährte.

Digitized by Google

Der Abend verglüht und die Nacht bricht ein,
O flimmernder Staub im Sonnenschein,
Bald wirst du im Dunkel verschwunden sein.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

LANE MEDICAL LIBRARY

To avoid fine, this book should be returned on
or before the date last stamped below.

APR -9 1957
NOV 27 1940
DEC 13 1945
MAR 7 1951

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google